

VOR DEM VERGESSEN BEWAHREN



MAREK ANDRZEJEWSKI

VOR DEM VERGESSEN BEWAHREN

ERINNERUNGEN VON HANS FUCHS
ENKEL DES GRÜNDERS
DER „DANZIGER NEUESTE NACHRICHTEN“
(1894–1944)

WYDAWNICTWO
UNIwersytetu GDAŃSKIEGO
GDAŃSK 2015

Umschlag- und Titelseitengestaltung
Andrzej Taranek

Die im Buch verwendeten Aufnahmen stammen aus der Privatsammlung
von Hans Fuchs sowie aus der Zeitschrift „Unser Danzig“

DTP
Marek Smoliński

© Copyright by Uniwersytet Gdański
Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego

ISBN 978-83-7865-274-8

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
ul. Armii Krajowej 119/121, 81-824 Sopot
tel./fax 58 523 11 37, tel. 725 991 206
e-mail: wydawnictwo@ug.edu.pl

www.wyd.ug.edu.pl
Księgarnia internetowa: www.kiw.ug.edu.pl

INHALTSVERZEICHNIS

I. Einleitung	7
II. Anhang	24
1. Abriss der Geschichte der „Danziger Neueste Nachrichten“	26
2. Die Danziger Presse, in Friedrich von Wilpert, Danzig. Eine Erinnerung. Abgeschlossen in Flensburg am 17. Januar 1946, S. 138–145.	64
3. Erinnerungsblatt für unsere Leser. „Danziger Neueste Nachrichten“ 15. September 1919.	70
4. Käthe Rhode, Der Anfang.	72
5. Albert Brödersdorff, Dem Gründer der DNN Senator Gustav Fuchs zum Gedenken	74
6. Ein verhindertes Jubiläum. Zur Geschichte der „Danziger Neuesten Nachrichten“ (DNN)	76
7. Interessante Hintergrundinformation über die Gründung der DNN und anderer Zeitungen	79
III. Erinnerungen von Hans Fuchs Junior	83
1. Die Entwicklung der Firma Gustav Fuchs, Heilbronn	83
2. Meine Großeltern	84
3. Meine Eltern	94
4. Wo wir vor dem Krieg, Wohnten	105
5. Zoppot Bülowallee	110
6. Zoppot-Stolzenfelsallee 26	112
7. Danzig/Langfuhr- Ostseestrasse 9	114
8. Unsere Hausangestellten	115
9. Jugend und Schule in Danzig	119
10. Hitlerjugend.	131
11. Konfirmation und Kirchgang	133
12. „Danziger Neueste Nachrichten“	134
13. Segeln – eine Leidenschaft	144
14. Ende der Schulzeit.	149
15. Was wusste ich von der Verfolgung der Juden in Danzig?	150
16. Zweiter Weltkrieg	150
17. Hitlers Besuch in Danzig am 19. September 1939	157
18. Letzter Urlaub	163
19. Meine Schwester Thea: die letzten Monate in Danzig und Evakuierung	167

IV. Schlussbetrachtung	178
V. Abkürzungsverzeichnis	180
VI. Bibliographie	181
VII. Personenregister	186
VIII. Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen	190

I. EINLEITUNG

Danzig trägt viele Widersprüche in sich. Es hatte Tradition und verdankte auch seine neue Bedeutung zum großen Teil seiner Vergangenheit, nicht zuletzt der Presse, die bis 1945 überwiegend eine deutsche Presse war. Danzigs Geschichte ist auch in großem Maße deutsche Geschichte, und mit dem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert wächst die Hoffnung, dass die Geschichte der alten Handelsstadt mehr als bisher in ihrer ganzen Verwickeltheit in Polen gezeigt wird. Eine Danziger Pressegeschichte lässt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten schreiben. Das Konzept einer Synthese folgt der unbestreitbaren Tatsache, dass es zwischen Danzig und Deutschland vielfältige kulturelle und historische Verbindungen gab, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Presse. Weder in der deutschen noch in der polnischen Fachliteratur findet man bisher eine, betonen wir es deutlich, solide Monographie der „Danziger Neueste Nachrichten“ (DNN) oder zumindest eine Skizze über die Verleger-Familie Fuchs. Zwar hat der diese Worte Schreibende in deutscher und polnischer Sprache über die DNN publiziert¹, doch sind dies nur Beiträge, die bei Weitem das Thema nicht ausschöpfen. Denn das Schreiben über die Geschichte Danzigs in einem Zeitraum von 1894 bis 1944, ohne dabei die DNN gründlich einzubeziehen, ruft ein Gefühl von Unbefriedigung hervor. Die größte Danziger Tageszeitung hatte eine tragende Rolle inne in diesem Zeitraum, war von wesentlicher Bedeutung. Dieses Blatt gab Zugang zu fast allen wichtigen Informationen in der Stadt und der Region. Will man etwa das Alltagsleben in der Freien Stadt Danzig betrachten, so dürfen die in der DNN gedruckten Nachrichten nicht übergangen werden. Es würde zu Oberflächlichkeit in der Betrachtung führen.

Der Herausgeber des vorliegenden Bandes trägt sich seit fast 40 Jahren mit der Absicht, ein Buch in polnischer und deutscher Sprache über das Alltagsleben in Danzig und Zoppot den Jahren zwischen den Weltkriegen zu verfassen. Trotz allen Anscheins ist dies ein recht schwieriges Thema, denn sich in das Klima der derzeitigen Freien Stadt oder in die alltäglichen Geschehnisse der Jahre des II. Weltkrieges einzufühlen, ist nicht so einfach wie es scheint. Dies verlangt nicht nur gute Faktenkenntnis, sondern auch, sich in auf das Denken, die Alltagsprobleme und Gewohnheiten der Danziger Deutschen einzulassen. Der Schlüssel zu einer umfangreicheren Darstellung der Geschichte der Freien Stadt, genauso wie der früheren und späteren Geschichte Danzigs, ist gerade eben die Lektüre der Zeitungen.

¹ M. Andrzejewski, *Abriss der Geschichte der „Danziger Neuesten Nachrichten“ (1894–1944)*, in: *Danzig vom 15. bis 20. Jahrhundert*. hrsg. von Bernhard Jähnig, Marburg 2006; *Szkic dziejów największej gazety w Wolnym Mieście Gdańsku – Danziger Neueste Nachrichten*“, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“, nr 25.



Abb. 1. Marienkirche

Und dabei die des größten Danziger Tagesblattes – die „Danziger Neueste Nachrichten“. Diese Zeitung, von der fast alle Ausgaben erhalten blieben, sind eine wahre Fundgrube jeglicher Information. Es ist nur zu bedauern, dass bisher recht selten Wissenschaftler diese wertvolle Sammlung in der Bibliothek der Akademie der Polnischen Wissenschaften (PAN), bis 1945 Stadtbibliothek², für ihre Forschungen nutzen.

Aber auch noch viele andere Aspekte sind zu bedenken. War z.B. der Danziger ein begeisterter Zeitungsleser? Gehörte es zum Prinzip der Danziger Zeitungen, den Kontakt mit ihrer Leserschaft systematisch auszubauen? Auch verdient das Problem der anderen Medien, wie der Rundfunk, der 1926 in Danzig gegründet wurde, mehr Aufmerksamkeit. Wie weit er die Bedeutung der Danziger Tageszeitungen zu vermindern imstande war, bleibt eine offene Frage. Als ein interessantes, übergreifendes Forschungsproblem bei Inhalts- und Leseranalysen könnten Fragen nach den Wirkungen von politischen Kampagnen besondere Beachtung finden. Aufmerksamkeit verdient auch die Frage der Gleichschaltung der Danziger Presse. Hochinteressant ist schließlich ein Vergleich von Stil und Methoden der Danziger Pressepolitik und der Pressepolitik in Deutschland.

Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass die Fachliteratur zur Geschichte Danzigs sehr umfangreich ist. Doch wäre es übertrieben, zu behaupten, dass im vollen

² M. Andrzejewski, *Die Bibliotheken in der Freien Stadt Danzig*, Gdańsk 2006.

Umfang der Forschungsstand zufriedenstellend ist. Einige Zeitabschnitte sind recht umfassend erforscht, andere jedoch erfordern weitere Vertiefung und Publikation. Dies ist umso mehr von Wichtigkeit, da die Geschichte Danzigs sehr häufig nicht nur eine regionale Geschichte, sondern im weiten Sinne ein wesentlicher Teil der Geschichte überhaupt ist. Weiterhin sind die Jahre 1815–1919 in der vielbändigen Ausarbeitung zur Danziger Geschichte am schwächsten analysiert. Insbesondere Fragen der Kultur, der Bildung und Wissenschaft sind darin mit einem gewissen Wunschenken behaftet, dass im 19. Jahrhundert Danzig vor allem polnisch geprägt war.

Eine weitere Unzulänglichkeit in der Geschichtsschreibung zu Danzig bis 1945 ist die recht geringe Zahl von Biografien und biografischen Wörterbüchern. Dies betrifft vor allem die mit der Stadt Danzig verbundenen Deutschen, die eine tragende Rolle im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Stadt innehatten.

Das Fehlen eines brauchbaren biographischen Wörterbuches der Freien Stadt Danzig ist häufig beklagt worden. In den Jahren 1992–2012 erschienen sieben Bände. Der Initiator dieser biographische Serie, Stanisław Gierszewski, schreibt, dass nur diese Deutsche berücksichtigt werden, die polenfreundlich eingestellt waren³. Das ist natürlich eine sehr einseitige und keine solide wissenschaftliche Haltung. Zwar wurde in den nächsten Bänden diese Einstellung teilweise geändert, aber weiterhin kann man grosse Bedenken haben. So fehlt es an bedeutenden Danziger Persönlichkeiten und statt dessen stoßen wir z.B. auf ein Biogram von einem Imker oder auf ein Biogramm von einer Legendenerzählerin.

2009 erschien in der Schriftenreihe „Genius loci“ eine Arbeit über Persönlichkeiten der Freien Stadt Danzig⁴. Der Verfasser schreibt natürlich auch über die Danziger Journalisten und Verleger. Eine der wichtigsten Persönlichkeit in dieser Hinsicht war zweifellos Gustav Fuchs, der lange Zeit unter den Danziger Presseverlegern die größte Rolle spielte. Er war zuvor Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Zeitungsverleger und führte den Vorsitz im Verein Westpreußischer Zeitungsverleger. 1921 übernahm er das gleiche Amt im neu gegründeten Verein der Zeitungsverleger in der Freien Stadt Danzig. Allein angesichts dieser Tatsache ist es doch verwunderlich, dass in dem von Mirosław Gliński⁵ verfassten biographischen Wörterbuch Gustav Fuchs, aus welchen Gründen auch immer, einfach keine Erwähnung findet. Ich nehme an, es war nicht Böswilligkeit, sondern eine Unachtsamkeit des Autors. Hier sei nur angemerkt, dass dieses Lexikon die erste Ausarbeitung in polnischer Sprache ist, in der in großem Maße auch Personen deutscher Nationalität Berücksichtigung fanden.

³ *Słownik biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego* (SBPN). Hrsg. Stanisław Gierszewski. In den letzten Bänden wurden breiter als in den vorherigen auch Personen deutscher Nationalität berücksichtigt.

⁴ M. Andrzejewski, *Wolne Miasto Gdańsk (1920–1939) Leksykon biograficzny*, Gdańsk 2009.

⁵ M. Gliński, *Ludzie dziewiętnastowiecznego Gdańska. Informator biograficzny*, Gdańsk 1994.

Ähnliches ist auch in der Fachliteratur zu verzeichnen; es seien hier nur einige Beispiele dazu angeführt⁶. Dass in Abhandlungen zur Wirtschaft⁷ oder auch zur Danziger polnischen Bevölkerung die Namen Gustav und Hans Fuchs fehlen, verwundert nicht so sehr wie die Erwähnung dieser Personen in den von Peter Oliver Loew verfassten Büchern. Insbesondere in einer, die Jahre 1793–1920⁸ betrachtenden umfangreichen Arbeit ist eine einmalige Erwähnung von Gustav Fuchs entschieden zu wenig. Im sehr interessanten Aufsatz zur Geschichte der Danziger Presse in den Jahren 1858–1918 wird Gustav Fuchs mit keinem Wort erwähnt⁹.

Aber glücklicherweise findet Gustav Fuchs die ihm zustehende Berücksichtigung in ersten Band Dort lesen wir nämlich: „F. machte eine Banklehre, besuchte anschließend in Straßburg die Univ. und wandte sich bald der Politik zu. Er war führend in der Nationalliberalen Partei tätig, ging 1894 nach Danzig, gründete die „Danziger Neuesten Nachrichten“ und wurde 1899 Stadtverordneter, dann Stadtrat, Mitglied im Staatsrat, 1920–24 parlamentarischer Senator im Senat der Freien Stadt Danzig. Er gehörte dem Vorstand des Vereins deutscher Zeitungsverleger an und war Vorsitzender des Danziger Zeitungsverlegervereins“. Seine sich verschlechternde Gesundheit zwang ihn, sich aus dem öffentlichen Leben zurück zu ziehen.

Nicht nur von Gustav Fuchs und seinem Sohn Hans, auch von den meisten Danziger Journalisten und Verlegern, wie z.B. Fritz Jaenicke, Friedrich von Wilpert, Fritz Weber und Ernst Loops, wissen wir leider zu wenig. Nur über den sozialdemokratischen Journalisten Erich Brost sind einige Biografien vorhanden¹⁰. Es wäre falsch, sich vorzustellen, dass das biographische Handbuch Menschen der Freien Stadt Danzig 1920–1939 ein vollständiges Kompendium ist. Das Lexikon ist als Provisorium gemeint und ein umfassendes biographische Woerterbuch ist ein dringendes Desiderat. Ähnlich wartet Hermann Rauschnig noch auf eine umfassende Biografie. Er war eine bedeutende Persönlichkeit, ein sogar in den USA geschätzter Politiker, die bis heute Kontroversen hervorruft. Es reicht hier anzumerken, dass er, obwohl er höchsten dreimal mit Hitler sprach, das bekannte Buch „Gespräche mit Hitler“ verfasste, das sich viele Jahre lang auf beiden Halbkugeln großer Glaubwürdigkeit erfreute.

⁶ A. Chodubski, *Nauka, kultura i sztuka w Wolnym Mieście Gdańsku*, Toruń 2000.

⁷ B. Hajduk, *Gospodarka Gdańska w latach 1920–1945*, Gdańsk 1998.

⁸ P.O. Loew, *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen*, Osnabrück 2003. s. 480.

⁹ P.O. Loew, *Danzig und seine Presse (1858–1918). Zeitung und Gesellschaft*, in *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel/ und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einleitung und kulturelle Traditionen*, hrsg. Jörg Riecke und Britt-Marie Schuster unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.

¹⁰ M. Andrzejewski, Erich Brost. *Życie i działalność gdańskiego socjaldemokraty*, Gdańsk 2003: „Man muß doch informiert sein, um leben zu können. Erich Brost. *Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, Bonn 1997.



Abb. 2 Jophengasse

Der Nachname „Fuchs“ ist in den deutschsprachigen Ländern recht häufig anzutreffen. Es ist also nicht verwunderlich, dass man in Danzig Menschen mit diesem Namen traf und noch heute trifft, die jedoch nicht mit Gustav Fuchs verwandt waren oder sind. So war ein Fuchs, Pressereferent des Nazi-Senats und Sohn eines angesehenen Arztes¹¹. Ein anderer Fuchs, Carl Dorius Johannes (1838–1922), schrieb jahrelang musikalische Rezensionen und andere Artikel über Musik für

¹¹ H. Siegmund, *Rückblick. Erinnerungen eines Staatsdieners in bewegter Zeit*, Raidosrf 1999.

die „Danziger Zeitung“. Über dreißig Jahre (1887–1920) arbeitete er mit dieser Zeitung eng zusammen. Er war Animator des musikalischen Lebens in Danzig.

Da, wie schon erwähnt, die Geschichte der DNN recht schwache Berücksichtigung in der Fachliteratur findet, ist es umso mehr begründet, diesem Thema Beachtung zu schenken und so die Erinnerungen von Hans Fuchs, dem Enkel von Gustav Fuchs, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Desto mehr, da es übertrieben wäre zu behaupten, dass wir über eine große Anzahl von Erinnerungen verfügen. Zu einem gewissen Grad illustriert dies der Aufsatz von Stanisław Mikos, der, ähnlich wie die Mehrheit der polnischen Forscher zur Geschichte Danzigs, einen fast typischen Polonozentrismus¹² vertritt. Der Autor bespricht vor allem die Erinnerungen von Mitgliedern der Danziger „Polonia“ und von polnischen Diplomaten, die nichts Neues beitragen oder höchstens drittrangige Fakten enthalten.

Neben eine gründlichen Durchsicht der Presse sind auch Erinnerungen für eine Darstellung des Alltagslebens der Danziger von Bedeutung. Einige dieser Erinnerungen, so wie die von Hans Fuchs Junior, wurden als maschinengeschriebener Text¹³ verfasst, so dass ihre praktische Nutzung recht erschwert ist. Genauso ist es mit dem maschinengeschriebenen Text von Friedrich von Wilpert¹⁴, der sich beträchtlich von der einige Jahre später als Buch herausgegebenen Monografie unterscheidet.



Abb. 3. Danzig aus Vogelperspektive. Oben das Gebäude der „Danziger Neueste Nachrichten“

Ähnlich wie die Geschichte der Danziger Presse und der Danziger Journalisten so ist auch die Geschichte des Alltagslebens in der Mottlaustadt recht selten Thema wissenschaftlicher Ausarbeitungen. Unter den polnischen Erinnerungen ist der erste Band der Erinnerungen des Danziger Bowke von Brunon Zwarra¹⁵ von Interesse. Dieser Danziger Pole führt eine große Anzahl von Informationen über das

¹² S. Mikos, *Wolne Miasto Gdańsk w dziennikach, pamiętnikach i wspomnieniach*, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“ 1975, Nr. 22,

¹³ H. Fuchs, *op. cit.*

¹⁴ F. von Wilpert, *op. cit.*

¹⁵ B. Zwarra, *Wspomnienia gdańskiego bówki*, Bd. 1, Gdańsk 1984.

alltägliche Leben in der Stadt an. Dabei bemüht er sich, die Proportionen einzuhalten und nicht ausschließlich über die polnische Bevölkerung zu schreiben. Bemerkenswert sind auch die Erinnerungen eines Mitarbeiters des Generalkommissariats der Republik Polen in der Freien Stadt an Roman Wodzicki, die sich durch Objektivität auszeichnen „In grossem Masse glich Danzig“, wie er schreibt, „in der Zeit zwischen den Weltkriegen äusserlich einer deutschen Stadt. Die Sprache der Straße war fast nur Deutsch. Der deutsche Charakter machte sich im Stadtbild auf fast jedem Schritt und Tritt bemerkbar. Ein leuchtendes Beispiel dafür sind die oben erwähnte Erinnerungen von Roman Wodzicki, der im September 1928 nach Danzig kam. Zwar war er auf ein Treffen mit dem deutschen Danzig schon früher vorbereitet, aber trotz allem war der Beamte des Generalkommissariats der Republik Polen in der Freien Stadt überrascht, daß polnische Aufschriften in der Stadt nur schwer zu finden waren. Sogar die Danziger Eisenbahner und Zollbeamten trugen“, wie er feststellte, „die Mütze nach deutschem Schnitt“¹⁶. Über die DNN schreibt kurz Sigmund Warrmiński¹⁷.

Besser sieht es bei den Erinnerungen von Danziger Deutschen aus. Wertvoll sind hier sicher die Erinnerungen des Präsidenten des Danziger Senats Ernst Ziehm¹⁸. Seine Erinnerungen enthalten eine breite und recht tiefgründige Charakteristik von Gustav Fuchs.

Eine gewisse Enttäuschung sind leider die Erinnerungen von Carl Jakob Burckhardt¹⁹. Wertvoll sind auch die Erinnerungen von Heinrich Sahn. Auf neue und farbige Weise stellt Friedrich von Wilpert eine ganze Reihe von Aspekten des Alltagslebens in der Freien Stadt Danzig dar, unter anderem auch die Frage des Schmuggels.

Die Freie Stadt befand sich innerhalb der Zollgrenzen der Republik Polen und in der Zeit zwischen den Weltkriegen spielte hier die Frage des Schmuggels eine große Rolle. Verhältnismäßig viele Danziger machten sich die Preisunterschiede zunutze und schmuggelten aus Ostpreußen Gegenstände des täglichen Bedarfs. Zur Veranschaulichung dieses Unwesens führen wir hier ein Fragment der Erinnerungen des Redakteurs der DNN, Friedrich von Wilpert, an. Er schrieb: „Infolge der komplizierten Verkehrsverhältnisse im Verein mit den prohibitiven polnischen Zollgesetzen wurden die meisten Danziger systematisch zu Schmugglern erzogen. Manche betrieben diesen „Sport“ aus reiner Leidenschaft, und niemand kann auch nur auf den Gedanken, er begehe eine strafwürdige Tat. Wer einmal gefaßt wurde, der schimpfte auf die Polen, zahlte die Strafe und beschloß, nächstens noch vorsichtiger ans Werk zu gehen“²⁰.

¹⁶ R. Wodzicki, *Wspomnienia. Gdańsk – Warszawa – Berlin 1928–1939*, Warszawa 1972, S. 70–71.

¹⁷ S. Warminski, *Danzig-Heimatland. Lustige und wehmütige Erinnerungen eines Wanderers zwischen dem alten Europa und der Neuen Welt*, Frankfurt am Main 2000, S. 23–24.

¹⁸ E. Ziehm, *Aus meiner politischen Arbeit in Danzig 1914–1939*, Marburg-Lahn 1956.

¹⁹ C.J. Burckhardt, *Meine Danziger Mission 1937–1939*, München 1971.

²⁰ F. von Wilpert, *op. cit.*

„Es muß auch gesagt sein, daß neben individuellem Schmuggel und dem Schmuggel vieler Danziger Firmen, der in der Tat einen fast halblegalen Charakter annahm, im großen Ausmaß auch Alkohol geschmuggelt wurde. Relativ viele Bürger der Freien Stadt gingen dieser Beschäftigung nach und der Danziger Hafen war bis Anfang der dreißiger Jahre einer der Hauptausgangspunkte für den Alkoholschmuggel nach Finnland und Schweden. Nicht selten drückten die Danziger Zöllner die Augen beim Schmuggel zu, besonders wenn er den polnischen wirtschaftlichen Interessen zuwiderlief. Die skandinavischen Zollbehörden zeigten dagegen bei der Bekämpfung des Alkoholschmuggels viel Energie. Es gab auch Fälle, daß die Schmuggler, von Zollbooten eingeholt, ihre Waren ins Wasser gießen mußten. Die Danziger Spaßvögel erzählten dann über die von Spiritus berauschten Heringe, die gegen den Strom nach Warschau schwammen²¹.



Abb. 4. Danziger Machandel

Wie schon der Schmuggel andeutet, war das alltägliche Leben in Danzig in der Zeit zwischen den Weltkriegen recht frappierend. Auch hier bringen die Erinnerungen von Hans Fuchs viel Neues. Diese Erinnerungen schrieb eine Mensch, dessen Vater zur Elite der Freien Stadt Danzig gehörte. Der Leser erfährt über die Verhältnisse, die in einem gut situierten Haus einer deutschen Familie in Danzig herrschten. Wir erfahren auch etwas über das politisch-gesellschaftliche Klima, über die Erziehung der Kinder, das Verhältnis zum Dienstpersonal, über die

²¹ M. Andrzejewski, *Zjawisko przemytu w Wolnym Mieście Gdańsku*, in *Na rozstajach dróg. Gdańsk między Niemcami a Polską (1920–1939)*. Zbiór studiów pod redakcją Mariana Mroczyki, Gdańsk 1998, S. 125–129.

wachsende Popularität des Sportes, über Sparsamkeit, Schulleben, Bescheidenheit und auch über die Beliebtheit von Radio und Tonfilm. In den Erinnerungen werden Reisen nach Österreich beschrieben, die sich ganz sicher kaum ein Danziger Durchschnittsbürger erlauben konnte. Von großem Interesse sind die Beschreibungen der Waldoper in Zoppot und die Erinnerungen an Rudolf Schaper, dem Großvater.

Nicht zu vernachlässigen sind auch die Erinnerungen eines der Mitarbeiter des Verlegers der DNN, Oscar Bechtle²². Außer wertvollen Informationen über die größte Danziger Tageszeitung findet man hier auch ein spannendes Bild des alltäglichen Lebens in Danzig vor 1945. Hier sei erwähnt, dass verhältnismäßig häufig sehr interessante Erinnerungen und Artikel in der Zeitschrift „Unser Danzig“ zu finden sind.

In den vorliegenden Erinnerungen von Hans Fuchs Junior und seiner Schwester Dorothea darf natürlich ihre Einstellung und insbesondere die von Hans Fuchs Senior zum Nationalsozialismus nicht unerwähnt bleiben. Man kann sich nur schwer des Eindrucks entziehen, dass Hans Fuchs sich sehr bemühte, die Macht ergreifung Adolf Hitlers und die wachsende Unterstützung der NSDAP in der freien Stadt Danzig objektiv und ohne Beschönigung darzustellen. Besondere Beachtung verdienen diese Abschnitte, in denen der Besuch des Führers in Danzig am 19. September 1939 und dessen begeisterte Begrüßung durch die Danziger Deutschen beschrieben ist. Der Anschluss der Freien Stadt schien sie, zumindest an diesem Tag, die brutalen und antidemokratischen Methoden der Nazis vergessen zu lassen.

Bezüglich der Veränderungen des alltäglichen Geschehens in Danzig möchten wir auf die Mentalität der dortigen Bevölkerung einwirkende Abtrennung der Stadt vom Deutschen Reich hinweisen. Obwohl der politische Status der Freien Stadt Danzig Leben und Sitten der Danziger Einwohner deutlich geprägt hat, war für die meisten von ihnen die Politik nicht das „Leitmotiv“. Sie hatten Arbeit und für viele Bürger der Freien Stadt Danzig, in erster Linie für Kinder sowie junge Frauen und Männer, war die Zeit zwischen den Weltkriegen, und dabei vor allem die zwanziger Jahre, zwar nicht unproblematisch, aber doch schön, was recht interessant ist.

In den Erinnerungen des Enkels des Gründers der DNN fällt auf, dass sehr selten Personen mit polnischer Nationalität erwähnt werden. Wenn solche Menschen Erwähnung finden, schreibt Hans Fuchs Junior über das Dienstpersonal, unter dem auch Polinnen waren. Er schreibt über diese Hausangestellten mit Sympathie und ohne jegliche Bosheit oder gar Überlegenheit. Jedoch dass die polnische Bevölkerung in Danzig keine größere Betrachtung in den Erinnerungen von Hans Fuchs findet, rührt sicher daher, dass die Freie Stadt deutschen Charakter hatte und die Bevölkerung mindestens zu 90% deutsch war. Kontakte

²² O. Bechtle, *In Danzig von 1928 bis 1945*, „Unser Danzig“ 2005, Nr. 1, S.15–16, 22, 25; Nr. 2, S. 19–23; Nr. 3, S: 30–33.

mit den Polen waren selten und zufällig und hatten für die Familie Fuchs keine größere Bedeutung.

Zweifellos ist Jan Sikora zuzustimmen, wenn er schreibt: „Die präsentierten Motive der „Danziger Neuesten Nachrichten“ sind nicht als vollständig zu betrachten und verdienen eine eingehende linguistische Untersuchung, die hier nur teilweise vorgenommen wurde“. Jedoch sind seine Feststellungen zur politischen Schattierung der DNN nur schwer zu akzeptieren. Sie machen den Eindruck, nicht genau überlegt und recht einseitig zu sein. Ziehen wir hierzu als Beleg das folgende Zitat heran: „Die Präsentation illustriert aber zum Teil die gesellschaftliche und politische Stimmung im Danzig der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Durch die Lektüre zahlreicher Beiträge aus jener Zeit erscheint in den Augen des Forschers eine Stadt, in der die Überzeugung von der Isoliertheit, Gefährdung und feindlichen Einstellung von Seiten der Nachbarländer den Alltag bestimmte. Ein düsteres Bild, das ein für sich geschlossenes Kapitel der Danziger Geschichte bildet“²³.

Wertvoll an den Erinnerungen von Hans Fuchs ist, dass sie Einblick geben in das Alltagsleben der Danziger Elite und auch besser verstehen lassen, welche Motive die Danziger Deutschen hatten, skeptisch zu den Losungen des Nationalsozialismus eingestellt zu sein. Die Eingliederung der Freien Stadt Danzig in das Dritte Reich schwächte jeglichen Widerstand. Darüber hinaus, und dies deuten die Erinnerungen von Hans Fuchs an, garantierte eine volle Akzeptanz? den Erhalt der beruflichen Position und des Vermögens. Hans Fuchs Seniors Erlebnisse lassen darauf schließen, dass gewisse Angelegenheiten so erledigt wurden, dass sie einen Freiraum für Spekulationen geben. Die Verschlechterung der finanziellen Lage der Familie Fuchs und Hans Fuchs schrittweise Einschränkung der Einflussnahme auf das Profil der DNN scheint davon zu zeugen, dass die Nazis es verstanden, Vorwände zu schaffen und aus taktischen Gründen nicht direkt zu attackieren.

Die Erinnerungen von Hans Fuchs sind es wert, mit anderen Erinnerungen Danziger Deutscher, die normalerweise aus weniger gut situierten Schichten stammten, zu vergleichen. Hier bieten sich die Erinnerungen von Lisa Barendt an, die aus einer recht ärmlichen kinderreichen Arbeiterfamilie stammt. Hier tun sich uns zwei Welten auf. Einerseits die Familie Fuchs mit Diensthof und einer Wohnung von 200 m²; andererseits wäre es aber falsch, die materielle Situation der Arbeiterschaft als einheitlich zu kennzeichnen, denn berufliche Qualifikation, Familienstand, Alter und Geschlecht entschieden im Einzelnen über den Lebensstandard. In der schlimmsten Lage befanden sich vor allem die Arbeitslosen. Den harten Lebensbedingungen der großen Familie eines Arbeitslosen schildert ausführlich Lisa Barendt in ihrer Erinnerungen²⁴. Aus der heutigen Perspektive machen die Lebensbedingungen dieser Familie einen erschütternden Eindruck. Es ist denn kaum zu glauben, daß für die Familie, in der zeitweise niemand eine Stellung finden konnte, es ein grosses Problem war, die Kinder zu ernähren.

²³ J. Sikora, *Thematische Schwerpunkte in der deutschsprachigen Presse Danzigs vor 1945*, S. 211.

²⁴ L. Barendt, *Danziger Jahre. Aus dem Leben einer jungen Frau bis 1945/46*, Oldenburg 1994.

Auch in der Freien Stadt war die Lebensweise von Oberschicht und Unterschicht nicht vergleichbar. Eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben der Bürger der Freien Stadt spielten verschiedene Vereine und viele Danziger Deutsche gehörten sogar einigen gleichzeitig an. Neben Bridge-Spieler, den Keglern, Briefmarkensammlern oder Besitzern von Brieftauben waren Gesangsvereine, die Schopenhauer-Gesellschaft und unzählige anderen Vereine – oft Zweigvereine deutscher Organisationen – tätig, die von mehr oder weniger großer Bedeutung waren. Auch die Polen in der Freien Stadt waren in hohem Maße organisiert und gehörten verhältnismäßig vielen Vereinen an. Manche Vereine hatten einen exklusiven Charakter, wie z.B. der Danziger Übersee-Club²⁵, dessen Klubbeitrag in der Inflationszeit ein englisches Pfund monatlich betrug. Es ist noch zu bemerken, daß sein Ziel war, in Danzig und Zoppot wohnenden Ausländern „in gesellschaftlichen Kontakt“ zu bringen“.

Es wäre eine Übertreibung von Danzig, wie z.B. von Hamburg, zu behaupten, daß die Weichselstadt das Tor zur Welt sei. Auch damals war Danzig stark von Provinzialität oder genauer von Provinzialitäten geprägt. Die neuen Strömungen in der Kunst, Mode oder Unterhaltung bahnten sich nur langsam den Weg zum Danziger Bürger. Dazu nur ein Beispiel: In der Freien Stadt schießen keinesfalls anfangs der zwanziger Jahren Kabarets wie Pilze aus dem Boden und diese Form der Unterhaltung fand unter den Danzigern verhältnismäßig wenig Interesse. Es wäre auch eine Übertreibung zu sagen, daß es in den „wilden“ zwanziger Jahren in Danzig solche Begeisterung für Jazz gab wie beispielsweise in der Vergnügungsmetropole Berlin.

Oft ist es die Kenntnis der Lebensumstände in der Freien Stadt Danzig, die die Wohnraumprobleme in Danzig und Zoppot nach 1945 besser verstehen lassen. Auch hier gab es krasse Unterschiede und neben den Einzimmerwohnungen, in denen nicht selten sechs- bis zehnköpfige Familien wohnten, konnte man in Danzig und Zoppot Acht- oder Zehnzimmerwohnungen mit allen modernen Einrichtungen finden. Charakteristisch ist dabei, dass es in der Arbeiterstadt Danzig proportional weniger größere Wohnungen als im Kurort Zoppot gab. Es lohnt sich gleichzeitig hinzuzufügen, daß es in der Freien Stadt keine Slums und sehr wenig Obdachlose gab.

Das Alltagsleben in Danzig stand eine lange Zeit am Rande des Interesses der Historiker und ist bisher leider ein fast unerforschtes Feld. An dieser Stelle erlaube

²⁵ Auch über den Übersee-Club finden wir in der Literatur nur zerstreute Informationen. Deswegen ist zweckmässig, hier ein Fragment der Erinnerungen von Oscar Bechtle zu zitieren (Nr. 1, S. 25); „Das gesellschaftliche Leben spielte in der alten Hansestadt eine besondere Rolle. Der Frack war ein oft gebrauchtes Kleidungsstück, da das kleine Staatswesen mit seiner internationalen Stellung. Völkerbund und 36 Konsulate neben anderen reichlich gesellschaftliche Empfänge veranstaltete. Ich wurde auch bald Mitglied des neugegründeten Übersee Clubs und kam dadurch – sehr anregend für den Binnenländer – mit vielen Ausländern, nämlich Skandinaviern und Engländern, zusammen (Sven Hedin u.a.) Privat hatten wir bald einen sehr umfangreichen Verkehr, der sich vielfach auch zu heute noch bestehenden Freundschaften verdichtete: Ärzte, Architekten, Schauspieler vor allen“. Siehe auch: R. Wodzicki, *op. cit.*, s. 97–98.

ich mir zu betonen, dass das Thema des Alltagslebens in Danzig in der Zeit zwischen den Weltkriegen wie in den Jahren 1939–1945 einer breiteren Ausarbeitung in deutscher und polnischer Fassung mit Sicherheit verdient. Ein anderes Desiderat ist meiner Meinung nach eine Arbeit, in der deutsche und Danziger Historiker die Alltagsproblematik der hanseatischen Städte vom Anfang an bis zur Gegenwart zu vergleichen versuchten. Es ist zum Beispiel bezeichnend, dass der Titel „Senator“ im Senat der Freien Stadt mehr an die deutschen Hansestädte als an das alte Rom erinnerte. Dem Danziger Senat wurden übrigens größere Aufgabe gestellt, als dem Senat der Stadt Bremen, weil er in Danzig die Funktion einer Regierung innehatte.

Die Geschichte der Freien Stadt Danzig, die etwas von einem spannenden Roman hat, wurde bislang meist aus national- oder diplomatiegeschichtlicher Perspektive geschrieben. Danzig war zweifellos im Vergleich z.B. mit den Freien und Hansestädten Bremen und Lübeck im 19. Jahrhundert ein viel brisanter und kontroverserer Fall. Es ist zwar allgemein bekannt, dass die Gründung der Freien Stadt eine Kompromißlösung war, die in der Tat die deutsch-polnischen Beziehungen in großem Maße belastete, aber in Danzig, Zoppot und den drei Landkreisen ging das alltägliche Leben trotz allem weiter.

Im Vergleich mit der Periode des wilhelminischen Reiches hatte sich die Lage in Danzig nach 1918 in jeder Hinsicht geändert. Danzig trug damals, ähnlich wie die Städte im Deutschen Reich, den Stempel des verlorenen Krieges. Dann kamen die Jahre der Inflation und 1929 die große Wirtschaftskrise. Das Niveau und die Vielfalt im gesellschaftlichen Leben der späten Kaiserzeit wurde allgemein genommen erst in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre wieder erreicht.

Wir möchten hier nochmals unterstreichen, dass Danzig, ähnlich wie Zoppot und die drei Landkreise, der Bevölkerung nach eine deutsche Stadt war und daß sich der Prozentsatz der nichtdeutschen Bevölkerung ähnlich wie in den Städten im Deutschen Reich gestaltete. Die Mehrheit der Danziger Deutschen, die nach 1918 zu „Auslandsdeutschen“ wurden, war sich der Zugehörigkeit zu deutschen Kultur und Nation bewußter als der durchschnittliche Deutsche in der Weimarer Republik und dann im Dritten Reich. Wie Ulrich Sahn sich nach Jahren erinnerte, war er seinem Geschichtsbeußtsein nach „immer ein Danziger und damit ein Ostdeutscher geblieben“²⁶.

Toleranz war im allgemeinen für mehr Danziger als man oft behauptet etwas Selbstverständliches. Protestanten, Katholiken, Juden und Orthodoxe einerseits, Deutsche, Polen, Russen und Schweizer andererseits lebten täglich oft in Harmonie miteinander. Und wenn nicht in Harmonie so wenigstens nicht in Todfeindschaft. Die meisten Danziger Polen gehörten somit in großem Maße zum deutschen Kulturkreis. Sie bildeten keine geschlossenen Kreise, die von der Danziger Deutschen isoliert waren, und Vertreter beider Nationen wohnten in der Freien Stadt nicht selten Tür an Tür. Oft waren im alltäglichen Leben die gegenseitigen Kontakte stärker als die nationale Unterschiede.

²⁶ U. Sahn, „*Diplomaten taugen nichts*“. *Aus dem Leben eines Staatsdieners*, Düsseldorf 1995, S. 24.



Abb. 5. Milchkanen (Heute Stągiewna)

Zwar lebten in der Freien Stadt Deutsche und Polen nicht immer eng, aber alles in allem doch einträchtig miteinander. Politisch motivierte Übergriffe auf die polnische Bevölkerung, die man in der Tat als kriminelle Taten bezeichnen muß, passierten in der zwanziger Jahre im Grunde genommen selten. Nach der Machtübernahme und besonders in den letzten Monaten des Friedens stieg die Zahl der Übergriffe, die zumeist auf das Konto der Sturmtruppen der SA und HJ gingen. Aber auch die Danziger Alltagsgeschichte der dreißiger Jahre enthält viele Tatsachen, die über das tragische Schema der deutsch-polnischen Beziehungen hinausreichen.

Trotz allem konnte man aber Danzig nicht als eine kosmopolitische Stadt bezeichnen. In der Zeit zwischen den Weltkriegen war Danzig eine Stadt von deutlich deutschem Charakter. Die deutsche Kultur dominierte und die Meinung, Danzig hätte einen kosmopolitischen Charakter, entspricht nicht der Wahrheit. Die Arbeits- und Lebensverhältnisse in Danziger Betrieben unterschieden sich wenig von den Verhältnissen im Deutschen Reich. Der Lebensstandard hielt sich in der Freien Stadt im selben Rahmen wie in den Städten in Deutschland. Für polnische Verhältnisse war Danzig dagegen war Danzig oft „zu teuer“.

In so weit sich in der Altstadt die berühmten Lokale wie z.B. der „Lachs“ befanden, so war in Langfuhr, Ohra und anderen Danziger Stadtvierteln die kleine Wirtschaft mit ihrem festen Kundenkreis ein städtisches Element, vor allem für die Menschen, die in der Nachbarschaft wohnten. Stammlokale, die sogenannten Eckkneipen, ein Treffpunkt meist für die Männer, in dem Meinungen, Informationen und Klatsch ausgetauscht wurden. Ziemlich viele Danziger begannen den täglichen Feierabend mit einem Kneipenbesuch.

Tanzvergnügen am Wochenende wurden meistens von Ledigen bevorzugt, aber die Tanzlokale waren nicht selten auch für die Verheirateten eine beliebte Gelegenheit, sich von den Alltagsorgen zu erholen. In vielen Lokalen war gewöhnlich eine Kapelle bestellt, um zum Tanz aufzuspielen. Ihr Niveau und ihre Stärke hing natürlich von der Kategorie des Lokals ab. In Danzig waren Januar und Februar die Monate der gesellschaftlichen Großanlässe, und auf einigen Bällen, wie dem Presseball, sah man damals das tout-Danzig. Wenn sich die obere Schicht im Zoppoter Casino-Hotel und in anderen angesagten Lokalen amüsierte, verbrachten die Arbeiter und Kleinbürger die Tanzabende unter sich, oft in den Vereins- und Parteilokalen. Wie in Deutschland, so brach auch in Danzig, obgleich etwas später, nach dem Krieg die Tanzlust auf Swing, Charleston, Tango und Foxtrott aus. Es wäre aber eine Übertreibung zu sagen, daß es in den „wildem“ zwanziger Jahren in Danzig solche Begeisterung für Jazz gab wie in der Vergnügungsmetropole Berlin.

Die negativen Folgen des wirtschaftlichen Fortschritts für das Umfeld wurden in der Freien Stadt in der Zwischenkriegszeit zu keinem vorrangigen Problem. Danzig befand sich auch damals in einer besonders glücklichen geographische Lage. Es war an der Danziger Bucht und waldigen Moränehöfen gelegen und seine östliche Begrenzung war die Nogat. Der Danziger Innenstadt fehlten wie allen alten Städten Parkanlagen, aber viele Danziger Einwohner machten oft Spaziergänge zu den damals noch gut erhaltenen Wäldern in der Nähe.

Wie soll man das alltagskulturelle Klima jener Zeit in der Freien Stadt einschätzen? In Danzig mögen Viele, ähnlich wie früher, eher Bilanzen als Partituren und Bücher gelesen haben und es ist schwer zu behaupten, dass Danzig geistig eine rege Stadt war. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass in der Mottlaustadt damals starke und vielseitige Beziehungen zur deutschen Kultur bestanden. Polens kultureller Einfluß auf Danzig hatte in der Zeit zwischen den Weltkriegen keinesfalls das Ausmaß des deutschen erreicht. Nicht Paris oder London, sondern Berlin war in den zwanziger Jahren schließlich ein geistiges Zentrum Europas. Dies bestätigt

auch die Lektüre der Erinnerungen von Hans Fuchs, die zwar einige Jahre nach 1945 aufgezeichnet wurden, aber meiner Meinung nach aufdeckend sind. Die am Ende der zwanziger Jahre beginnende Weltwirtschaftskrise brachte auch für die Bevölkerung in Danzig Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Not. In den Volkstagswahlen von 1930 erreichte die NSDAP 16,4% der Stimmen und übernahm mit 12 Mandaten die Schlüsselrolle im neuen Volkstag. Bald nach den Volkstagswahlen von 1930 wurde in der Freien Stadt der Einfluß der Nationalsozialisten immer fühlbarer. Die Danziger NSDAP setzte sich als Ziel, so schnell wie möglich die politische Szene gleichzuschalten. Sie versuchte die Straßen zu beherrschen. Anfang der dreißiger Jahre waren Danzig und Zoppot oft Schauplatz von Straßenkämpfen zwischen Nationalsozialisten und Mitgliedern der Linksparteien. Allein im Jahre 1931 verübten die Sturmtruppen mindestens 248 Überfälle auf Gegner der NSDAP²⁷.

Bei den Volkstagswahlen am 28. Mai 1933 errang die NSDAP die Mehrheit. In den Jahren 1933–1935 war Danzig trotz allem noch eine verhältnismäßig offene Gesellschaft. In der Freien Stadt war nach 1933 Vieles anderes als im Dritten Reich, obwohl die NSDAP auch dort zur Macht kam. Die „braune Revolution“, konnte sich besonders in Danzig nicht über Nacht verwirklichen. Das totalitäre NS-Regime ließ aber in der Freien Stadt keinen Raum für die Entwicklung vielfältiger Lebensformen. Es begann die Verfolgung und Unterdrückung von katholischen Vereinen. Ähnlich übte man auf Arbeiter, die skeptisch gegenüber der NSDAP waren, Druck aus, nationalsozialistischen Organisationen beizutreten. Mit massivem Druck wurden die meisten Schüler und Schülerinnen zum Eintritt in die HJ und den BDM gezwungen.

Die relative Entspannung auf den Straßen in Danzig, Zoppot und anderen Orten dauerte bis Anfang 1935. Im Vorfeld der Volkstagswahlen vom 7. April und in den nächsten Monaten nahmen die Terroraktionen gegen Hitlergegner an Häufigkeit zu. Die Einschüchterungsversuche auf Mitglieder der Opposition beschränkten sich nicht nur auf das Einschlagen von Fensterscheiben und Dienstenthebungen. Befürchtungen und Ängste bestimmten zunehmend den Alltag. Die materielle Lage der aktiven Mitglieder der Opposition verschlechterte sich häufig empfindlich. Als anschauliches Beispiel für die Situation der Danziger Hitlergegner kann der Fall Erich Brost gelten. Der Journalist der „Danziger Volksstimme“ befand sich nach der häufigen Beschlagnahme und des Verbot des Organs der SPD 1936 in einer so schweren finanziellen Lage, dass er und seine Frau, wenn sie schon sehr hungrig waren, zu seinem Bruder zum Mittagessen gingen.

Es gab in dem immer mehr gleichgeschalteten Danzig nur Enklaven der Freiheit. Eine von ihnen war der Hauptbahnhof. Weil die Eisenbahn in der Freien Stadt Danzig mit Ausnahme der Kleinbahnen unter der Verwaltung Polens stand, waren die Oppositionsanhänger und Juden auf den Danziger Bahnhöfen vor

²⁷ Siehe näher: H.S. Levine, *Hitler's Free City. A History of The Nazi Party in Danzig, 1925–39*, Chicago and London 1973, S. 36–55.

NS-Schlägertrupps geschützt. Wichtig war auch, daß man in den Bahnhofskiosks Zeitungen kaufen konnte, die schon hundert Meter weiter verboten waren²⁸.

Im Vergleich zu der Entwicklung im Dritten Reich war die Lage der Juden in der Freien Stadt bis zum Herbst 1938 relativ gut. Es gab trotz verschiedener Schikanen noch in den Jahren 1933–1938 Bereiche des normalen Lebens und Zeichen der kulturellen und gesellschaftlichen Aktivität der Danziger Juden. Dann wurden sie, wie im Dritten Reich, deutlich als Bürger der zweiten Kategorie behandelt und hatten z.B. „keinen Zutritt mehr zu kulturellen Veranstaltungen“²⁹.

Es war wohl nach 1936 nur eine Minderheit, vor allem aus der sozialdemokratischen Partei und aus Zentrumsreihen, die in einer offenen Gegnerschaft zum NS-Regime verharrte. Viele andere kooperierten trotz Distanz mit dem Greiser-Senat und trugen auf diese Weise zur Herrschaftssicherung der NSDAP bei. Das Gefühl der Bedrohung und Angst vor Arbeitslosigkeit schwächte zusätzlich den Widerstandswillen der antinationalsozialistischen Opposition. „Allmählich wurden immer öfter die Oppositionsführer durch die „schweigende Mehrheit“ gemieden. Die früher in der Villa Karl Steinbrück – ein aktiver Hitlergegner- „häufig veranstalteten sogenannte Bierabende unter Beteiligung von Politikern, Künstlern und der Geschäftswelt gehörten in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre der Vergangenheit an“³⁰. Die NS-Regime hatte zwar einige Jahre später als im Dritten Reich aber doch fast alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens unter Kontrolle.

Nach der Machtübernahme wurden auch in Danzig manche Straßen unbenannt. Dazu ein Beispiel: Die Hauptstraße hieß seitdem Adolf-Hitler-Straße. Aber nicht nur die Straßen, sondern auch Einrichtungen wurden unbenannt. Von der Namensänderung wurde u.a. das Heinrich-Ehlers-Sportstadion, nun zur Ehre des Danziger Gauleiters zum „Albert-Forster-Stadion“. Viele neue Straßen und Einrichtungen bekamen mit der NS-Bewegung verbundene Namen. Es ist auch eine gewisse Ironie der Geschichte, dass der Verfasser, der sich seit Jahren mit dem antinationalsozialistischen Opposition in der Freien Stadt Danzig befaßt, jetzt in der ehemaligen Albert-Forster-Siedlung wohnt. Das hier nur in großen Linien skizzierte Bild des Alltagslebens in der Freien Stadt Danzig und die Geschichte der DNN ist, betonen wir das nochmals, ein gutes Thema für ein Buch, das sowohl für den deutschen wie für den polnischen Leser bestimmt sein sollte.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Teilen. Den ersten Teil in den Text aus Rezeptiosgründe, zweite Teil, bilden die Erinnerungen von Hans Fuchs Junior und dessen Schwester Dorothea. Diese Erinnerungen bringen näher, wie es einst in Danzig war, welches besondere Flair diese Stadt hatte. Es wird ein deutsches Danzig gezeigt, das es heute nicht mehr gibt und das sich derzeit nicht grundsätzlich von anderen Städten im Deutschen Reich unterschied. Diese Tatsache anerkennend möchte ich hier unterstreichen, dass die Geschichte Danzigs in überwiegendem Maße eine deutsche Geschichte ist. In diesem Bewusstsein

²⁸ M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, Bonn 1994, S. 127–129.

²⁹ *Ibidem*, S. 117.

³⁰ *Ibidem*, S. 117–136.

ist es wert zu unterstreichen, dass die Geschichte von Lemberg und Vilnius in hohem Grade eine polnische Geschichte ist. Sicherlich wäre es angebracht, wenn ukrainische und litauische Autoren daran gehen würden, die Geschichte dieser Städte nicht im Wunschdenken, sondern mit Wirklichkeitsbezug darzustellen. Danzig, Breslau und Stettin sind für die Deutschen als deutsche Städte verloren. Und die Polen sollten akzeptieren, auch wenn es schmerzhaft ist, dass Lemberg und Vilnius keine polnischen Städte mehr sind. Wenn man sich dessen bewusst ist, sollte ohne Befürchtungen auf eine Veränderung des Status dieser genannten Städte, sowohl die deutsche Vergangenheit von Danzig, Breslau und Stettin wie auch die polnische von Lemberg und Vilnius anerkannt werden.

Zur Vervollständigung wurden längere Ausschnitte aus einigen meiner Aufsätze, vor allem „Abriß der Geschichte der „Danziger Neueste Nachrichten“ sowie dem Artikel „Alltagsleben in der Freien Stadt Danzig“. Sie erschienen vor ca. zehn Jahren und machen Ergänzungen und Aktualisierung notwendig. Es wäre nur zu begrüßen, wenn diese Arbeiten, genau wie das vorliegende Buch, Anstoss für weitere Forschungen zu den DNN geben könnte

Dieses Buch wurde zu einem grossen Teil durch Herrn Hans Fuchs ermöglicht, der viel persönliches Engagement gezeigt hat; ich danke herzlich für sein Rat, Kritik und Verständnis. Frau Angela Fuchs hat sich viel Mühe gegeben, das Manuskript von sprachlichen Mängeln zu befreien.

II. ANHANG

Grundlage der vorliegenden Arbeit sind die Erinnerungen von Hans Fuchs Junior, die in den Jahren 1999 bis 2000 entstanden. Die zeitliche Distanz hat natürlich dazu beitragen können, dass bestimmte Ereignisse etwas verwischt dargestellt sind. Darüber hinaus sind Erinnerungen immer von einem mehr oder weniger sichtbaren Subjektivismus geprägt. Doch sind die Bemühungen des Autors um Sachlichkeit und Ausgewogenheit deutlich erkennbar, und ganz sicher sind die Erinnerungen von Hans Fuchs keine kritiklosen Berichte. Er bemüht sich, seine Erlebnisse und die seiner Familie vor dem Hintergrund der Geschichte Danzigs und Deutschlands aufzuzeigen. Diese Erinnerungen schrieb der Enkel des Gründers der größten Danziger Zeitung und eines Repräsentanten der einflussreichen und gut situierten Elite Danzigs. Die Aufzeichnungen bringen neue Fakten und dem Verfasser ist es gelungen, das Klima in der derzeitigen Freien Stadt Danzig überzeugend zu vermitteln. Auch deshalb war ich bemüht, zum Glück erfolgreich, den Autor der Erinnerungen davon zu überzeugen, seinen Erinnerungen als Buch zu veröffentlichen.

Die von mir getroffenen Auswahl zielt auf die Hervorhebung der interessantesten Teile der Erinnerungen von Hans Fuchs. Zwar gibt es hier gewissen Wiederholungen, die beibehalten wurden, um den Erzählfluss nicht zu unterbrechen. Fotos und Abbildungen der Familie Fuchs und auch von Danzig und Zoppot sind eine Bereicherung der Aufzeichnungen, wie ich zumindest hoffe. Notwendig erschien mir, auch einige Karten in die Edition mit einzubeziehen, um zu illustrieren, dass Danzig heute eine ganz andere Stadt ist als sie es vor 60 Jahren war. Auch hoffe ich sehr, die textlichen Anmerkungen erleichtern das Verständnis.

Das vorliegende Buch hat Ergänzungen, die, so die Absicht des Herausgebers, die Forschungen zur Danziger Presse, und dabei insbesondere zu den Danziger Neuesten Nachrichten, intensivieren sollten. Außer einem erweiterten Aufsatz über die größte Danziger Zeitung nahm ich auch ein Fragment des maschinengeschriebenen Textes von Friedrich von Wilpert auf. Dieser Text ist etwa doppelt so lang wie das Buch von Friedrich Wilpert, *Einer in fünf Zeitaltern. Meilensteine an einem wechselvollen Lebenswege* (Bonn 1977). Ich erhielt diesen Text vor zwanzig Jahren von Erich Brost und wegen seines kognitiven Inhalts bin ich der Meinung, dass zumindest die interessantesten Abschnitte Eingang in die Literatur über Danzig finden sollten. Als Anhang und Ergänzung führe ich auch verschiedenen Artikel über die „Danziger Neueste Nachrichten“ (DNN) an. Dies ist damit begründet, da seit einigen Jahren bezügliche Jahressbände der Zeitung die ich früher durchsah, „verschwunden“ sind, d.h. wahrscheinlich wurden sie irrtümlich an anderer Stelle der Bibliothek eingeordnet. Es ist mir recht unangenehm, dies anzusprechen, genau wie die Frage der Kataloge, die weiterhin sehr unübersichtlich

sind. Diese Erwägungen abschließend möchte ich nur noch anführen, dass, und dies ist nicht nur meine Meinung, die sehr wertvollen und einmaligen Sammlungen der ehemaligen Danziger Stadtbibliothek ihren Platz im Campus der Danziger Universität in Oliva finden sollten. Sehr hilfreich für die Forschung zur Geschichte Danzigs wäre auch eine Digitalisierung der 50 Jahrgänge der DNN einer außergewöhnlichen Zeitung, die für ein besseres Kennenlernen der Geschichte Danzigs von unschätzbarem Wert ist.

1. Abriss der Geschichte der „Danziger Neueste Nachrichten“

a) Einige Bemerkungen über den Forschungsstand

Der Mangel an deutschen Arbeiten über die Presse in Danzig im 19. und 20. Jahrhundert ist leider keine Besonderheit der Ostmitteleuropaforschung. Trotz einiger Bücher und einer Reihe, meist auf Einzelfragen konzentrierter Artikel zur Pressegeschichte in Westpreußen und in der Freien Stadt Danzig, ist dieses Thema auch in Polen immer noch nicht hinreichend erschlossen, zumal vor allem die Untersuchungen über die deutsche Zeitungen fehlen. Der Grund liegt nicht in einem Mangel an Quellen und zweifellos bleibt für die künftige Forschung noch genügend zu leisten.

Danzig trug viele Widersprüche in sich. Es hatte Tradition und verdankte auch seine neue Bedeutung zum großen Teil seiner Vergangenheit, nicht zuletzt der Presse, die bis 1945 überwiegend eine deutsche Presse war. Danzigs Geschichte ist auch in großem Maße deutsche Geschichte und mit dem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert wächst die Hoffnung, dass die Geschichte der alten Handelsstadt mehr als bisher in ihrer ganzen Verwickeltheit in Polen gezeigt wird. Eine Danziger Pressegeschichte lässt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten schreiben. Das Konzept einer Synthese folgt der unbestreitbaren Tatsache, dass es zwischen Danzig und Deutschland vielfältige kulturelle und historische Verbindungen gab, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Presse. Weder in der deutschen noch in der polnischen Fachliteratur findet man bisher eine, betonen wir es nochmals, gesonderte Monographie der DNN oder zumindest ein Artikel über bekannte Journalisten und Verleger. Aber auch noch viele andere Aspekte sind zu bedenken. War z.B. der Danziger ein begeisterter Zeitungsleser? Gehörte es zum Prinzip den Danziger Zeitungen, den Kontakt mit ihrer Leserschaft systematisch auszubauen? Auch verdient das Problem der anderen Medien, d.h. des Rundfunks, der 1926 in Danzig gegründet wurde, mehr Aufmerksamkeit. Wie weit er die Bedeutung der Danziger Tageszeitungen zu vermindern imstande war, bleibt eine offene Frage. Als ein interessantes, übergreifendes Forschungsproblem bei Inhalts- und Leseranalysen könnten Fragen nach den Wirkungen von politischen Kampagnen besondere Beachtung finden. Aufmerksamkeit verdient auch die Frage der Gleichschaltung der Danziger Presse. Hochinteressant ist schließlich ein Vergleich von Stil und Methoden der Danziger und der Pressepolitik in Deutschland.

Deutsche und Polen prägten auch die Geschichte Westpreußens im Mit- und Gegeneinander, und die dortige Tagespresse um die Jahrhundertwende war politisch gekennzeichnet vom Gegensatz zwischen deutscher und polnischer Presse; die Sorge der Polen galt der Erhaltung des Polentums. Über die Entwicklung der polnischen Presse in den Jahren 1848 bis 1914 (warum nicht bis 1920? – M.A.) in Westpreußen schrieb Jacek Banach¹ seine Habilitationsschrift. Trotz der

¹ J. Banach, *Prasa polska Prus Zachodnich w latach 1848–1914*, Gdańsk 1999.

interessanten Thematik ist so Manches an der Arbeit problematisch. Der Untersuchung fehlt eine gute methodische Konzeption und jeder analytische Zugriff. Auch mangelt es ihr an kritischen und distanzierten Stellungnahmen. Der Verfasser vergiss, dass zu den Besonderheiten der Provinz Westpreußen „die Zusammensetzung der Bevölkerung zählte. Über ein Drittel waren Polen und Kaschuben, die in zahlreichen Kreisen die Mehrheit bildeten“². Die deutsche Forschung ist merkwürdig wenig präsent. In Danzig entwickelte sich erst relativ spät ein polnisches Zeitungswesen; seit 1891 erschien dort die „Gazeta Gdańska“. In seiner kenntnisreichen und sehr sorgfältigen Habilitationsschrift bietet Andrzej Romanow³ einen Überblick über die Geschichte der polnischen Presse in Danzig bis zur Gründung der Freien Stadt.

Ein anderes spezifisch westpreußisches Problem war die Frage der Kaschuben. Im Norden überwog die kaschubische Bevölkerung, die aber vor 1918 deutscherseits vernachlässigt worden war. In den DNN wurden z.B. eine Auswahl von kaschubischen Märchen veröffentlicht, die von Friedrich Lorentz ins Deutsche übertragen wurden. Das Bändchen von Wiktor Pepliński⁴ über die kaschubische Presse, die nur aus einigen Zeitschriften bestand, muss leider als Fehlschlag beurteilt werden. Der Verfasser, der z.B. imstande wäre, ein gutes Buch über die Presse in Danzig nach 1945 zu verfassen, hat hier eine sehr oberflächliche und einseitige Arbeit verfasst. Auch hier handelt es sich um eine sehr „polnische Arbeit“ und Pepliński nutzt fast nur die polnische Literatur. Der Autor war offensichtlich sprachlich nicht vorbereitet, um ein solches kompliziertes Thema zu analysieren. Der Verfasser hat nicht nur kein einziges Aktenstück aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz eingesehen; er hat auch in großem Maße die deutsche Forschung der letzten fünfzig Jahre souverän ignoriert.

Insgesamt bleibt so ein zwiespältiger Eindruck: Die polnischen Presseforscher konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf die polnischen Zeitungen und ein Teil ihrer Bücher sind leider beschränkte Studien, die sich fast ausschließlich auf polnische Quellen und Literatur stützen. Zwar bringen die Aufsätze von Małgorzata Chojnacka über die frühe Geschichte der Danziger Presse viel Neues, aber die Forscherin ist doch nicht imstande, diese ganze Problematik ausschöpfend darzustellen. Ein weiterer Schritt in Richtung Vertiefung der Forschungen zur Presse der Danzig-Deutschen ist eine Gemeinschaftsarbeit unter der Leitung von Marek Andrzejewski. Dieser Band ist weit entfernt von einer vollständigen Darstellung der außergewöhnlich reichen Geschichte der Danziger Presse, was dem Autor durchaus bewusst ist. Hauptanliegen dieses Buches war eine Ordnung des vorhandenen Materials und vor allem die Inspiration anderer Forscher, der Geschichte

² L. Oberdörfer, *Die deutschsprachigen Zeitungen Westpreußens im Vorfeld des Ersten Weltkriegs*, in *Deutschsprachige Zeitungen In Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen*. hrsg. Jörg Riecke und Britt. Marie Schuster, unter Mitarbeit von Natalia Savitskaya, Berlin 2005.S. 154.

³ A. Romanow, *Gdańska prasa polska 1891–1920*, Warszawa 1994.

⁴ W. Pepliński, *Czasopiśmiennictwo kaszubskie w latach zaboru pruskiego. Aspekty programowe, publicystyczne i wydawnicze*, Gdańsk 2002.

der Danziger Presse die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Die deutsche Presse hatte nämlich eine weit größere Bedeutung als die polnische Presse. Im Gegensatz zu polnischen Zeitungen wissen wir über die Geschichte der deutschen Presse in der Mottlaustadt weiterhin verhältnismäßig wenig. An dieser Stelle möchten wir nochmals betonen, dass der Sammelband *Die Danziger Presse im Verlauf der Jahrhunderte* nur ein Abriss ist. Außer von Marek Andrzejewski bringen auch die Artikel von Lutz Oberdörfer⁵ und Peter Oliver Loew⁶ weitere wertvolle Beiträge zur Geschichte der Danziger Presse. Natürlich konnten die Autoren den deutschen Blätterwald in Danzig in der Periode von 1848 bis 1945 nicht komplett ausleuchten. Sie konzentrierten sich daher auf allgemeine Informationen und versuchen mit ihren Beiträgen, das Material über den Danziger Pressemarkt zu bereichern. Unabhängig von gewissen Schwächen, die aus dem Forschungsstand folgen, geben die Arbeiten der erwähnten Historiker eine Vorstellung über die Reichhaltigkeit des Pressemarktes in Danzig.

Mit Sicherheit darf das Buch von Jan Sikora⁷ nicht vernachlässigt werden. Diese Ausarbeitung hat jedoch sprachwissenschaftlichen Charakter und der Autor konzentrierte sich weniger auf die Geschichte der Zeitung und deren Redakteure, sondern auf die Sprache der Presse selbst. Daher auch ist diese Arbeit des Danziger Germanisten für den Geschichtsforscher nicht von vorrangiger Bedeutung.

Über die Presse in der Freien Stadt Danzig schreibt auch Andrzej Chodubski⁸. Es wäre aber eine Übertreibung, wollte man behaupten, dass sein Buch neue Details über die Danziger Presse bringt. So geht es über 170 Seiten hin und her, ohne dass der Leser irgend etwas erführe, was er nicht schon aus früheren Arbeiten wüsste. Nicht verschwiegen werden kann allerdings, dass die Studie unter vielen Schwächen leidet: Für das Buch ist Polonozentrismus sehr charakteristisch und der Autor vergisst, dass Danzig bis Ende März 1945 zum deutschen Kulturkreis gehörte und dass die dortige Presse vor allem eine deutsche Presse war. Chodubski schreibt wie ein Propagandist aus den fünfziger Jahren. Auch neigt der Autor dazu, in eher belanglosen Einzelheiten und eigentlich bedeutungslosen Details zu versinken. Sein Buch macht deutlich, wie schwer es für manche Autoren ist, die Geschichte der Danziger Presse in allen ihren Dimensionen und Facetten sachlich zu erörtern.

⁵ L. Oberdörfer, *op. cit.*

⁶ P.O. Loew, Danzig und seine Presse (1858–1918). – Zeitung und Gesellschaft in *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen*. Herausgegeben von Jörg Riecke, und Britt-Marie Schuster, unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.

⁷ J. Sikora, *Zur Sprechhandlungstaxonomie im publizistischen Material der „Danziger Neuesten Nachrichten“ in der Freien Stadt Danzig*, Gdańsk 2009, „Studia Germanica Gedanensia“ 2010, Bd. 23, s. 452–456. Siehe auch; Thematische Schwerpunkte in der deutschsprachigen Presse Danzigs vol. 1945 in; *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen*. Herausgegeben von Jörg Riecke, und Britt-Marie Schuster, unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.

⁸ A. Chodubski, *op. cit.*

Eine Pressegeschichte in Danzig, wie auch in Westpreußen, muss noch geschrieben werden. Das betrifft vor allem das deutsche Zeitungswesen. Es bleibt also nur zu hoffen, dass die Geschichte der deutschen und polnischen Presse in Westpreußen verstärkt Gegenstand von wissenschaftlichen Studien wird.

Tabelle Nr. 1. Von den insgesamt erwähnten Zeitungen entfallen auf das Gebiet der Freien Stadt Danzig ca. 200 Zeitungen. Von den insgesamt erwähnten Zeitung der Freien Stadt Danzig wurden folgende Bereiche bedient:

Politik	62
Wirtschaft	23
Wirssenschaft	7
Fachwesen	8
Behörden	16
Religion	11
Unterhaltung	20
Vereine usw.	48
Andere Bereiche	6
Zusammen	197

Quelle: R. Wagner, *Die Entwicklung der Danziger Presse seit 1919*, Danzig 1928, S. 37.

Die Presselandschaft wuchs in der Freien Stadt Danzig stark an. Mit ihrer Ausweitung hatte sich die Rolle der Danziger Presse bedeutend verändert. Für den Pressemarkt in Danzig war eine große Titelzahl charakteristisch. Es ist keine Übertreibung, wenn die Zahl der dort herausgegebenen Titel von Zeitungen, Wochenzeitungen und Monatszeitschriften mit Hunderten angegeben wird. Das Buch von Richard Wagner⁹ umfasst wegen des Jahres seiner Ausgabe 1928 nicht alle Danziger Presstitel.

Die Mehrzahl von ihnen könnte man aber als Randerscheinung bezeichnen, denn ihr Leserkreis war klein und sie erschienen meistens nicht lange. Was für das Zeitungswesen zwischen den Weltkriegen in Deutschland im allgemeinen gilt, ist auch für die Danziger Presse dieser Zeit kennzeichnend. Auch die besondere Pflege der heimischen Tradition wurde damals für viele Danziger Zeitungen und Zeitschriften zur Pflicht.

Entsprechend mager ist auch die Ausbeute, die sich aus überregionalen Bibliographien für das Danziger Pressewesen gewinnen lässt. Eine wirkliche Pressebibliographie steht noch heute in Danzig erst in ihren Anfängen. Aus diesem Grunde sollte diese Abhandlung über die DNN und das Danziger Pressewesen als weiterer Schritt in Richtung einer vollständigen Bibliographie der Danziger Presse verstanden werden

Mit dem Jahre 1933 brachen für die demokratische Presse in Danzig schwierige Zeiten an. Der Spielraum der Zeitungen war in den ersten Jahren nach der Machtübernahme Hitlers aber noch so groß, dass ein Vielleser sich einigermaßen gut informieren konnte. Es scheint, dass die oppositionelle Presse, vor allem die „Danziger Volksstimme“, ihren eingeschränkten Spielraum gut und geschickt nutzte. An ruhiges Arbeiten war aber in dieser Atmosphäre nicht zu denken und mit Verboten und Verfolgungen brachten die Nationalsozialisten seit 1936/37 die Oppositionspresse ganz zum Schweigen. Einen Einblick in die Verhältnisse auf dem Danziger Pressemarkt nach der Machtübernahme gibt eine Untersuchung von

⁹ R. Wagner, *Die Entwicklung der Danziger Presse seit 1914*, Danzig 1928.

Marek Andrzejewski¹⁰, der betont, dass mit der „Danziger Volksstimme“ mehr als bloß ein Blatt starb. Der Untergang dieser Zeitung bedeutete das Ende der Danziger Sozialdemokratie und gleichzeitig das endgültige Ende der Demokratie in der Freien Stadt Danzig.

Mit dem oben genannten Buch verbindet sich thematisch die Biographie über Erich Brost (1903–1995)¹¹. Der Danziger Journalist und Sozialdemokrat war ein unbeugsamer Gegner des Totalitarismus von rechts wie von links. Das Jahr 1936 bedeutete im Leben von Brost eine entscheidende Zäsur; im Herbst musste er ins Exil gehen und verbrachte neun Jahre in Warschau, Stockholm, Helsinki, Uppsala und London. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er die Vorgänge in Danzig, Deutschland und Polen und schrieb Artikel u.a. für den „Neuer Vorwärts“. Nicht verschweigen darf man natürlich, dass es finanziell für ihn wie für die meisten Emigranten eine sehr schwierige Zeit war. 1948 begann Brost seine erfolgreiche verlegerische Karriere in Westdeutschland; die in London gemachten Erfahrungen prägten ihn in bedeutender Weise.

Die Danziger Emigration war zwar nicht zahlreich, hatte aber große moralische Bedeutung. Von den Danziger Journalisten waren im Londoner Exil neben Erich Brost noch Richard Teclav, der sich schon im Mai 1933 für das Verlassen Danzigs entschlossen hatte. 1934 begründete er in Brünn zusammen mit Rolf Revetlov und Will Schaber den Pressedienst Presse Service, der vier Jahre zweimal wöchentlich erschien. Als nach der Sudetenkrise dieser Presseservice sein Ende fand, reiste Teclav über Polen nach England. Seine journalistische Tätigkeit zeigt auch, dass das Thema der politischen Emigration der Danziger Deutschen wie das deutschsprachiges Exil in Polen, oder besser gesagt, durch Polen im Kontext der publizistischen Tätigkeit der Emigranten noch besser erforscht werden muss¹².

Unser kurzer Forschungsbericht ist noch um eine Person, nämlich um Hermann Rauschnig (1887–1982) zu ergänzen¹³. Vieles könnte man sagen – und vieles wird über Rauschnig geschrieben. Dass er auch ein glänzender Publizist von enormer Wirkung war, ist in Fachkreisen bekannt. Eine umfassende wie wissenschaftliche Biographie Rauschnings zählt zu den großen Desiderata der Forschung, verdichten sich doch um seine Person und Politik zentrale Probleme der Danziger Geschichte, der Exil-Publizistik und auch der Danziger Presse. Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch einen Umstandes erwähnen, der nach unserer Ansicht durchaus nicht genug gewürdigt wird. Der Stärkung der immer schwächer werdenden Position Rauschnig sollte das „Danziger Tageblatt“ dienen, dessen erste Nummer am 29. September 1934 erschienen war. Die Idee des Senatspräsidenten, sein eigenes

¹⁰ M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, S. 143–144.

¹¹ M. Andrzejewski, H. Rinklake, „Man muß doch informiert sein, um leben zu können“. *Erich Brost. Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“*, Bonn 1997.

¹² Siehe: M. Andrzejewski, *Zur deutschsprachigen Emigration in Polen 1933 bis 1939*, Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch, Bd. 18, 2000, Exile im 20. Jahrhundert.

¹³ *Hermann Rauschnig. Materialien und Beiträge zu einer politischen Biographie*. Herausgegeben von Jürgen Hensel und Pia Nordblom, Warszawa 2002.

Presseorgan zu schaffen, kam jedoch, weil der Wechsel des Amtes nur eine Frage der nächsten Wochen war. Zu spät kam jedoch war, zu spät Das „Danziger Tageblatt“, das nur wenige Monate herausgegeben wurde, erschien zum letzten Mal am 6. Januar 1935 und war nicht imstande, den Danziger Pressemarkt wesentlich zu verändern.

Ob Hermann Rauschnig Versuche unternahm, die Redaktion der „Danziger Neueste Nachrichten“ für seine politische Pläne zu gewinnen, scheint zweifelhaft. Jedenfalls findet diese Frage keine Erwähnung, weder in Erinnerungen noch in den betreffenden Quellen. Andererseits standen Hans Fuchs oder Oscar Bechtle sicherlich die politischen Ansichten des Autors der „Gespräche mit Hitler“ näher als der Fanatismus des Gauleiters von Danzig, Albert Forster.

Abschließend wäre generell anzumerken, dass wir mehr über die polnische Presse als über die deutschen Zeitungen in Westpreußen und in Danzig wissen. Es bleibt zu hoffen, dass in nicht allzu ferner Zeit eine erste Synthese der Danziger Presse von ihren Anfängen bis 1945 in deutscher Sprache verfasst wird. Idealerweise sollte sie in Kooperation zwischen deutschen und polnischen Forschern erarbeitet werden. Es wäre sicherlich bedauerlich, wenn dieser Mangel noch lange konstatiert werden müsste.

Die DNN, die fünfzig Jahre auf dem Danziger Pressemarkt dominierte, ist mit Sicherheit ein Thema für eine selbstständige Monographie. In der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN) befinden sich fast alle Jahrgänge dieses Blattes und ohne zu Danzig verlassen, kann man mindestens einige Dissertationen über den Inhalt der DNN schreiben. Diese Zeitung ist eine der besten Quellen für ein besseres Kenntnis der Danziger Vergangenheit. Es gibt große Zeitungen der Welt, und es gibt große Blätter einer Stadt. Jede Stadt hat „ihre“ Zeitung, die das Leben der Stadt und ihrer Bevölkerung spiegelt. Das betrifft auch die DNN, die seit 1894 bis 1944 erschienen.

b) In den Jahren 1894–1919

Das Danziger Pressewesen weist lange und in seiner Breite unterschiedliche Tradition auf. Schon ab 1618 trat die Hansestadt als selbständiger Zeitungsort in Erscheinung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in Deutschland günstige technische, ökonomische und politische Bedingungen für das Entstehen und die Entwicklung einer Massenpresse. Die nächsten Jahrzehnte brachten zwar in Danzig neue verlegerische Initiativen und die Presselandschaft wuchs in Danzig stark an, aber die Mehrheit dieser Neugründungen kam über den Status von Kleinzeitungen nicht hinaus. Der Boden für eine gut gedeihende Presse war noch nicht bereit. Erst in den 1840er und 1850er Jahren erlebte das Pressewesen in Danzig einen gewissen Aufschwung; Die meisten neuen Blätter hatten selten länger als ein Jahr Bestand. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, dass mit Auflagen von 100–200 Exemplaren die technische Ausstattung der meisten Druckereien nur bescheiden war. Auch der Leserkreis der meisten Ephemeriden wurde immer kleiner und die Annoncen schrumpften.

Das Bild der Danziger Presse würde wohl nicht vollständig sein, wenn wir die „Danziger Zeitung“ zumindest nicht kurz berücksichtigen würden. 1858 erschien dank Heinrich Rickert, Ferdinand Prove und August Wilhelm Kafemann die erste Nummer des Blattes „Danziger Zeitung“. Die „Danziger Zeitung“ wurde zweimal täglich herausgegeben und ihre Auflage erreichte nicht weniger als 9000 (1896) Exemplare. Nach 1871 erfolgte der wirtschaftliche und zivilisatorische Aufschwung Deutschlands. Auch im Bereich der Bildung setzte sich das Deutsche Reich an eine führende Position in Europa. Die deutsche Wissenschaft, insbesondere Chemie, Physik und Medizin, erreichte Weltniveau. Zwar blieb die Entwicklung in den östlichen Provinzen, auch in Danzig, hinter der in den westlichen und zentralen Gebieten zurück, doch war ein sichtbarer Fortschritt zu verzeichnen. Die Mottlaustadt Danzig verwandelte sich um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts und die Bevölkerungszahl stieg von 58 Tausend im Jahr 1850 auf 140,5 Tausend im Jahr 1900. Eine genauere Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung und Struktur Danzigs kann hier nicht geleistet werden, aber all dies führte dazu, dass die Danziger Presselandschaft stark anwuchs.

Der eigentliche Aufschwung der Tagespresse erfolgte in Danzig in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Erst als 1894 die DNN gegründet wurden, kann man in der Stadt vom eigentlichen Aufschwung der Tagespresse sprechen. Um die Jahrhundertwende galt die „Danziger Neueste Nachrichten“ mit einer Auflage von 50–70 Tausend und später sogar zeitweise von bis über 90 Tausend Exemplaren als die einflussreichste Tageszeitung in Westpreußen. Das war im großem Maße der Verdienst von Gustav Fuchs (1857–1929), der vorher mit Württemberg verbunden war. Der Gründer der DNN wurde bald einer der bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Danziger Presseleuten und hatte bis zu seinem Tode im Jahre 1929 größten Einfluss auf die Gestalt der Zeitung¹⁴.

¹⁴ M. Andrzejewski, *Szkic największej gazety w Wolnym Mieście Gdańsku – „Danziger Neueste Nachrichten“*, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“ 1980, Nr. 25, S. 79–88.

Bevor jedoch die Geschichte der DNN näher betrachtet wird, scheint es angebracht, die Entwicklung der Presse in Danzig zu besprechen. Umso mehr verdient diese Frage Aufmerksamkeit, denn die Gründung dieser Zeitung erfolgte nicht in einem Vakuum. Die Stadt Danzig war über einige Jahrhunderte lang bereits neben Breslau und Königsberg eines der wichtigsten Pressezentren in den deutschen Ostprovinzen. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam es auch in Danzig und in der ganzen Provinz Westpreußen zur Entstehung einer Massenpresse, die lange Zeit leider zu den Stiefkindern der historischen Forschung zählte. In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Situation zwar teilweise verbessert, aber es fehlt noch an monographischen Arbeiten. Einen guten Überblick über dieses Thema und den gegenwärtigen Forschungsstand gibt zwar der Beitrag von Peter Oliver Loew¹⁵, aber es lohnt sich hier, der Literatur über die Presse in der Freien Stadt Danzig und in Westpreußen noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Die DNN pflegte besonders den lokalen Teil und die Kontinuierung der heimischen Traditionen wurde besonders in der zwanziger und dreißiger Jahren kultiviert. Das erachtete Gustav Fuchs und später sein Sohn Hans als eine der wichtigsten nationalen Pflichten. Kein Wunder, dass sich die DNN häufig mit den verschiedensten Fragen des Heimatlandes befassten.

Was dem Zeitungsleser schon auf den ersten Blick auffällt, war die Sorge des Blattes um das literarische Niveau. Sowohl Verleger wie Redaktion bemühten sich, die Zeitung mit gut lesbaren Werken zu füllen. Auf ihren Initiativen erschienen in den DNN u.a. solche Romane wie „*Das Ferberblut*“ und „*Antony von Obbergen*“, beide von Else Sparwasser.

Um die Frauen für die Zeitung zu gewinnen, gab die Redaktion des Blattes verschiedenartige Beilagen heraus. Die Leserinnen hatten dank der DNN die Möglichkeit, sich an die neueste Berliner Mode zu orientieren; auch hier war nicht die polnische sondern die deutsche Hauptstadt trendgebend für die deutschen Danzigerinnen. Zwar konnte die DNN nicht den Anspruch, eine Modezeitung zu sein, erheben, aber man fand in ihr Illustrationen der neuesten Kreationen und was noch immer für Frauen von Interesse war. Wie dieses Beispiel zeigt, wurde die DNN immer mehr bebildert. Auch das Foto gewann in der DNN an Bedeutung, obgleich man nicht behaupten kann, dass dieser Prozess einen raschen Gang nahm.

Die DNN wurde schnell zu einem Vorbild für die gesamte zeitgenössische Presse in Westpreußen. Ihre Qualität beurteilte die Öffentlichkeit allein danach, wie schnell, vollständig und gewissenhaft sie die politischen und wirtschaftlichen Nachrichten lieferte. Der Zeitungsverlag war der modernste in Westpreußen. Gustav Fuchs war imstande, für damalige Zeiten modernste Rotationsmaschinen zu beschaffen. Soviel lässt sich sagen: die DNN war schon Ende des 19. Jahrhunderts in Danzig und sogar in Westpreußen praktisch ohne ernsthafte Konkurrenz.

¹⁵ P.O. Loew, *Die Danziger Presse im 19. und 20. Jahrhundert*, Beiträge zur Geschichte Westpreußens, 2002, Nr.18, S.97–115.

Worauf gründete sich der so große Erfolg der Danziger Neueste Nachrichten? Nach Meinung von Peter Oliver Loew: „Ihre Vielfalt, ihre Volksnähe und ihr verhältnismäßig günstiger Preis. Die Vielfalt bestand in der Kombination von politischen Nachrichten, einem ausgebauten Lokal- und Provinzialteil, vielen Artikeln der Bereiche Kultur und „Vermischtes“. Jedoch war „die wachsende Angestellten-schicht“ so bedeutend, dass sie entscheidenden Einfluss auf den fast blitzartigen Erfolg der Zeitung nehmen konnte? Wahrscheinlicher ist, wie Peter Oliver Loew unterstreicht, dass die Leserschaft sich aus unterschiedlichen Gruppen zusammensetzte und verhältnismäßig zahlreich waren hier Arbeiter vertreten¹⁶.

Die in Danzig erscheinende Tagespresse unterlag naturgemäß auch dem im Wilhelminischen Reich geltenden liberalen Pressegesetz vom 7. Mai 1874. Zwar wurde es während des 1. Weltkrieges eingestellt, aber schon am 12. November 1918 wurden alle Zensurbestimmungen der Kriegszeit abgeschafft und die Vorschriften von 1874 erneut eingeführt. Das Gesetz über die Presse von 1874 hemmte im allgemeinen nicht die Entwicklung des Zeitungsmarktes in Danzig, der durch Zeitungen sehr verschiedenen Größe und politischen Färbung gekennzeichnet war.

Werfen wir auch nun einen kurzen Blick auf Elbing¹⁷. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war diese Stadt einer der wichtigsten Pressezentren in Westpreußen; natürlich neben Danzig. Bis 1919 war die Weichsel die Grenze der Einflussphäre der Danziger und der Elbinger Presse. Zwar bezifferte sich, wahrscheinlich im Jahre 1913, die Auflage der „Elbinger Zeitung“ auf 24 000 Exemplare, aber in Hinsicht der Auflagenhöhe in Westpreußen befand sich das Elbinger Blatt an zweiter Stelle. Unter den fünf deutschen Großzeitungen der Provinz finden wir drei Danziger Tageszeitungen: die DNN mit 66 000 Exemplare, das „Westpreußische Volksblatt“ mit 13 000 Exemplare und „Danziger Zeitung“ in einer Auflage von 11 000 Exemplaren¹⁸. Wie der bekannte deutsche Presseforscher Kurt Koszyk feststellte, erreichten um 1900 nur etwa über 3% der im wilhelminischen Reich herausgegebenen Zeitungen eine Auflage von über 15 000 Exemplaren. Unter diesen großen deutschen Blättern befanden sich auch die DNN¹⁹.

Ähnliche Auflagen wie die „Danziger Zeitung“, d.h. 11 000 Exemplare, hatten die „Elbinger Neueste Nachrichten“. Also die drei größten Danziger Tageszeitungen wurden in einer Gesamtauflage von 90 000 Exemplaren, Elbinger Blätter dagegen mit einer Anzahl von 35 000 Exemplaren gedruckt, so dass man bei einer Bevölkerung von etwa ca. 125 Tausend (1895) Einwohnern statistisch annehmen kann, dass fast jede Danziger Familie täglich mit einer Zeitung in Berührung kam. Da jedes Exemplar vermutlich mehrere Leser hatte als heute, kann hier von einer Massenpresse die Rede sein. Noch etwas ist in diesem Zusammenhang zu betonen:

¹⁶ P.O. Loew, *Danzig und seine Presse (1859–1918)*, S. 192–193.

¹⁷ M. Andrzejewski, *Prasa w Elblągu 1787–1945*, Gdańsk 2005

¹⁸ F. Schulz, *Die politische Tagespresse Westpreußens*, Deutsche Krone 1913, S. 22, 25.

¹⁹ K. Koszyk, *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse*, Berlin 1966, S. 272.

Praktisch gab es schon damals in Danzig wie in der ganzen Provinz Westpreußen keine Analphabeten, was für Ost- und Mitteleuropa durchaus keine Selbstverständlichkeit war.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs war das Ende einer langen, aber doch guten Epoche. Die DNN unterstützte selbstverständlich Deutschlands militärisch-politische Haltung und seine im Westen und im Osten kämpfenden Soldaten. Über die Kriegereignisse wurde ständig mit großen Schlagzeilen auf den ersten Seiten des Blattes berichtet. Die größte Danziger Tageszeitung war in dieser Hinsicht ein typisches deutsches Blatt. Auch hatten die DNN die für die damalige deutsche Presse kennzeichnenden Probleme. Wenn der Umfang eines Jahresbandes sich 1913 auf die Anzahl von 6 170 Seiten belief, sank ihr Umfang 1915 auf 3 908; vor 1914 zählte die DNN durchschnittlich 16 bis 56 Seiten, während des Krieges nur von 10 bis 16²⁰.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Danzig dann neben Königsberg das wichtigste Pressezentrum im Osten. Natürlich bietet die Arbeit von M. Andrzejewski kein in sich abgeschlossenes Bild über die Danziger Presse, aber der Verfasser beabsichtigt, in Zukunft dieses Thema weiter zu erforschen.

1919–1932

Wie bekannt ist, wurde im Ergebnis des Versailler Vertrages Danzig vom Deutschen Reich abgetrennt und zur Freien Stadt erklärt, um Polen den Zugang zur Ostsee zu gewähren und gleichzeitig den deutschen Charakter der Stadt zu wahren. In der neuen geopolitischen Situation beschränkte sich die Einwirkung der in Danzig herausgegebenen Presse nicht nur auf das Territorium der Freien Stadt. Wegen ihrer Verkehrsverbindungen und besonders wegen traditioneller Lesergewohnheiten fand die Danziger Presse auch in der Woiwodschaft Pommerellen Abnehmer.

Mit den DNN bekam die Presse in der alten Hansestadt ein neues Gesicht. Die Zeitung, die in den ersten sechs Wochen ihres Bestehens unter der Danziger Bevölkerung kostenlos verteilt wurde, hatte Erfolg. Ein derartiges Blatt war in der damaligen Zeit in Danzig überraschend und bald konkurrenzlos. Die DNN waren im ähnlichen Stil wie der „Generalanzeiger“ redigiert. Gustav Fuchs, „der begeisterte Verehrer Bismarcks“ huldigte den nationalliberalen Anschauungen und legte Gewicht auf „die Bewahrung der Autorität des Staates“²¹.

Die Novemberrevolution 1918 verlief in Danzig unblutig, was nicht zuletzt mit der ungewissen Zugehörigkeit der Stadt in Verbindung stand. Gleichzeitig wurden alle Zensurbestimmungen der Kriegszeit auch für die Danziger Presse aufgehoben, weil gerade im Kampf für die Demokratie das gedruckte Wort unentbehrlich ist. Am Vorabend des 1. Weltkriegs gestaltete sich der Danziger Pressemarkt relativ stabil und hatte regionalen Charakter. Nach 1918 war Danzig nicht mehr eine durchschnittliche Stadt im Deutschen Reich, sondern gewann an politischer Bedeutung. Auch die wirtschaftlichen Probleme in der Nachkriegszeit spielten in der Entwicklung

²⁰ *Handbuch Deutscher Zeitungen 1917*, S. 277.

²¹ DNN 15/16 IX 1934.

der Presse eine gewisse Rolle. Zur Stabilisierung der Presseverhältnisse hatte erst die Bekämpfung der großen Inflation beigetragen und die Einführung einer eigenen Währung, des Danziger Guldens, anstelle der Deutschen Mark. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass das, was für das Zeitungswesen der Zeit zwischen den Weltkriegen in Deutschland im Allgemeinen gilt, auch für die Danziger Presse dieser Zeit kennzeichnend ist. Die in Danzig erscheinende Presse unterlag ähnlich wie in Deutschland dem liberalen Pressegesetz vom 7. Mai 1874 mit Abänderungen.

Die Danziger Presselandschaft der Zwischenkriegszeit war durch eine starke Kontinuität geprägt und ohne die dreihundertjährige Entwicklung der Presse in der Stadt an der Mottlau ist das Phänomen des Zeitungsmarktes in der Freien Stadt nicht zu verstehen. Danzig war in der Zwischenkriegszeit eine zeitungreiche Stadt; und für den Pressemarkt in der Freien Stadt war eine große Titelzahl charakteristisch. Es ist keine Übertreibung, wenn die Zahl der dort herausgegebenen Tagesblätter, Wochenzeitungen und Monatszeitschriften als in die Hunderte gehend bezeichnet wird. In Danzig erschienen fast alle Presseorgane der hier einflussreichen politischen Parteien sowie auch ernsthafte kulturelle und wissenschaftliche Zeitschriften. Es wurden diverse neue Zeitschriften gegründet, die allerdings selten länger als ein paar Jahre Bestand hatten. So z.B. gab seit 1928 der Verband der Laubenkolonisten der Freien Stadt Danzig sein Presseorgan, den „Danziger Kleingärtner“, heraus.

Die Arbeit von Richard Wagner²² umfasst wegen des Jahres seiner Ausgabe, d.h. 1928, nicht alle Danziger Pressetitel. Die Mehrzahl von ihnen könnte man eher als Randerscheinung bezeichnen, denn ihr Leserkreis war klein und sie erschienen meistens nicht lange. Dass die Danziger Presselandschaft sehr mannigfaltig war, zeigt die Tatsache, dass dort neben deutschen, polnischen, jüdischen und russischen Zeitungen sogar eine kroatische Presse herausgegeben wurde. Allgemein genommen kann man sagen, dass wir in der Freien Stadt Danzig, vor allem bis 1933, ein Aufblühen des Pressewesens beobachten können²³.

Nach der Gründung der Freien Stadt Danzig wurden durch Verfügung vom 3. März 1921 die Geschäfte des städtischen „Presseamtes“ im Laufe der nächsten Wochen durch die neu gegründete „Pressestelle des Senats“ ersetzt. Um die Wende 1925/26 traten wesentliche Veränderungen im Status der Pressestelle ein. Durch Verfügung vom 10. November 1925 wurde sie direkt als selbständige Stelle dem Senatspräsidenten Heinrich Sahm unterstellt. Am 9. Februar 1928 spalteten sich Werbeangelegenheiten von der Pressestelle ab und im November desselben Jahres wurde Lubianski zum „Direktor der staatlichen Werbestelle“ berufen. Auf diese Weise gab es nunmehr den Leiter der Pressestelle, Richard Wagner, und den Direktor der Werbestelle, Lubianski. Im Januar 1930 wurde Wagner zum Danziger Archiv überstellt und die Leitung der Pressestelle führte vorläufig Lubianski²⁴.

²² R. Wagner, *Die Entwicklung der Danziger Presse seit 1919*, Danzig 1928.

²³ *Ibidem*.

²⁴ M. Andrzejewski, *Działalność Pressestelle Gdańskiego Senatu od października 1936 r. do 31 sierpnia 1939 r. Materiały*, „Dzieje Najnowsze“ 1984, Nr. 3–4, S. 213–222.

Das Danziger Zeitungswesen war naturgemäß gekennzeichnet durch die auflagenstärksten Blätter. Die Auflagen dieser bedeutendsten Tageszeitungen lag bei je 10 bis 50 Tausend Exemplaren: die DNN in der Zeit zwischen den Weltkriegen hatte eine Auflage von 35 bis 50.000 Tausend²⁵. Das Blatt war „eine Art „Visitenkarte“ des deutschen Danzig“ und betonte „die Notwendigkeit der Revision des Versailler Vertrages“²⁶.

Wie schon oben erwähnt wurde, ist es den DNN schon in den ersten Jahren ihres Bestehens gelungen, sich zur meistgelesenen Zeitung Danzigs zu entwickeln, zu einem Blatt, das von allen Kreisen der Bevölkerung gelesen wurde. Die DNN wollten eine Zeitung sowohl für die Stadt als auch für die Landbevölkerung sein. Mit einer Start-Auflage von 22 Tausend Exemplaren wurde das Blatt die größte Danziger Tageszeitung. Die meisten Danziger Blätter waren zu schwach, um mit diesem Riesen noch mithalten zu können. Wenn z.B. 1927 die 5 größten Danziger Tageszeitungen zusammen 186.251 Anzeigen veröffentlichten, entfielen auf die Zeitung von Gustav Fuchs allein 118.654 Anzeigen. Davon entfielen: auf Familien 33.993, Stellenmarkt 21.589, Vermietungen 24.631 und Grundstücksmarkt 9.043 Anzeigen²⁷.

Die DNN waren ein großes Zeitungsunternehmen und die Zahl ihrer Angestellten und Kolporteurs betrug 343 Personen im Jahr 1924 und zehn Jahre später 411 Personen. Im Stadtgebiet der Freien Stadt Danzig, Polens und Deutschlands hatte die Zeitung im Jahre 1927 152 Filialen und Abholstellen. Außerdem wurde das Blatt täglich an ca. 1.500 Postorte versandt. Um Mitte der zwanziger Jahre hatten die „Danziger Neueste Nachrichten“ ihre ständigen Korrespondenten in neun Städten²⁸.

Die DNN informierten in einem breiten Spektrum ebenso ausführlich und kompetent über Danziger Innen- und Außenpolitik, über Wirtschaft, Erziehung, Wissenschaft, Literatur, bildende Künste und Musik sowie auch über das Leben der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Institutionen der Freien Stadt Danzig. Die Zeitung enthielt zum Teil neben unterhaltenden Beiträgen auch lokale Nachrichten²⁹.

Gustav Fuchs hatte aber keineswegs das Monopol in seiner Zeitung. Unter den Journalisten der „Danziger Neueste Nachrichten“ finden wir auch andere Persönlichkeiten. Es soll hier nur der Name Fritz Jaenicke erwähnt sein, der Schöpfer der volkstümlichen Figur „Poguttke“ war. „Jaenickes Art entsprach trotz mancher Polemik, durchaus dem „Nec temere, nec timide“ des Danziger Wappenspruchs“³⁰.

²⁵ *Handbuch der deutschen Tagespresse*, Leipzig 1944, S. 28.

²⁶ M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, S. 26.

²⁷ M. Andrzejewski, *Prasa gdańskich Niemców w latach 1919–1932*, in: *Prasa gdańska na przestrzeni wieków*, S. 70–73, 90.

²⁸ DNN, 15/16 IX 1934,.

²⁹ M. Andrzejewski, *Szkic największej gazety w Wolnym Mieście Gdańsku – „Danziger Neueste Nachrichten“*, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“ 1980, Nr. 25, S. 79–88.

³⁰ H.B. Meyer, *Fritz Jaenicke. Zu seinem 70. Geburtstag und 10. Todestag*, „Westpreußen Jahrbuch“ 1955, S. 153.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entfalten die Danziger Publizisten und Verleger eine bemerkenswert rege Tätigkeit, in deren Folge sich ein verhältnismäßig breit gefächertes Pressewesen entfaltete. Kein Wunder, dass um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts Danzig der stärkste Pressemittelpunkt in Westpreußen war. Auch neben Breslau und Königsberg war Danzig damals einer der wichtigsten Pressezentren in den deutschen Ostprovinzen, wo, d.h. in den großen Städten, es günstige Bedingungen zur Entstehung der Massenpresse gab. Die Entwicklung des Danziger Pressewesens verlief ähnlich wie im Reich, und eine große Rolle spielte hier die verbesserte Drucktechnik. Damit sanken die Produktionskosten, so dass die Blätter für mehr Leser erschwinglich wurden. Auch in Danzig veränderten sich damals die Rahmenbedingungen für den Zeitungsmarkt. In der Stadt formte sich eine breite Öffentlichkeit mit einem verstärkten Informationsbedürfnis und die Danziger Presse erfuhr eine inhaltliche Qualitätssteigerung. Mit der Industrialisierung erweiterte sich auch in Danzig das Leserpublikum und am Ende des 19. Jahrhunderts war dort der Weg zur modernen Zeitung geöffnet. Der deutsche Historiker, Peter Oliver Loew, ist der Meinung, dass „der ausgedehnte politische Teil, die intensive Lokalberichterstattung, das unterhaltungsbetonte Feuilleton und die zahlreichen großen und kleinen Inse- rate sprachen eine breit gefächerte Leserschaft an, die zu mehr als der Hälfte in Danzig selbst wohnte: der Rest verteilte sich größtenteils auf die Nordhälfte der Provinz Westpreußen.

Eine besondere Stellung innerhalb des Danziger Zeitungswesens haben die von dem Verleger Gustav Fuchs gegründeten „Danziger Neueste Nachrichten“. Der Zeitpunkt für die Herausgabe einer neuen Tageszeitung war günstig gewählt, weil auch in Danzig das Wirtschaftsleben im Zeichen einer Aufwärtsbewegung stand. Gustav Fuchs verstand es sehr gut, seiner Zeitung eine Atmosphäre des Vertrauens und der Überparteilichkeit zu geben. Auf diese Art und Weise versuchte er, wie es sich bald zeigte – mit großem Erfolg-, alle Lesergruppen für das neue Blatt zu gewinnen. Dank seines Unternehmergeistes und seiner finanziellen Mittel war es ihm gelungen, in Danzig ein modernes Blatt zu schaffen³¹. Mit den DNN ist wie nie zuvor in Danzig die Zeitungslandschaft in Bewegung geraten.

„In der Breitgasse entstand der Neubau eines Zeitungs-großbetriebes unter der Gesamtleitung des Verlegers Gustav Fuchs, der zur Freistaatzeit zum nebenamtlichen Senator gewählt wurde. ... Seit 1912 wurde Schriftleiter Albert Brödersdorff mit seinem fachlichen Können in allen Zweigen des Redaktionsbetriebes bestimmend für Gesicht und Haltung der DNN, während Fritz Jaenicke schon seit 1908 als Lokalplauderer „Poguttke“ den DNN ein lokalpatriotisches Gepräge zu geben vermochte. Zum Schicksal dieses Zeitungsunternehmens sollte es werden, dass es vierzehn Tage vor dem 50jährigen Geschäftsjubiläum als letztes der

³¹ Es sollte hier lediglich erwähnt sein, dass die Frage der Finanzierung des Blattes vermutlich nicht so eindeutig erscheint, wie man noch vor kurzem behauptete. Nach den Informationen von Peter Loewe wurde die DNN aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Konsortium finanziert. (siehe: H. Fuchs, *Ein Leben auf zwei Kontinenten* (Manuskript), Bd. 1, Schweinfurt 2000, S. 4–5)

alten Danziger Zeitungsbetriebe zwangsmäßig zum Erliegen gebracht wurde. Das war am 1. September 1944³².

Der Gründer der DNN, Gustav Fuchs, der 1857 in Heilbronn geboren wurde, entstammt einer Kaufmannsfamilie. Er war früher Politiker in Württemberg und spielte dann auch im Danziger politischen Leben eine bedeutende Rolle. Der Schwabe, „der begeisterte Verehrer Bismarcks“, huldigte den nationalliberalen Anschauungen und legte Gewicht auf „die Bewahrung der Autorität des Staates“³³. Gustav Fuchs wurde bald eine der bekanntesten Persönlichkeiten unter den Danziger Presseleuten und übte bis zu seinem Tode am 3. August 1929 den größten Einfluss auf die Gestalt des Blattes aus³⁴. Zwar ist Auflage nicht gleich Einfluss, aber in diesem Fall unterliegt es keinem Zweifel, dass Gustav Fuchs ein Mann von Einfluss war. Bis 1920 gehörte er zum Vorstand des „Vereins Deutscher Zeitungsverleger“. Gustav Fuchs führte auch den „Vorsitz im Verein Westpreußischer Zeitungsverleger“ und um 1921 nahm er ein ähnliches Amt im „Verein der Zeitungsverleger in der Freien Stadt Danzig“ wahr. Er war Stadtverordneter und in den Jahren 1920–1924 Mitglied des Senats der Freien Stadt Danzig. In der Mottlaustadt wurde Gustav Fuchs sehr schnell heimisch und fühlte sich mit Danzig nicht nur beruflich, sondern auch emotionell verbunden.

Der Name Fuchs umschließt die Geschichte einer Danziger Verlegerfamilie, die sich um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts für den Ausbau der dortigen Presse außerordentlich verdient gemacht hat. Nach dem Tode von Gustav Fuchs 1929 wurde sein Sohn Hans, geboren am 6. Februar 1892 in Heilbronn, *persönlich haftender Gesellschafter und Leiter des Gesamtunternehmens der Firma Fuchs & Cie., Verlag der DNN*³⁵. Dass die DNN fast fünfzig Jahre den Gipfel der Danziger Journalistik bildeten, war in großem Maße das Verdienst von Gustav und Hans Fuchs, unter denen das Blatt eine gemäßigt konservative Politik verfolgte.

Als das Blatt nach langen Vorbereitungen am 15. September 1894 das Licht der Welt erblickte, war auf dem Danziger Pressemarkt noch ein „freies Feld“. Es gab damals eine Lücke, die gerade die neue Tageszeitung ausfüllte. 1894 bedeutet für die Geschichte der Danziger Presse eine wichtige Zäsur. In diesem Jahr entstand in Danzig der erste Vertreter eines neuen Zeitungstyps, des Generalanzeigers, die DNN. Sie sollten die Danziger Zeitungslandschaft bald revolutionieren. Zweifellos mit den DNN bekam die Presse in der alten Hansestadt ein neues Gesicht. Ihre Qualität beurteilte die Öffentlichkeit allein danach, wie vollständig, sachkundig und schnell sie politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Informationen lieferten. Auch die Schreibweise der DNN fand keinen erwähnenswerten Widerspruch. Die Korrektheit der Sprache, die Präzision des Ausdruckes wirkten sich ganz

³² A. Lenz, *Aus Danziger Zeitungsgeschichte*. In: Danziger Hauskalender 1953, S. 80–82.

³³ DNN 15/16 IX 1934.

³⁴ *Ibidem*.

³⁵ H. Fuchs, *Ein Leben auf zwei Kontinenten* (Manuskript), Bd.2, Schweinfurt 2000, S. B-58. Hans Fuchs heiratete 1924 Melanie Schaper, die Tochter des Generalintendanten am Danziger Staatstheater, Rudolf Schaper.

besonders auf den Leser aus. Die Redaktion war, wie es scheint, bestrebt, vielen zu gefallen und keine Konflikte zu suchen.

Es ist den DNN schon in den ersten Monaten ihres Bestehens gelungen, sich zu der meistgelesenen Zeitung Danzigs zu entwickeln, zu einem Blatt, das in allen Kreisen der Bevölkerung gelesen wurde. Der Zeitung gelang es vor allem, die breite Mittelschicht der Danziger Bevölkerung als Leserschaft zu gewinnen. Die DNN wollte auch eine Zeitung sowohl für die Stadt als auch für die Landbevölkerung sein³⁶. Während die „Danziger Zeitung“ „...nach wie vor das unentbehrliche Tagesblatt der führenden Handelskreise blieb, fanden die DNN auch in den Häusern der Beamten- und Arbeiterschaft, sowie der großen Zahl der kaufmännischen Angestellten Eingang. Auch durch das Erscheinen 1910 der sozialdemokratischen „Volkswacht“ wurde die Verbreitung des Blattes nicht beeinträchtigt“³⁷.

Mit einer Startauflage von 22 000 Exemplaren wurde das Blatt die größte Danziger Tageszeitung; das erste Blatt in Danzig mit einer Massenaufgabe. Mit einer für die westpreußischen Verhältnisse so großen Auflage war der Zeitung die äußere Unabhängigkeit gesichert. Die meisten Danziger Blätter waren zu schwach, um mit diesem Riesen noch mithalten zu können. Fast ein Vierteljahrhundert war die DNN die meistgelesene Tageszeitung in der Provinz Westpreußen. Vermutlich 1919 erreichte sie ihren Gipfel mit einer Auflage von 86 000 Exemplaren. Ob die Zeitung tatsächlich die Auflageziffer von 100 000 Exemplare überschritten hat, ist mehr als fraglich³⁸. Jedenfalls war für die westpreußischen Verhältnisse die DNN zweifellos nicht nur die größte, sondern auch die einflussreichste Tageszeitung. Noch nach Ende des Ersten Weltkrieges konnte die Zeitung blühen, aber die wirtschaftliche Stagnation und die Abwanderung Tausender und Abertausender Deutscher aus dem Gebiet Westpreußen in das Deutsche Reich verringern die Zahl potentieller Zeitungsleser. In der Zwischenkriegszeit war die Auflage des Blattes auf etwas 30.000–50.000 Exemplare gesunken.

Der schnelle Aufstieg der DNN war in gewissem Maße eine Überraschung für ihren Gründer. Die Zeitung hatte Erfolg. Ein derartiges Blatt war in der damaligen Zeit in Danzig überraschend und bald konkurrenzlos. Um das Bild abzurunden, sei erwähnt, dass die DNN während ihrer ersten sechs Wochen des Bestehens unter der Danziger Bevölkerung kostenlos verteilt wurde. Das alles hatte sich gelohnt und bald wurde die DNN die meistgekauftete Zeitung in Westpreußen. Zwar hat die DNN, wie jedes andere Blatt auch, in der ersten Zeit ihres Bestehens Zuschüsse erfordert, aber wie wenige andere Tageszeitungen ist sie schon im ersten Jahre gewinnbringend gewesen. Mit einem Wort: Gustav Fuchs konnte triumphieren.

³⁶ E. Keyser, *Danzigs Geschichte*, Danzig 1928, S. 231.

³⁷ *Ibidem*.

³⁸ Hans Fuchs, Enkel von Gustav und Sohn von Hans Fuchs, schrieb: „Die Auflage der DNN soll nach meinem Vater einmal knapp unter 100 000 gelegen haben“ (H. Fuchs, *Ein Leben auf zwei Kontinenten*, Bd. 1, Juni 2000, S. 14). In dem Buch von Günter Eichhorn finden wir folgenden Auflagehöhe der DNN: 1914–62 000 Exemplare und 1918 – 84 000 Exemplare (G. Eichhorn, *Geschichte des Zeitungswesens im deutschen Ostraum zwischen Frankfurt a.O. und Danzig*, Dresden 1939, S. 102).

Die Zeitung gewann verhältnismäßig schnell überregionalen Charakter und war in der Zeit zwischen den Weltkriegen das „Aushängeschild“³⁹ der Danziger Presse. Die DNN informierten in einem breiten Spektrum ebenso ausführlich und kompetent über Danziger Innen- und Außenpolitik, über Erziehung, Wissenschaft, Literatur, bildende Kunst. Auch über Theateraufführungen und Musikabende wurde ausführlich berichtet. Die DNN zeichnete sich außerdem noch durch einen sehr ausführlichen Wirtschaftsteil aus. Der Leser war in der Lage, sich in seiner Zeitung zurecht zu finden, da bestimmte Nachrichten meistens auf bestimmten Seiten in dem Blatt gedruckt wurden. So ist die gleich bleibende Platzierung von politischen Nachrichten, Lokalteil, Kultur, Wirtschaftsteil usw. festzustellen. Die ersten beiden Seiten des Blattes waren stets den deutschen und europäischen politischen Ereignissen oder Danziger Angelegenheiten der vergangenen Tage gewidmet. Alle wichtigen Ereignisse und Begebenheiten aus dem politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Stadt finden in der Zeitung gebührende Beachtung. Verhältnismäßig viel Aufmerksamkeit widmet man anderen Ländern. Allmählich wird das Blatt weiter ausgebaut: neben Berichten über politische Ereignisse gibt es einen lokalen Teil, ein Feuilleton, es folgen Kritiken und Rezensionen und schließlich immer öfter nach 1918 Sportnachrichten. Insgesamt blieb das äußere Erscheinungsbild der DNN während der gesamten Zeit ihres Bestehens trotz mancher Veränderungen relativ konstant.

Dass in der neuen geopolitischen Situation die Zeitung mehr Aufmerksamkeit den polnischen Fragen widmet, ist nicht anzuzweifeln. Doch ist zweifelhaft, ob die Redaktion dies in solchem Umfang realisierte, wie Jan Sikora meint: „Besonders viel Aufmerksamkeit wurde der polnischen Nationalität geschenkt. Die Zeitung brachte fast in jeder Ausgabe Nachrichten, die in einer ständigen Rubrik „Polen“ präsentiert wurden. Die Rubrik enthielt zahlreiche Artikel, die sich mit verschiedenen Delikten der polnischen Amtsträger beschäftigten. In einem Bericht vom 12. Januar 1926 berichtete die Zeitung über Gewalttätigkeiten eines polnischen Militärangehörigen während seiner Zugreise“⁴⁰. Stichproben zum Inhalt der Zeitung lassen vermuten, dass die polnisch-deutsche Problematik jedoch nicht dominierend war.

Es liegt nicht im Rahmen einer knappen Skizze, die Analyse des Inhalts der DNN zu versuchen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass die Zeitung eine sehr gute Quelle für Forscher ist, die sich mit der Danziger Geschichte, Musik, Literatur, Kunst, Alltagsleben usw. befassen. Die meisten Jahrgänge der DNN befinden sich in der PAN-Bibliothek, der ehemalige Danziger Stadtbibliothek. Aus Platzmangel können wir hier die wertvollen Bestände dieser Bibliothek nicht ausführlich charakterisieren, möchten aber betonen, dass der Bestand der Danziger Zeitungen und Zeitschriften für die deutschen Presseforscher von großem Interesse ist. Die

³⁹ S. Wolting, *Bretter, die Kulturkulissen markierten. Das Danziger Theater am Kohlenmarkt, die Zoppoter Waldoper und andere Theaterinstitutionen im Danziger Kulturkosmos zur Zeit der Freien Stadt und in den Jahren des Zweiten Weltkrieges*, Wrocław 2003, S.34.

⁴⁰ J. Sikora, *Thematische Schwerpunkte in der deutschsprachigen Presse Danzigs vor 1945, in Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einleitung und kulturelle Traditionen*, hrsg. Jörg Riecke und Britt-Marie Schuster, unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005, S. 210.

PAN-Bibliothek ist auch für die deutsche Pressegeschichte der vergangenen Jahrhunderte von unschätzbarem Wert und dies sollte nicht in den wissenschaftlichen Kreisen in der Bundesrepublik Deutschland in Vergessenheit geraten.

Zwar betonte oft die Redaktion, dass die DNN nie zu einer Parteien gehörten und ein überparteiliches Blatt seien, aber das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Unter Gustav Fuchs verfolgte das Blatt eine gemäßigt konservative Politik. Ziel der Zeitung wie der DNN war es, einerseits möglichst nahe beim Danziger und westpreußischen Geschehen zu sein, andererseits jedoch einen relativ dichten nationalen „Mantel“ zu bieten. Taktische Bedürfnisse spielten sicher bei Gustav Fuchs und dann beim seinem Sohn Hans ebenfalls eine gewisse Rolle.

Dabei sollte nicht vergessen werden, dass die DNN kein oppositionelles Blatt sein wollte. In der Erinnerungen von Ernst Ziehm, der 1930–1933 das Amt des Senatspräsidenten ausübte, hieß es dazu⁴¹: „Herr Fuchs war als Verleger der weit verbreiteten „Danziger Neuesten Nachrichten“ für jede Regierung von großem Wert zur Propagierung der Regierungspolitik. Er war als der Begründer dieser Zeitung auf ihren Ausbau, auf die großen modernen Einrichtungen in dem gewaltigen Neubau in der Breitgasse sowie auf die reiche Ausstattung als sein eigenstes Werk mit Recht stolz. Die Zeitung bezeichnete sich zwar als keiner Partei dienstbar, und Herr Fuchs behauptete gern, dass er keinen Einfluss auf die Redaktion habe. Seine Herrennatur ließ jedoch keinen Zweifel, dass die Redaktion seinem Willen gehorsam folgte. Als geborener Schwabe, welcher die Liebe zum Schwabenlände ebenso wie seinen schwäbischen Dialekt bewahrte, war Herr Fuchs doch nicht nur durch seine geschäftlichen Interessen, sondern auch mit seinem Herzen fest mit Danzig verankert“.

Der DNN-Verlag gehörte zu den großen Betrieben in Danzig und stellte einen beachtlichen Wirtschaftsfaktor dar. Die DNN waren eines der größten Zeitungsunternehmen in Westpreußen und dann in der Freien Stadt Danzig. Ihre Größe und ihre Entwicklung zeigt untenstehende Tabelle:

Tabelle Nr. 2. Der Personalstand der DNN in den Jahren 1894–1934 war eindrucksvoll

	1894	1919	1924	1934
Redakteure	4	9	9	9
Kaufm. Personal	31	46	48	59
Techn. Personal	22	61	59	89
Hilfskräfte	2	77	66	75
Trägerinnen	118	163	163	179
Gesamt	177	356	345	411

Quelle: DNN, 15/16 IX 1934, Nr. 216.

⁴¹ E. Ziehm, *Aus meiner politischen Arbeit in Danzig 1914–1939*, Marburg/Lahn 1957, S. 60–61.

Das Gebäude der DNN befand sich in der damaligen Stadtmitte in der Breitgasse. Wie fast aller Danziger Tagesblätter, außer der „Danziger Zeitung“, war sie ab zwölf Uhr zu kaufen.

Die Danziger Tagespresse war im Ganzen gesehen eine bürgerliche Presse. Zwar gab es seit 1910 das Presseorgan der dortigen Sozialdemokratie, aber „Die Volkswacht“ war damals nicht imstande, bedeutenden Einfluss auf die Danziger Bevölkerung zu gewinnen.

Die Leserschaft der Zeitung rekrutierte sich überwiegend aus dem Mittelstand, aber die DNN wurde darüber hinaus auch von Mitgliedern anderer Schichten gelesen. Ihr territorialer Einflussbereich war groß: vor allem die Stadt Danzig, die nächste Umgebung und fast die ganze Provinz Westpreußen. Die Tageszeitung erschien also in Danzig, aber ihr Leserkreis war nicht auf die Stadtbevölkerung beschränkt. Interessant ist, dass es den DNN in den ersten Jahren ihres Bestehens gelang, ihr Verbreitungsgebiet auf fast die ganze Provinz Westpreußen auszudehnen.

Die DNN fand auch Leser polnischer Nationalität, sowohl in der Freien Stadt selbst als auch im weiteren Umfeld Westpreußens. Dies belegen zu einem gewissen Grade die Erinnerungen von Sigimund Warمیński: der über den schon erwähnten „Poguttke“ schreibt: „An den Abenden wurden die „Danziger Neuesten Nachrichten“ gelesen. An jedem Sonnabend erschien die Spalte «Poguttke erzählt». Man kannte sie nicht nur am sichtbaren Titel, sondern auch an der Zeichnung des «Poguttkekopfes». Es war der runde Kopf Franz Poguttkes mit dem heiteren, lächelnden Gesicht und der Zigarre im Munde. Er schrieb im Danziger Plattdeutsch, in lustiger und komischer Art, satirisch über die laufenden Danziger Ereignisse oder Probleme. Er war wohl einer der wenigen, vielleicht auch der einzige, der den Danziger Dialekt in gedruckter Form wiedergab. Die Danziger hatten ihn gern und für ihn ist wahrscheinlich nicht von Poguttke *cos brakuje*, aber ich (S. Warمیński – M.A.) hoffe, er würde sagen «Dat paßt»⁴².

Mit Recht unterstreicht Peter Oliver Loew die große Rolle der Feuilletons von Fritz Jaenicke bei der Integration der Bürger der Freien Stadt. Die ab 1908 zu jedem Wochenende erscheinenden Feuilletons wurden von den Danzigern gern gelesen. „Ihre Sprache ist das zuvor nicht vorschriftliche Missingsch, die zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch stehende Danziger Stadtsprache. Mit diesen teils in Prosa verfassten, teils gereimten Alltäglichkeiten aus dem Leben des Maurerpoliers Franz Poguttkes entwickelte Jaenicke eine ganz neue Ebene lokaler Identität, in dem dieses Missingsch eine zentrale Rolle einzunehmen begann. Das war nicht die Sprache, die von der feinen Leserschaft der Danziger Zeitung gesprochen wurde, sondern die Sprache der Straße, der kleinen Leute, nicht der zugewanderten Beamtschaft, sondern der altansässigen Bevölkerung und der rasch assimilierten, zugewanderten Arbeitsmigranten aus der näheren Umgebung“⁴³.

⁴² S. Warمیński, *op. cit.*, S. 23.

⁴³ P.O. Loew, *Danzig und seine Presse*, S. 193.

Ähnlich wie in den anderen Danziger Blättern sind die redaktionellen Verhältnisse in der DNN nicht immer durchsichtig. Oft sind Leitartikel und Kommentare nicht mit dem Namen des Autors versehen, was den Schluss zulässt, dass alle Redakteure sich mit dem Inhalt identifizierten. Über das Gesicht und das Niveau des Blattes bestimmte naturgemäß Gustav Fuchs, der eine feine Nase für gute Journalisten hatte. Es soll noch hier hinzugefügt sein, dass die DNN mit ihrem sachlichen Können auch Kurt Hertell, Alberts Broedersdorff, Friedrich von Wilpert⁴⁴, Max Buhle, Curt von Maibohm, Guido Allmendinger, Kathe Rhode, Paul Boehre, Fritz Jaenicke, Robert Sander, um nur einige zu nennen, bestimmten.

Die Danziger Journalisten, die durch zahlreiche Beziehungen sprachlicher, ideologischer und auch kultureller Art mit einflussreichen Gruppen der deutschen Presse verbunden wurden, hatten eine Berufsorganisation, den „Verband der Danziger Presse“. Die Journalisten der DNN, wie u.a. Friedrich von Wilpert, spielten dort eine große Rolle. Schon früher, im Jahre 1905, wurde dank eines anderen Journalisten der DNN, Kurt Hertellan, der „Danziger Journalisten- und Schriftstellerverein“ gegründet⁴⁵.

Unter den Journalisten der DNN finden wir auch in der Freien Stadt berühmte Persönlichkeiten. Es soll hier nur der Name Fritz Jaenicke erwähnt werden, der Schöpfer der volkstümlichen Figur „Poguttke“. „Jaenickes Art entsprach trotz mancher Polemik, durchaus dem „Nec temere, nec timide“ des Danziger Wappenspruchs“⁴⁶. Bekannt war sein köstlicher Humor, und es ist unmöglich über die Danziger Pressegeschichte zu schreiben und diesen hervorragenden Feuilletonist mit Stillschweigen zu übergehen. Ohne Fritz Jaenicke hätte die DNN ganz sicher viel von ihrer Attraktivität verloren.

Um die DNN lesenswerter zu machen, legte man in den zwanziger und dreißiger Jahren mehr Wert auf die Beilagen. Beispielsweise 1934 erschienen u.a. folgende Beilagen: Handel und Gewerbe, Welt und Leben, Der Artushof, Für die Frauen von heute, Haus, Herd, Hof, Volkstum und Heimat, Danziger Jugend, Unser Kind, Auto und Motor, Reisen und Wandern, Der Danziger Landwirt und Sport-Turnen-Spiel.

Die größten Danziger Blätter lebten zum Teil von der Werbung, obwohl die Inserate einen geringeren Einfluss auf die finanzielle Lage der Zeitung hatten als es heute der Fall ist. Die DNN hatte schon an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts auf dem Danziger Anzeigemarkt die stärkste Position. In der Zeit zwischen den Weltkriegen änderte sich hier fast nichts. Als 1927 die 5 größten Danziger Tageszeitungen zusammen 186.251 Anzeigen veröffentlichten, entfielen auf das Blatt von Gustav Fuchs allein 118.654 Anzeigen. Davon entfielen auf Familien

⁴⁴ Aber eines ist noch zu bemerken: in seiner Erinnerungen *Einer in fünf Zeitaltern. Meilenstein an einem wechselvollen Lebenswege*, Bonn 1977, schrieb er kein Wort über seinen Vorgesetzten Hans Fuchs. Das war natürlich kein Zufall, aber wovon er sich hat leiten lassen, kann man nur Spekulation sein.

⁴⁵ F. Schultz, *Die politische Tagespresse Westpreußens*, Deutsche Krone 1913, S. 72.

⁴⁶ H.B. Meyer, *op. cit.*, S. 153.

33.993, Stellenmarkt 21.589, Vermietungen 24.631 und Grundstücksmarkt 9.043⁴⁷. Durchschnittlich nahmen die Anzeigen in den Spalten der DNN ca. 1/3 des Umfanges ein. Es sei noch hinzugefügt, dass man ziemlich oft in der Zeitung auf Inserate aus der Woiwodschaft Pommerellen und Ostpreußen treffen konnte.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs war das Ende einer langen, aber doch guten Epoche. Die DNN unterstützte selbstverständlich Deutschlands militärisch-politische Haltung und seine im Westen und im Osten kämpfenden Soldaten. Die Kriegereignisse werden ständig unter großen Schlagzeilen auf die ersten Seiten des Blattes gebracht. Die größte Danziger Tageszeitung war in dieser Hinsicht ein typisches deutsches Blatt. Auch hatte die DNN für die damalige deutsche Presse kennzeichnende Probleme. Wenn der Umfang eines Jahresbandes sich 1913 auf die Anzahl von 6170 Seiten belief, so ist ihr Umfang 1915 auf 3908 gesunken; vor 1914 zählte die DNN durchschnittlich 16 bis 56 Seiten, während des Krieges nur von 10 bis 20⁴⁸.

⁴⁷ M. Andrzejewski, *Prasa gdańskich Niemców w latach 1919–1932*, in: *Prasa gdańska na przestrzeni wieków*, S. 70–73, 90.

⁴⁸ Handbuch *Deutscher Zeitungen 1917*. Bearbeitet im Kriegspresseamt von Rittmeister a.D. Oskar Michel, Berlin 1917, S. 277.

In den Jahren 1920–1932

Schon am nächsten Tag nach dem Waffenstillstand von Compiègne am 11. November 1918, wurde die Zensur abgeschafft und die Vorschriften von 1874 wurden erneut eingeführt. Es gibt aber keinen Grund, den Krieg und seine Folgen für die DNN zu bagatellisieren. Wirtschaftlich schwierig für die Zeitung, wie für die meisten andere Danziger Blätter auch, wurde die anschließende Inflationszeit. Zur Stabilisierung der Presseverhältnisse in der Freien Stadt Danzig und hatte auch die Bekämpfung der großen Inflation beigetragen und die Einführung einer eigenen Währung, des Danziger Guldens anstelle der Deutschen Mark. Wegen der Knappheit an Papier in der Nachkriegszeit intervenierte Gustav Fuchs sogar in Berlin⁴⁹.

Die DNN fanden sich mit der Gründung der Freien Stadt Danzig ungerne ab und betonte „die Notwendigkeit der Revision des Versailler Vertrages“⁵⁰. Ähnlich wie die gesamte deutsche Danziger Presse vertrat das Blatt den Standpunkt, dass die deutschen Einflüsse dort erhalten werden müssten. Um nur ein Beispiel zu geben: Am 4. Juli 1921 brachte die Zeitung auf der ersten Seite einen Artikel unter dem Titel *Amerika für Danzigs Unabhängigkeit*, in dem die Rede vom Treffen des Redakteurs der DNN, Fritz Jaenicke, mit dem amerikanischen Präsidenten, Thomas Woodrow Wilson, war⁵¹. Im Lichte dessen kann nicht verwundern, dass die DNN bis September 1939 mit besonderer Aufmerksamkeit die politischen und wirtschaftlichen Absichten der polnischen Regierungskreise bezüglich der Freien Stadt Danzig verfolgte.

Nach 1918 behielten die DNN ihre führende Position auf dem Danziger Anzeigenmarkt. Wenn z.B. 1927 die 5 größten Danziger Tageszeitungen zusammen 186 Tausend Anzeigen veröffentlichten, so entfielen auf die Zeitung von Gustav Fuchs allein fast 119 Tausend. Auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig, Polen und Deutschland hatte die Zeitung im Jahre 1927 152 Filialen und Abholstellen. Außerdem wurde das Blatt täglich an ca. 1500 Postorte versandt.

In den zwanziger Jahren erlebte das Zeitungswesen in Danzig einen großen Aufschwung. Die Vielfalt Hunderter Zeitungen und Zeitschriften, die zwischen 1918 und 1933 herausgegeben wurden, ist Teil eines historischen Prozesses, der die Modernisierung des Danziger Lebens in einem schöpferischen Wandel umfasst. Die Danziger Presse nahm damals nicht nur ständig an Zahl zu, sondern auch an Vielfalt der Presstypen. Die Freie Stadt Danzig war eines der zeitungreichsten Gebiete Europas, und die Zeitungsdichte in Danzig lag keinesfalls unter jener im Westen Deutschlands. Nicht weniger als vier der Tageszeitungen wiesen 1930 eine Auflage von je über 10.000 Exemplaren auf. Mit einer Gesamtauflage von über hunderttausend Exemplaren erreichte die Danziger Presse jeden vierten

⁴⁹ Bundesarchiv Koblenz, R 43 I/374 fol.1 t., S. 163–164, An das Reichswirtschaftsministerium, 11 III 1920.

⁵⁰ M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, S. 26.

⁵¹ DNN 4 VII 1921.

Einwohner der Freien Stadt Danzig. Ein Teil der Auflage der größten Danziger Zeitungen wurde abonniert.

Gustav Fuchs hatte keineswegs das Pressemonopol in der Freien Stadt Danzig, aber der dortige Pressemarkt war durch die auflagestärksten Blätter gekennzeichnet. In Danzig erschienen fast alle Presseorgane der großen politischen Parteien sowie auch kulturelle und fachliche Zeitschriften. Die Presselandschaft wuchs dort stark an, aber das Danziger Zeitungswesen war naturgemäß gekennzeichnet durch die auflagestarken Blätter wie „Danziger Volksstimme“, „Danziger Zeitung“, „Danziger Landeszeitung“, später „Danziger Volkszeitung“ und „Danziger Allgemeine Zeitung“. Eine „Visitenkarte“ des deutschen Danzig war aber auf dem Zeitungsmarkt nur die „Danziger Neueste Nachrichten“. Auch nach der Machübernahme blieb sie die einflussreichste Zeitung mit überregionaler Geltung. Die DNN waren kein typisches Provinzblatt, und auf ihre Artikel beriefen sich oft die ausländische Presse. Wenn bis 1918 die DNN und andere Danziger Zeitungen im Deutschen Reich kein Interesse erregten, hat sich das mit der Gründung der Freien Stadt Danzig teilweise geändert.

Unter den Themen in der Zeit zwischen den Weltkriegen nahm das Deutsche Reich zweifellos den ersten Rang in der DNN ein, was vor allem darauf zurückzuführen war, dass sie in der neuen geopolitischen Situation ihr Deutschtum betonen wollten. Die deutsche Problematik spielte für die größte Danziger Zeitung DNN eine große Rolle. Die Art der Berichterstattung in der DNN lässt den Eindruck aufkommen, dass Danzig nur kurzweilig vom deutschen Mutterland getrennt war.

Es lohnt sich hier, interessante Bemerkungen Friedrich von Wilperts anzuführen, denn der langjährige Redakteur der DNN schrieb nicht nur die Leitartikel, sondern auch gleichzeitig Mitarbeiter des Danziger Senats war. Nach seiner Meinung⁵² „Die Freistaat-Konjunktur passte am besten für die „Danziger Neueste Nachrichten. Sie waren keiner Partei hörig, konnten also von allen Danzigern gehalten und gelesen werden und trugen diesem Umstand nun auch Rechnung durch eine gewisse Farblosigkeit, die sich erklärte aus dem Bestreben, nicht ganz gesinnungslos zu werden und doch auch nicht parteipolitischer Engstirnigkeit zu verfallen“. „Das Blatt“ – schreibt Friedrich von Wilpert – „bemühte sich um möglichst enge Verbindungen zum Senat, insbesondere zur Auswärtigen Abteilung des Senats und vertrat im Einvernehmen mit diesen Stellen die Interessen der Freien Stadt nach außen hin als die größte Zeitung des Freistaates“.

In der Mitte der zwanziger Jahre hatten die DNN ihre ständigen Korrespondenten in neun Städten. Auch zehn Jahre später gab es ihre Mitarbeiter weiterhin in Berlin, London, Paris, Rom, Warschau, Genf, Prag, Tokio und Kairo⁵³. Im Falle der DNN ist es schwer zu behaupten, dass sie in eine Isolation geriet und Innovationen fern stand. Allmählich wurde im Blatt die Druckqualität verbessert und das Schriftbild wurde sauberer. Die wichtigste Änderung im Erscheinungsbild der

⁵² F. v. Wilpert, *Danzig. Eine Erinnerung* (Manuskript), o.D., S. 139–140.

⁵³ *Handbuch der deutschen Tagespresse*, Frankfurt a. M. 1937, S. 287.

DNN in der Zeit zwischen den Weltkriegen stellte die Photographie dar. Gegen Ende der zwanziger Jahre wurde es technisch möglich, Bilder auf die Zeitungsseiten zu reproduzieren und das Foto gewann in der DNN rasch an Bedeutung. Allgemein genommen sah die DNN äußerlich den durchschnittlichen deutschen Tageszeitungen recht ähnlich.

Eine bedeutende Rolle spielte in den zwanziger Jahren auf dem Danziger Pressemarkt auch die „Danziger Zeitung“, obwohl sich ihr Einfluss auf die öffentliche Meinung in der Mottlaustadt systematisch verringerte. Die „Danziger Zeitung“ zeichnete sich durch einen sehr ausführlichen Wirtschaftsteil aus. Grossen Raum nahmen auch kulturelle Nachrichten, Theater- und Buchbesprechungen ein. Das Blatt hielt es demokratisch und pflegte besonders den lokalen Teil. Um die „Danziger Zeitung“ lesenswert zu machen, legte man in den zwanziger Jahren mehr Wert auf die Beilagen; seit 1921 erschien z.B. zweimal wöchentlich die Beilage „Schiffahrt“.

In den zwanziger Jahren erlebte die „Danziger Zeitung“ eine tiefe Krise und ihr ursprünglich voller wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Teil ist erschöpft. Das Blatt hatte bereits sein „Goldenes Zeitalter“ hinter sich und zog derzeit nur noch in großem Maß Nutzen aus seiner früheren Position. Seit dem 1. Oktober 1922 erschien die „Danziger Zeitung“ siebenmal wöchentlich – früher wurde das Blatt oft zweimal täglich herausgegeben. Im Gegensatz zu allen anderen Danziger Tagesblättern erschien die „Danziger Zeitung“ am Morgen. Anfang 1930 stellte die „Danziger Zeitung“ ihr Erscheinen ein. Die früheren Geldspritzen hatten nichts bewirkt. Der Leserkreis wurde immer kleiner, die Annoncen schrumpften zusammen und die Kosten stiegen. Das Blatt hätte eigentlich in den zwanziger Jahren saniert werden sollen, aber es wurden keine ernsthaften Schritte in diese Richtung unternommen.

Die Zeitung der Zentrumspartei befasste sich außer mit der für die meisten Danziger Blätter typischen Problematik auch mit der Propagierung der christlichen Weltanschauung. Eine wichtige Stellung innerhalb des Zeitungswesens von Danzig hatte das mit der katholischen Partei verbundene „Danziger Volksblatt“, das früher den Titel „Westpreußisches Volksblatt“ trug. Nach dem 1. Weltkrieg sank die Auflage des „Danziger Volksblattes“ von 20 Tausend im Jahre 1918 auf 8 Tausend drei Jahre später, was teilweise mit der Verringerung der Abonnentenzahl in Pommerellen in Verbindung stand. Im Jahre 1925 änderte das Blatt den Namen in „Danziger Landeszeitung“ und seit Dezember 1934 wurde sie unter dem neuen Titel „Danziger Volkszeitung“ herausgegeben⁵⁴. Als die Nationalsozialisten 1933 in Danzig mit der Umsetzung ihrer pressepolitischen Vorstellungen

⁵⁴ „Aus einem Provinzblatt, das wie Albert Posack schreibt – in der Hauptsache inhaltlich bis dahin aus dem Reiche gespeist war, mußte ein selbstständiges, ein führendes Blatt in unserem kleinen Staatswesen und in der Deutschtumspolitik des Ostens werden. Eine besondere Aufgabe wurde den Danziger Zeitungen der Kampf um und für unser deutsches Danzig. Es kann gesagt werden, dass sich unsere Zeitung all diesen veränderten Verhältnissen nicht nur gut angepasst, sie auch gemeistert hat. „Die Danziger Landeszeitung“ hat es verstanden, sich ihren Platz an der Sonne zu erkämpfen und ihn zu behaupten. Sie nahm bis Anfang 1933 eine geachtete Stellung ein auch bei jenen, die nicht auf

begannen, konnte die dortige Zentrumspresse bereits auf eine 60jährige Tradition zurückblicken⁵⁵. Leider erschienen die katholischen Tageszeitungen in Danzig nur noch einige Jahre.

Auch in Danzig standen die Deutschnationalen nicht nur der Freien Stadt, sondern auch der Weimarer Republik in kritischer Distanz gegenüber. Für die „Danziger Allgemeine Zeitung“ war die Orientierung an der Vergangenheit charakteristisch: an überkommenen staatsphilosophischen Vorstellungen und an monarchischen Verhältnissen. Das Presseorgan der deutschnationalen Volkspartei war verhältnismäßig stark im ländlichen Gebiet verbreitet. Das Blatt erreichte nicht mehr als 4 bis 6 Tausend Exemplare. Ähnlich wie die ganze deutsche Danziger Presse vertrat die Zeitung den Standpunkt, dass die deutschen Einflüsse dort erhalten werden müssen.

In Danzig entwickelte sich relativ spät ein sozialdemokratisches Zeitungswesen und erst im Jahre 1910 wurde in Danzig Zeitung „Volkswacht“ eingeführt⁵⁶. Seit Ende 1919 wurde das Presseorgan der Danziger Sozialdemokratie unter dem Titel „Danziger Volksstimme“ schon als Tageszeitung weitergeführt. Das Blatt hatte in den 16 Jahren seines Bestehens zwei Chefredakteure: Ernst Loops und Fritz Weber. Beide spielten eine bedeutende Rolle im Kampf gegen die Versuche des NS-Regimes, die freie Meinungsäußerung zu unterdrücken. Beide haben dafür einen hohen Preis bezahlt: Ernst Loops wurde zum Krüppel und Fritz Weber ist in einem KZ ums Leben gekommen⁵⁷.

Das allgemeine Erscheinungsbild der Presse der Danziger Sozialdemokratie änderte sich nach 1918. Unter dem Konkurrenzdruck der bürgerlichen Zeitungen sah sich die SPD gezwungen, nicht ausschließlich politische Informationen zu vermitteln, sondern brachte auch Beiträge zur Unterhaltung. Mit der „Danziger Volksstimme“ besaß die SPD in der Freien Stadt „ein vielgelesenes Presseorgan“⁵⁸. Die zweitgrößte Tageszeitung in Danzig (12 bis 15 Tausend Exemplare und in den Jahren 1935–1936 sogar bis 40 Tausend Exemplare) „war kein typisches Provinzblatt, und auf ihre Artikel berief sich oft die ausländische Presse. Das Organ der Danziger Sozialdemokratie war proportional zu seinem potentiellen Leserkreis in der Freien Stadt das auflagenstärkste SPD-Blatt im deutschen Sprachraum“⁵⁹.

In ihrem Werben um die Danziger Arbeiterschaft besaß die sozialdemokratische „Danziger Volksstimme“ in der kommunistischen Presse eine gewisse Konkurrenz. Seit 1922 waren die „Danziger Arbeiterzeitung“ und in den Jahren 1926–1931 „Die Freiheit“ die Sprachorgane der Kommunistischen Partei der Freien Stadt Danzig. Ihre Generallinie entsprach der Politik der deutschen KPD und für die Presse der Danziger

unserem konfessionellen und parteipolitischen Standpunkt standen“ (Aus der Geschichte der katholischen Presse in Danzig, „Heimatbrief der Danziger Katholiken“, 15. August 1963, S. 27).

⁵⁵ „Germania“, 4. April 1933, Nr. 94.

⁵⁶ Siehe: M. Andrzejewski, *Organ gdańskiej socjaldemokracji „Volkswacht“*, „Rocznik Gdanski“ 1980, Bd. XL, H. 2.

⁵⁷ Siehe: M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*.

⁵⁸ R. Wagner, *op. cit.*, S. 9.

⁵⁹ M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, S. 27.

Kommunisten galt die Sowjetunion als Vorbild für die zukünftige Entwicklung der gesellschaftlichen Beziehungen in der Freien Stadt Danzig. Finanziert wurde die kommunistische Presse teilweise aus sowjetischen Mitteln. Die Rolle des Vermittlers spielte hier der sowjetische Generalkonsul in der Freien Stadt, Ignatz Kalina⁶⁰.

In den Jahren 1923–1931 gab die polnische Seite auf Danziger Gebiet die Wochenzeitung „Baltische Presse“ heraus, die vor allem an die Wirtschaftskreise in der Freien Stadt, im Deutschen Reich und in den baltischen Staaten adressiert war. In Danzig selbst wurde diese Wochenzeitung wenig gelesen und es scheint, dass die Rolle der „Baltischen Presse“ für die Gewinnung der Danziger Deutschen und Bürger der Drittstaaten für die polnischen Argumente in Warschau überschätzt wurde⁶¹.

Zum Gebiet der Freien Stadt Danzig gehörten auch die Stadt Zoppot und drei Landkreise. Die meisten dort erscheinenden Zeitungen waren politisch farblos und stereotypisch redigiert. Sie konzentrierten sich auf den Lokalteil und unterschieden sich nicht viel von typischen Vorort- und Lokalblättern. Alle drei Kreisverwaltungen hatten ihre Publikationsorgane, die zu Anfang der zwanziger Jahre einen neuen Namen bekamen. Als Lokalpresse muss man teilweise das in Oliva herausgebene „Tageblatt“ berücksichtigen, weil Oliva erst 1926 in die Stadt Danzig eingemeindet wurde. Die „Olivaer Zeitung“ gab von 1921–1923 zwei Kopfbblätter, der „Prauster Anzeiger“ und „Danziger Kreiszeitung“ heraus. Die Auflage der Lokalblätter war sehr gering, von einigen Hundert bis zu einigen Tausend Exemplaren. Die größte Auflage von ihnen hatte die von Erich Cutsche redigierte „Zoppoter Zeitung“ – Anfang der dreißiger Jahre von 4.000 bis 5.000 Exemplaren. Es muss jedoch mit allem Nachdruck betont werden, dass der Schwerpunkt des Zeitungswesens in der Stadt Danzig lag.

Ein Teil der Auflage der größten Danziger Zeitungen wurde abonniert. Zum Teil lebten sie von der Werbung, obgleich die Inserate nur einen geringeren Einfluss auf die finanzielle Lage der Zeitungen hatten als es heute der Fall ist. Nach Mai 1933 mussten die Oppositionszeitungen mit weniger Annoncen auskommen als früher. Äußerlich sahen sich die Danziger Tageszeitungen recht ähnlich. Allmählich wurde die Druckqualität allgemein verbessert, das Schriftbild sauberer. Die wichtigste Änderung im Erscheinungsbild der Zwischenkriegsblätter stellte die Photographie dar. Gegen Ende der zwanziger Jahre wurde es technisch möglich, Bilder auf den Zeitungsseiten zu reproduzieren.

Die redaktionellen Verhältnisse sind für die Danziger Blätter nicht immer durchsichtig. Die Mehrzahl der Kommentare und Leitartikel in den größten Danziger Zeitungen ist nicht mit dem Namen des Autors versehen, was den Schluß erlaubt, dass die Zeitungen sich mit dem Inhalt identifizierten. powtorzenie Es soll noch hier hinzugefügt sein, dass die Journalisten der deutschsprachigen Presse in der Freien Stadt Danzig zur Berufsorganisation „Verband der Danziger Presse“ gehörten.

Eine der dominierenden Thematiken der Danziger Tageszeitungen war die Politik des Deutschen Reiches, sowohl die äußere als auch die innere. Alle wichtigeren

⁶⁰ M. Andrzejewski, *Prasa komunistyczna w Wolnym Mieście Gdańsku*, „Z Pola Walki“ 1985, Nr. 2.

⁶¹ A. Romanow, *op. cit.*, S.136–143.

Ereignisse aus dem politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben Deutschlands wurden in die Danziger Blätter aufgenommen, was vor allem darauf zurückzuführen war, dass diese ihr Deutschtum betonen wollten. Die Schaffung und Erhaltung der Beilagen war stark konjunkturabhängig. Gleichzeitig war aber auch damals die Pflege der heimischen Tradition für die meisten Danziger Zeitungen und Zeitschriften zur „moralischen Pflicht“ geworden. Die Sportberichterstattung wurde erheblich in den Danziger Blättern ausgebaut, weil diese Problematik in der Bevölkerung an Bedeutung gewann.

Die Gebäude der größten Danziger Zeitungen befanden sich in der Stadtmitte: die DNN in der Breitgasse oder die der „Danziger Volksstimme“, deren Haus ganz in der Nähe vom Stadtzentrum lag. Diese Gebäude hatten für die Zeitungsleser eine gewisse „Anziehungskraft“. Sie waren für sie Treffpunkt und „Diskussionsklub“ im Freien. Hier wartete man oft auf die wichtigsten Informationen, wie zum Beispiel auf die Ergebnisse der Reichstagswahlen. Hier gab es aber auch manchmal Streitigkeiten zwischen den politischen Gegnern, die, wie z.B. am 14. September 1930, handgreifliche Formen annahmen.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre wuchs dem Imperium der Presse erhebliche Konkurrenz durch ein anderes Medium, das Radio. Der Rundfunk in der Freien Stadt kann aber nicht mit heutigen Maßstäben gemessen werden, und die Presse hatte wohl ihr Monopol, aber keineswegs ihre Machtstellung eingebüßt⁶².

Von besonderer, über das Gebiet Danzig und der Woiwodschaft Pommerellen hinausgehender Bedeutung war das Blatt zwischen den Weltkriegen. In der Freien Stadt Danzig, Polen und Deutschland hatte die DNN 1927 nicht weniger als 152 Filialen und Abholstellen. Außerdem wurde die Zeitung täglich an ca. 1500 Poststellen versandt. Es lohnt sich hier zu erwähnen, dass unter den Danziger Blätter in Polen die DNN besonders populär war. Hervorzuheben ist die geschickte Organisation und Kolportage der Zeitung auf polnischem Territorium. Sie verfügte in den größeren Städten der Woiwodschaft Pommerellen über ihre eigenen Agenten⁶³. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass die Deutschen dort nach polnischen Zahlenangaben ca. 10 % der Gesamtbevölkerung ausmachten.

Wegen ihrer Verkehrsanbindungen und besonders wegen der Lesegewohnheiten fand die DNN auch in der Woiwodschaft Pommerellen Abnehmer. Eine genauere Zahl der nach Polen geschickten Exemplare der Zeitung ist schwer zu ermitteln, zumal die Kolportage teilweise geheim war. Man kann jedoch vermuten, dass eine einmalige Lieferung der DNN in die benachbarte Woiwodschaft Pommerellen ca. zehn Tausend Exemplare betrug. Es scheint zugleich, dass die Verbreitung der DNN wie auch der anderen Danziger Blätter in Polen eine langsame, aber ständige Abnahme zeigte. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges übte die

⁶² M. Andrzejewski, *Rozgłoszenia radiowa w Wolnym Mieście Gdańsku*, „Studia i Materiały do Dziejów Wielkopolski i Pomorza“ 1987, Bd.16, H.2.

⁶³ Siehe: T. Kowalak, *Zagraniczna prasa niemiecka w województwie pomorskim 1920–1923*, „Rocznik Historii Czasopiśmiennictwa Polskiego“ 1967, Nr. 4, S. 200–221.

DNN jedoch einen verhältnismäßig großen Einfluss auf die deutsche Minderheit in Polen aus. Die polnischen Behörden unternahmen auch Versuche, die selten und nicht entschlossen waren, durch Vertriebsverbot den Ton und besonders ihre pommerellischen Beilagen der DNN zu beeinflussen⁶⁴.

Die Redaktionen eigener Danziger Blätter mussten mit einer Reaktion der polnischen Seite auf ihre Artikel rechnen, da sich unter den Lesern ein großer Prozentsatz der deutschen Minderheit, die in der Woiwodschaft Pommerellen wohnte, befand. Es bestand die potentielle Gefahr, dass die polnischen Behörden diese Zeitungen verbieten könnten. Daher war man bemüht, bei der Schilderung der deutsch-polnischen Problematik in der Argumentation und Wortführung nicht dem typischen Beispiel der „Boulevardpresse“ nachzugehen.

In der derzeitigen geopolitischen Lage war die Redaktion der Danziger Neuesten Nachrichten bemüht, ihr Deutschtum zu akzentuieren. Es ist auch nicht überraschend, dass in der Zeitung nicht selten Artikel mit deutlicher antipolnischer Aussage erschienen, in denen es nicht an Bosheiten fehlte und Überlegenheit Polen gegenüber vermittelt wurde. So z.B. war auch eine Artikelserie zu einem der ersten europäischen Tonfilme „Sous les toits de Paris“ von der Redaktion dazu genutzt, unter dem Titel „Unter den Dächern Warschaus“ in der Zeitung einen Zyklus von Artikeln zu veröffentlichen, die, wie ein Mitarbeiter der polnische Vertretung in Danzig, „voller grober Bosheiten über die Polen und die Warschauer besonders“ waren. Die Polen wären bereit, für den Bau einer Kette von Kabarets Danzig den Deutschen zu überlassen. Hier macht sich jeglicher Kommentar überflüssig⁶⁵.

Ein anderes spezifisch westpreußisches Problem war die Frage der Kaschuben. In Norden überwog die kaschubische Bevölkerung, die aber vor 1918 deutscherseits vernachlässigt war. In den neuen politischen Verhältnissen erkannte die deutsche Seite mehr als es früher der Fall war die Wichtigkeit der Kaschubenfrage. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch die Presse der Danziger Deutschen gewisses Interesse an der Kaschubenfrage zeigte. In den DNN wurden z.B. eine Auswahl von kaschubischen Märchen veröffentlicht, die von Friedrich Lorentz ins Deutsche übertragen wurden⁶⁶.

Es soll noch erwähnt sein, dass in Danzig, vor allem in den zwanziger Jahren, viele Kongresse, Tagungen und Konferenzen stattfanden und man häufig Danzig als Kongressstadt bezeichnete. Auch fanden hier internationale Pressekonferenzen statt, auf denen die deutschen Journalisten eine große Rolle spielten. Vom 22. bis 24. Juli 1927 war z.B. Danzig Ort einer deutsch-nordischen Pressekonferenz, an

⁶⁴ T. Kowalak, *op. cit.*; Vgl. F. v. Wilpert, *Einer in fünf Zeitaltern. Meilensteine an einem wechselvollen Lebenswege*, Bonn 1977, S. 72–73.

⁶⁵ R. Wodzicki, *op. cit.*, S. 291.

⁶⁶ Vgl. W. Pepliński, *Czasopiśmiennictwo kaszubskie w latach zaboru pruskiego. Aspekty programowe, publicystyczne i wydawnicze*, Gdańsk 2002. Leider muss das Buch *Das kaschubische Zeitschriftwesen in den Jahren der preußischen Herrschaft...* im Vergleich mit der früheren Arbeit von Pepliński über die polnische Presse in Pommerellen den Leser enttäuschen. Der Autor war offensichtlich sprachlich nicht vorbereitet, um ein solches Thema zu analysieren. Deshalb konnte er keine vielschichtige Arbeit verfassen.

der auch Gäste aus Skandinavien teilgenommen hatten. Im Mittelpunkt dieser und ähnlicher Pressekonferenzen stand die Danziger Problematik.

Um die DNN lesenswert zu machen, legte man in den zwanziger und dreißiger Jahren mehr Wert auf die Beilagen. Beispielsweise 1934 erschienen u.a. folgende Beilagen: Handel und Gewerbe, Welt und Leben, Der Artushof, Für die Frau von heute, Haus, Herd, Hof, Volkstum und Heimat, Danziger Jugend, Unser Kind, Auto und Motor, Reisen und Wandern, Der Danziger Landwirt und Sport-Turnen-Spiel.

Hitlers Erfolge veränderten die Frontstellung der DNN gegenüber der Danziger NSDAP. Mit Beginn der Herrschaft der Nationalsozialisten in Deutschland wurde die Zeitung in relativ kurzen Zeitspanne der Lenkung durch die Partei unterworfen. Das Blatt schrieb seit Ende Januar 1933 allmählich immer positiver über den Nationalsozialismus, und vor den Volkstagswahlen am 28. Mai 1933 war es nicht imstande, seine politische Sympathie zu verhehlen, was die unmittelbare Veranlassung ihres Verbotes durch das Polizeipräsidium in Danzig war. In der Ausgabe vom 19. Mai 1933 brachten die DNN einen Aufruf von Hermann Rauschning an das Bauerntum, der, nach Meinung der Danziger Landeszeitung, eine „unerhörte Schmähung“ des Senats war⁶⁷. Deswegen wurde das größte Danziger Blatt unverzüglich für einen Monat verboten. Einige Tage danach versuchte der deutschen Generalkonsul Edmund Freiherr von Thermann in einem Gespräch mit Ernst Ziehm vergeblich, ein Einverständnis für die Zulassung eines Ersatzblattes zu erlangen⁶⁸. Diese Episode war symptomatisch für den ausgeübten Druck des Dritten Reiches auf den Danziger Senat, der den Machtwechsel in Berlin in Betracht ziehen musste.

Im Leben und in der Mentalität der Danziger Deutschen jener Zeit fanden Veränderungen statt. Während der letzten fünfzehn Jahre hatten die militärische Niederlage der deutschen Armee, die Abtrennung Danzigs vom Deutschen Reich, die galoppierende Inflation, die große Wirtschaftskrise und die hohe Arbeitslosigkeit die Widerstandsfähigkeit vieler durchschnittlicher Menschen gegen die demagogischen Parolen der NS-Propaganda geschwächt. Die konservative DNN, die früher immer regierungstreu war, zeigte in diesen kritischen Monaten, dass für sie Opportunismus kein fremder Begriff war. Die Zeitung hatte sich mit der Partei Albert Forsters abgefunden und wie einer der Führer der antinational-sozialistischen Opposition in Danzig, Bruno Kurowski, meinte⁶⁹: „Die DNN sind ein sogenanntes parteiloses Blatt. Sie treibe immer diejenige Politik, die die populärste ist. Sie haben seiner Zeit die Nationalsozialistische Bewegung sehr stark bekämpft, sind dann aber natürlich sehr rechtzeitig ins andere Lager gegangen und heute in ihrer

⁶⁷ *Danziger Landes-Zeitung*, 20 V 1933, Nr.117; vgl. Auch *Danziger Volksstimme*, 20 V 1033, Nr. 117.

⁶⁸ Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin (PAAA), Politische Abteilung IV, Pressewesen Bd.2, o.S., Telegramm vom 23 V 1933

⁶⁹ Archiwum Państwowe w Gdańsku, (AP) Akten des Rechtsanwaltes Bruno Kurowski in Danzig 1921–1937, Nr. 7, S. 185, Kurowski an den österreichischen Gesandten Hoffinger in Warschau, 18 V 1934.

Ausdruckform, um sich bei der herrschenden Partei beliebt zu machen, vielfach schärfer als das hiesige Nationalsozialistische Parteiblatt, das ihr diese Tatsache manchmal in offener Form vorgehalten hat“.

Der österreichische Ehrenkonsul in der Freien Stadt Danzig fügte noch hinzu⁷⁰, dass „Zur Zeit das Blatt wohl noch die größte Auflage hat. Es ist aber anzunehmen, dass bei der rücksichtslos geübten Konkurrenz des führenden Blattes die Danziger Neuesten Nachrichten bald an zweiter Stelle sein werden“. Die Vermutungen von Bruno Kurowski hatten sich zwar später nicht bewahrheiten, aber sie sagen viel über die Presseverhältnisse nach der Machtübernahme in Danzig aus.

⁷⁰ *Ibidem.*

In den Jahren 1933–1944

Die Danziger Nationalsozialisten hatten bis Herbst 1930 keine eigene Zeitung und waren auf das Sprachrohr der deutschen NSDAP „Völkischer Beobachter“ angewiesen. Erst die Ankunft Albert Forsters am 24. Oktober 1930 in Danzig wirkte bestimmend auf die Entwicklung der dortigen „braunen Presse“. Schon eine Woche später erschien in der alten Hansestadt die erste NS-Zeitung. Das Wochenblatt „Danziger Beobachter“ war aber nur ein vorübergehendes Presseorgan der dortigen Nationalsozialisten. Ab Februar 1931 trat an seine Stelle „Der Vorposten“. Die neue Wochenzeitung wurde reichhaltiger als ihre Vorläufer und brachte viele Sonderausgaben heraus⁷¹.

Nach der Machtübernahme durch die NSDAP in Danzig wurde das NS-Presseorgan mit dem 1. Juni 1933 in ein Tagesblatt umgewandelt. Ab dieser Zeit bis Ende Januar 1941 hieß es „Der Danziger Vorposten“ und dann „Danziger Vorposten“. Die Zeitung war das einzige amtliche Presseorgan der NSDAP, das außerhalb des Dritten Reiches als solches erschien. Gleichzeitig war das Blatt kein offizielles Organ des Senats der Freien Stadt Danzig. „Der Danziger Vorposten“ wurde administrativ forciert und von den deutschen Nationalsozialisten finanziell unterstützt⁷². Nach halboffiziellen Angaben sollte die Auflage „Der Danziger Vorposten“ 1937 ca. 25 Tausend Exemplare betragen haben⁷³, was aber in Zweifel gezogen werden sollte.

Die Pressefreiheit war für die Erhaltung der Demokratie in der Freien Stadt Danzig von fundamentaler Bedeutung, denn am Grad der Pressefreiheit wurde in Danzig überhaupt der Grad der Freiheit seiner Bürger gemessen. Die Nationalsozialisten wussten natürlich, dass sich die Opposition mit der Pressefreiheit alle anderen Grundrechte nach und nach erkämpfen könnte. Deshalb strebten sie kräftig nach der Gleichschaltung des Danziger Pressemarktes.

Trotz aller Bemühungen der Danziger Nationalsozialisten war weiter unangefochten die DNN die beliebteste Tageszeitung in Danzig. Albert Forster und seine Mitarbeiter hatten schon früh gemerkt, dass sie auch die „bürgerliche“ Presse benötigten und besonders die einflussreichsten DNN. So ließen sie, wie es scheint, aus rein taktischen Gründen der beliebten Danziger Zeitung eine gewisse Bewegungsfreiheit.

Die Machtergreifung der NSDAP in Danzig stellte den Danziger Journalismus vor die Aufgabe, Farbe zu bekennen. Dies betraf besonders Verleger und Redakteure der DNN. Dies illustrieren die Erinnerungen Stephan Pfürtners vom Ende des Jahres 1936⁷⁴. Zwar konnten sich die DNN noch behaupten, „aber von

⁷¹ Bundesarchiv Koblenz, Hauptarchiv der NSDAP NS 26/vorl 994; T. Cieślak, *Na marginesie dziejów „Danziger Vorposten“*, „Komunikaty Instytutu Bałtyckiego“ 1972, H. 16.

⁷² Am 29. April 1937 notierte Joseph Goebbels: „Winkler hilft nach Forster-Danzig mit Druckmaschinen. Das tut da oben sehr gut. Die Danziger können sich allein nicht mehr weiterhelfen“ (Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Herausgegeben von Elke Fröhlich. Teil I. Bd. 4, München 2000, S. 115).

⁷³ *Handbuch der Weltpresse*, Leipzig und Frankfurt a.M. 1937, S. 144–145; *Handbuch der deutschen Tagespresse*, Leipzig und Frankfurt a. M. 1937, S. 287.

⁷⁴ S. Pfürtnera, *Nicht ohne Hoffnung – erlebte Geschichte 1922 bis 1945*, Stuttgart 2001, S. 99.

befreundeten Redakteuren hörte mein Vater je länger je mehr, wie sehr die Partezensur bei ihr eingriff. Ich selbst erlebte zwei Jahre später ihren Chefredakteur Bechtle in einem existenziellen Gewissenskonflikt. Sein Sohn ging auf unsere Schule. Ich hatte nach meinem Abitur ein Volontär-Praktikum auf Empfehlung meines Schuldirektors Kirchner in der Lokalredaktion der „Neuesten“ absolvieren können. ... Von Kirchner wusste Bechtle jedoch um meine politische Grundorientierung. Dann lud er mich zum Mittag in seine Familie ein und machte seinem Herzen Luft. Seine Frau, sein Sohn, er und ich saßen um den Tisch: Er könne nicht mehr ertragen, was er alles in den „Neuesten Nachrichten“ drucken lassen müsse – das müsse er auch noch mit seinem Namen decken. Wenn ich nicht irre, hat er sich bald als ehemaliger Reserveoffizier zur Wehrmacht einziehen lassen. Das war 1939 im Spätherbst. Einige Jahre davor hatte zwar die totalitäre Methode der Nazis im öffentlichen Leben des Freistaates Danzig noch nicht das Ausmaß der Diktatur erreicht wie im „Reich“, aber entsprechende Terrormaßnahmen griffen doch immer mehr um sich, je weiter die Nazis ihre Regierungsmacht im Senat ausbauen konnten.“

An anderer Stelle seiner Erinnerungen bemerkt Stephan Pfürtner, dass in den ersten Kriegsmonaten das Blatt „noch nicht völlig gleichgeschaltet war und hatte sich bei den Danziger Bürgern ein letztes Stück ihres alten Ansehens erhalten. Oberstudienleiter Kirchner, der seinerseits auch aus dem Polenkrieg zurück war, vermittelte zur Verlagsleitung. Er kannte den Direktor der Zeitung, Oscar Bechtle“⁷⁵.

Aus Platzgründen ist es nicht möglich, allen Journalisten der DNN in einer Zeit von fast einem halben Jahrhundert die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Daher führe ich hier den Stand der Redaktion im zweiten Halbjahr 1939 an:

Hauptschriftleiter	Dr. Hans Fuchs
Stellvertreter des Hauptschriftleiters	Oscar Bechtle
Verantwortlich für auswärtige Politik	Friedrich von Wilpert
Verantwortlich für Freistaatpolitik	Albert Brödersdorff
Verantwortlich für Lokales	Ernst Czelusta
Verantwortlich für Freistaatgebiet u. dt. Osten	Fritz Jaenicke
Verantwortlich für Polen	Curt von Maibohm
Verantwortlich für Kunst, Wissenschaft und Unterhaltung	Albert Brödersdorff
Verantwortlich für Handel und Schiffahrt	Dr. Helmut Craerzer
Verantwortlich für Sport	Erich Rhode
Verantwortlich für den Anzeigenteil	Karl Kohnke

Unter den oppositionellen Blättern erlangte die „Danziger Volksstimme“ in den Jahren 1933–1936 ein großes Prestige in den demokratischen Kreisen in Westeuropa und Polen durch ihre kompromisslose Haltung der Nazi-Bewegung gegenüber.

⁷⁵ S. Pfürtner, *op. cit.*, S. 260; O. Bechtle, *op. cit.*, S. 30.

Es begann die große Blütezeit für die „Danziger Volksstimme“, obgleich das Blatt damals oft verboten wurde. Viele neue Leser stießen zu dieser Zeit zu dem Organ der Danziger SPD, das zweifellos das wichtigste Sprachrohr der gesamten Opposition war. Die „Danziger Volksstimme“ hatte für den Leser der Zeitung fast die ganze Tageschronik des NS-Regimes in der Freien Stadt Danzig geschrieben, von der Stunde der Machtübernahme an bis zum Ende des Erscheinens des sozialdemokratischen Blattes im Jahr 1936 und damit zugleich ein Bild von der Wirklichkeit in Danzig vermittelt.

Mit Verbot und Verfolgungen brachten die Nationalsozialisten seit 1936/37 die Oppositionspresse ganz zum Schweigen. Selbst die Fachzeitschriften dienten nicht nur ihren eigentlichen Zwecken, sondern auch der NS-Propaganda. Der „kleine Mann“ in Danzig sollte nur das erfahren, was ihm die braune Presse und Rundfunk dossiert zu wissen erlaubten. Einige oppositionelle Journalisten dagegen gingen ins Exil: Richard Teclav schon 1933 nach Brünn und dann nach London und Erich Brost 1936 zuerst nach Warschau und drei Jahre später nach Stockholm, Helsinki, Uppsala und London⁷⁶.

Die dominierende Thematik der DNN war die Politik der Weimarer Republik und dann die des Dritten Reiches. Mit besonderem Interesse registrierte die DNN alle Symptome einer Abkühlung der deutsch-polnischen Beziehungen. Wie auch die übrigen Zeitungen der Danziger Deutschen machte das Blatt kein Hehl daraus, dass es mit der Gestalt der deutsch-polnischen Grenze unzufrieden ist. Nach dem Abschluss der deutsch-polnischen Nichtsanktionsdeklaration schrieb die DNN über Polen wohlgesinnter als es noch Anfang 1933 der Fall war. Eine Änderung der gespannten Atmosphäre zwischen Berlin und Warschau übte auch Einfluss auf den Tenor der DNN aus. Das Blatt versuchte, Polen und seine Einwohner vielseitiger als früher zu schildern. Es gab zum Beispiel die Möglichkeit, in der DNN den Artikel *Köpfe der Weltpolitik. Joseph Pilsudski* zu bringen⁷⁷.

Auch nach Mai 1933 blieben die DNN das einflussreichste Blatt mit regionaler Geltung. Sie waren kein typisches Provinzblatt, und auf ihre Artikel berief sich weiterhin die ausländische Presse. Auch nach der Machtübernahme war Danzig eine verhältnismäßig wichtige Nachrichtenquelle. Die DNN profitierte im Ausland aus ihrer früherer Position und für die Danziger Journalisten und Politiker war sie trotz allem weiterhin eine andere Zeitung als „Der Danziger Vorposten“.

In den Jahren 1933–1937 gab es in der Freien Stadt Danzig oppositionelle Zeitungen und schon deshalb war die nationalsozialistische Eroberung der Danziger Presse zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen. Beschlagnahmungen waren damals an der Tagesordnung. Dem „Danziger Vorposten“ und schon der gleichgeschalteten der DNN standen noch einige oppositionelle Tagesblätter gegenüber. Wenn man Inhalt und Form der größten Danziger Zeitung mit dem Presseorgan der

⁷⁶ Siehe: M. Andrzejewski, H. Rinklake, „Man muß doch informiert sein um leben zu können“. *Erich Brost Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“*, Bonn 1997.

⁷⁷ DNN 15 II 1934.

dortigen NSDAP verglich, sieht man aber, dass trotz Einschränkungen die DNN „verdaulicher“ als „Der Danziger Vorposten“ war. Aller Wahrscheinlichkeit nach nahmen Gauleiter Albert Forster und Senatspräsident Hermann Rauschning und danach Arthur Greiser Rücksicht auf die Lesegewohnheiten, und deshalb hatte die DNN nach der Machtübernahme eine gewisse Äußerungsfreiheit, obgleich „ohne Übertreibung“. Auf die Frage, wie das Blatt seinen sehr eingeschränkten Spielraum nutzte, ist auf dem jetzigen Forschungsstand schwer, eine verlässliche Antwort zu geben. Mit voller Sicherheit lässt sich aber sagen, dass nach der Machtübernahme in Deutschland diese für demokratische Journalisten der DNN „rosigen Zeiten“ sich sehr schnell änderten.

Das Vertrauen vielen Danziger Deutsche in die Macht des Deutschen Reiches war nach dem 30. Januar 1933 keinesfalls verschwunden. Auch die DNN hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich viele ihrer Leser mit den außenpolitischen Zielen des Dritten Reiches identifizierten. Um so mehr, dass sich die Lage immer mehr zugunsten Deutschlands entwickelte. Alles schien sich auf dem besten Wege zu befinden und die Sonderausgaben der Zeitung Ende August und Anfang September 1939 fanden aller Wahrscheinlichkeit nach bei den Lesern Verständnis. So bringt das Blatt am nächsten Tag nach dem Besuch Hitlers in Danzig den Artikel „Das deutsche Danzig dankt seinem Befreier. Unbeschreiblicher Jubel kündigt die Liebe Danzigs zu Adolf Hitler“⁷⁸. Man konnte in den Bänden „Der Danziger Vorposten“ und der DNN in den ersten Kriegsmonaten keinen Ausdruck für eine Kriegsschuld finden. Im Gegenteil: die ganze Schuld wurde auf Polen, Großbritannien und Frankreich geschoben.

Nach Kriegsbeginn 1939 hatten sich die Verhältnisse auf dem Danziger Zeitungsmarkt wesentlich verändert; mit der tiefgreifenden Konzentration der Danziger Presse konnte später als im Dritten Reich, d.h. erst im Herbst 1939, begonnen werden. Zwar wurden die Oppositionsblätter im Rahmen der Gleichschaltungsmaßnahmen zwei Jahre früher schon völlig aufgelöst, aber noch Ende August 1939 erschien die letzte Nummer der *Gazeta Gdańska*. Diese „Verzögerung“ wurde bald durch neue Verordnungen nachgeholt. Noch vor Ende 1939 konnte man auf die Meinung treffen, die DNN seien nicht völlig gleichgeschaltet und im Vergleich mit dem „Danziger Vorposten“ über einen gewissen Freiraum verfüge.

Es scheint, dass bei der Präsentation der weitgefassten polnischen Frage der Ton in der DNN trotz allem zurückhaltender war als der im „Danziger Vorposten“. Übrigens gibt Piotr Semków keine Antwort auf dieses Problem in seinem Buch, auch nicht in einem der Unterkapitel mit der Überschrift „Das Polenbild in der Danziger Presse während des Krieges“⁷⁹. Sollte der Autor vergessen haben, dass außer dem Nazi-Organ bis 1944 in Danzig die DNN erschien? Der Verfasser bezieht sich im oben angeführten Teil des Buches dreizehn Mal auf den Inhalt

⁷⁸ DNN, 19 IX 1939.

⁷⁹ P. Semków, *Polityka Trzeciej Rzeszy wobec ludności polskiej na terenie byłego Wolnego Miasta Gdańska*, Toruń 2001, S. 143–145.

des „Danziger Vorposten“, aber kein einziges Mal auf die DNN. Ähnlich sieht es in der gesamten Arbeit aus: Piotr Semków führt viele Hundert Male das Blatt „Der Danziger Vorposten“ an, die DNN einzig vier Mal, davon drei Mal Ausgaben vom September 1939. Es ist schwer, sich des Eindrucks zu entziehen, dass die Behauptung des Autors, er habe sich mit den Jahrgängen 1939–1945 bekannt gemacht, recht hoch hergegriffen ist und meiner Meinung nach nur „ausschmückenden Charakter“ hat.

Im Zweiten Weltkrieg wurden auch die DNN in den geistigen Kampf der Propaganda eingeschaltet, obgleich auch in Danzig der Rundfunk die Presse als Propagandainstrument überholte. Denn der 1926 gegründete Danziger Rundfunk gewann immer größere Bedeutung. Bis Mitte der dreißiger Jahre hat die Presse wohl ihr Monopol, aber keineswegs ihre Machtstellung eingebüßt. Dann erwuchs dem Imperium der Presse erhebliche Konkurrenz durch ein anderes Medium, das Radio. Wenn es 1929 in der Freien Stadt Danzig 16000 registrierte Radioapparate gab, waren es 1934 – 30.909, Anfang 1936 – 29000 und zwei Jahre später schon 36 848 Radioapparate⁸⁰.

In den ersten Kriegsmonaten, wie übrigens auch später, konnte man in der DNN keine Kriegsschuld finden. Im Gegenteil: die ganze Schuld wurde auf Polen, Großbritannien und Frankreich geschoben. Naturgemäß war auch in dem Blatt das Bestehen der Konzentrationslager und Judenvernichtung ein Tabu-Thema. Hitlers Erfolge wurden immer in der Zeitung an die erste Stelle gesetzt und auch die DNN konnte sich an den territorialen Eroberungen berauschen.

Wenn in der Anfangsphase des Krieges die Todesanzeigen von Familien der gefallenen in eine nationalistische Form gebracht wurden, änderte sich das mit der rapiden Zunahme der Kriegsverluste seit der Schlacht von Stalingrad, wo viele aus Danzig stammende Soldaten fielen. Zwar wurde Danzig von den alliierten Luftangriffen verschont, aber auch hier machten sich die Kriegslasten immer deutlicher fühlbar. Der Tenor der DNN änderte sich und statt der anfänglichen Nachrichten über Erfolge der deutschen Truppen konzentrierte sich immer häufiger das Blatt auf solche Parolen wie „Totalkrieg“, „Endsieg“ oder „Wunderwaffe“. Die über das Deutsche Nachrichtenbüro verbreiteten Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht mussten auch von der Redaktion der DNN gebracht werden. Die Leser sollten nur das erfahren, was der NS-Propaganda passte.

Am 15. September 1944 hätten die DNN ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern können, aber die Zeitung musste zwei Wochen früher ihr Erscheinen einstellen. Es scheint, dass das vor allem aus kriegswirtschaftlichen Gründen erfolgte; schon nach der Invasion in der Normandie wurde auch der Umfang der Danziger Zeitungen drastisch eingeschränkt. Jedenfalls schon früher wurde die Position des Blattes abgeschwächt und es spielte während des Krieges nicht so eine große Rolle auf dem Danziger Presse- und Medienmarkt wie noch in den zwanziger und dreißiger Jahren.

⁸⁰ M. Andrzejewski, *Rozgłoszenia radiowa w Wolnym Mieście Gdańsku*, „Studia i Materiały do Dziejów Wielkopolski i Pomorza“ 1987, Bd. 16, H. 2.

Als das Dritte Reich zusammengebrochen war, galt dies auch für die deutsche Presse in Danzig. Zwar blieb bei den relativ seltenen Bombenangriffen auf Danzig die Zeitungsdruckerei der DNN lange verschont, aber 1945 brannten die Gebäude aus und die Maschinen wurden aller Wahrscheinlichkeit nach damals völlig zerstört. Anfang 1945 gab es in Danzig nur eine Tageszeitung, den „Danziger Vorposten“. Ende März wurde Danzig durch Einheiten der Roten Armee erobert und das bedeutete auch in der Tat das Ende des deutschen Pressewesens in Danzig nach über dreihundert Jahren.

Danzig, heute Gdańsk, kann sich mit einer Vielzahl von Attributen schmücken. Eines von ihnen ist die beachtlich lange Tradition des Danziger Pressewesens. Dass es sich hier vor allem um deutsche Zeitungen und Zeitschriften handelt, kann niemand bestreiten. Es scheint aber, dass wir zum Glück so weit sind, dass ein deutsch-polnisches Forschungsteam in den nächsten Jahren imstande wäre, in Deutsch einen Abriss der Geschichte der Presse in Danzig zu verfassen; von einer Synthese sind wir noch leider weit entfernt. Ein wichtiger Schritt in dieser Richtung wurde schon von einigen Danziger Presseforschern unternommen. 1999 wurde in polnischer Sprache eine Arbeit über die Geschichte der Presse in Danzig von Anfang bis in die Gegenwart veröffentlicht. Natürlich haben wir es hier nur mit einem Abriss zu tun, aber es ist zu hoffen, dass sich sowie deutsche als auch polnische Presseforscher weiterhin mit dem erwähnten Thema befassen werden.

Im Danziger Blätterwald spielte die DNN fast fünfzig Jahre lang eine bedeutende Rolle und schon deshalb ist eine ausführliche Bearbeitung ihrer Geschichte keine leichte Aufgabe. Trotz einzelner Aufsätze liegt ihre Geschichte noch im Dunkeln, vor allem, was die in diesem Zusammenhang die wichtige politische und kulturelle Funktion der DNN betrifft⁸¹. Aber auch noch viele andere Aspekte sind zu bedenken, wie z.B. das wenig bekannte Verbot des Blattes 1936 in der Tschechoslowakei⁸². Eine große Schwierigkeit bei der Presseforschung bildet auch das Fehlen des Redaktionsarchivs des Blattes und schon deshalb nimmt der vorliegende Aufsatz für sich nicht in Anspruch, das Thema der DNN vollständig behandelt zu haben. Die uns interessierende Zeitung war zweifellos ein liebenswertes und lehrreiches Stück Danzig und ihre ein halbes Jahrhundert alte Geschichte soll man in engem Zusammenhang mit der allgemein-politischen Geschichte Danzigs sehen. Zu Recht könnte sie daher Gegenstand einer wissenschaftlichen Monographie sein, weil ein Buch über die wechselvolle Geschichte der DNN und über die Tätigkeit von Gustav und Hans Fuchs, die zu den großen Verlegern der Danziger Pressegeschichte gehören, erst geschrieben werden muss.

⁸¹ Siehe: M. Andrzejewski, *Szkic największej gazety w Wolnym Mieście Gdańsku – „Danziger Neueste Nachrichten“*, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“ 1980, Nr. 25, S. 79–88.

⁸² Siehe: AP w Gdańsku, Senat der Freien Stadt Danzig, Nr. 963, S. 35, Vermerk, 11 VIII 1936.

Obwohl der vierzigste Jahrestag des Bestehens der „Danziger Neueste Nachrichten“ feierlich begonnen wurde, konnte das Blatt sein fünfzigstes Jubiläum nicht feiern, weil seit dem 1. September 1944 die Zeitung ihre Erscheinen einstellen musste. In den letzten Monaten des Krieges gab es in Danzig nur eine Tageszeitung, den „Danziger Vorposten“, der auch im Jahre 1945, um das letzte Kriegsjahr zu nennen, seinen früheren Charakter nicht verloren hat. Er war vor allem ein NS-Propagandablatt. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz waren ähnlich wie in anderen deutschen Zeitungen sorgfältig präpariert und es wurden Versuche unternommen, den Kriegsnoten und der Kriegsmüdigkeit von immer mehr Danzigern entgegenzutreten.

Noch etwas Anderes ist hier zu erwähnen: Im „Der Danziger Vorposten“ wurde noch im März 1945 das hohe Lied vom Widerstandswillen der Deutschen angestimmt. Als das Dritte Reich zusammengebrochen war, galt dies auch für das deutsche Pressewesen in Danzig. Schon am 6. Mai 1933 schrieb die „Danziger Volksstimme“, dass „...ein nationalsozialistisches Danzig gleichbedeutend mit einem dauernden Verlust Danzigs für Deutschland ist“. Dieses Worte bewahrheiteten sich 1945 für die Danziger Deutschen und dieses Jahr bedeutet so auch das Ende der langen Geschichte der deutschen Presse in der Stadt an der Mottlau⁸³.

Aber noch eine andere Besonderheit ist bei der polnischen Presse zu vermerken. Bei einigen Ausgaben wurden nämlich manche Artikel nebeneinander in zwei Sprachen veröffentlicht. Das geschah vor allem in den zwanziger Jahren und hatte zum Zweck, einen Teil der Danziger für die polnische Argumentation zu gewinnen.

Hier lehnt sich der Verfasser an die Doktorarbeit von Romanow⁸⁴ an. Dieses faktenreiche und fesselnd geschriebene Buch stellt das vielseitige Bild der polnischen Presse in der Freien Stadt Danzig, die auf dem dortigen Pressemarkt dennoch nur eine untergeordnete Rolle spielte, in der Zwischenkriegszeit dar. Die sachliche Monographie von Romanow zeigt gleichzeitig indirekt den Reichtum und die Vielseitigkeit der deutschen Presse in Danzig.

Obwohl die Geschichte der Freien Stadt Danzigs seit den achtziger Jahren sehr eingehend erforscht wurde, fehlen in vielen Bereichen leider noch immer wissenschaftliche Studien. Das betrifft auch die Geschichte der Danziger Presse. Ihr heutiger Forschungsstand erlaubt noch keine Synthese zu den in der Mottlaustadt erscheinenden deutschen Periodika⁸⁵. Diese Frage bleibt weiterhin ein Desideratum und erst die Aufarbeitung der wichtigeren Danziger Zeitungstitel in Form von einzelnen Aufsätzen werden es ermöglichen, diese Forschungsergebnisse in eine in hohem Maße nötige Untersuchung zur Geschichte des Zeitungswesens in Danzig einfließen zu lassen. Zwar ist 1979 das Buch von Andrzej Romanow⁸⁶ über die polnische Presse erschienen, aber über die Zeitungen der Danziger Deutschen, die eine weit größere Bedeutung hatte, wissen wir verhältnismäßig

⁸³ M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, S. 214.

⁸⁴ A. Romanow, *Prasa polska w Wolnym Mieście Gdańsku (1920–1939)*, Gdańsk 1979.

⁸⁵ Siehe: *Prasa gdańska na przestrzeni wieków*. Pod redakcją Marka Andrzejewskiego, Gdańsk 1999.

⁸⁶ A. Romanow, *op. cit.*

wenig⁸⁷. Die kurzen Abhandlungen sowie der Abriss der Geschichte der Danziger Presse sind weit davon entfernt, das Ganze umfassend zu erörtern. Es fehlt an einer umfassenden Bearbeitung zur Geschichte der deutschen Presse in Danzig zwischen den Weltkriegen, was übrigens eine sehr zeitraubende Aufgabe ist. Nur am Rande sei bemerkt, dass der Mangel an deutschen Arbeiten über die Presse in der Freien Stadt Danzig leider nichts Ungewöhnliches in der Ostmitteleuropaforschung ist.

Das Europa von Versailles und die Gestalt der deutsch-polnischen Grenze hat schon gleich nach dem Ende des 1. Weltkrieges heftige Kritiker in der Danziger Presse gehabt. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgten die einflussreichsten Danziger Blätter die politischen Absichten der polnischen Regierungskreise bezüglich der Freien Stadt Danzig. Es war Polen nur selten gelungen, die Presse der Danziger Deutschen zu beeinflussen und dazu zu bewegen, dass in der Mottlaustadt der polnische Standpunkt zur Danziger Problematik erörtert wurde. Alle polnischen Versuche, Einfluss auf die deutschen Presseleute auszuüben, endeten gewöhnlich mit scharfen Protesten seitens der im Reich und Danzig erscheinenden Presse.

Hinsichtlich der Einwirkung der Danziger Presse auf die in Polen wohnende deutsche Minderheit sei hinzugefügt, dass die Zeitungen häufig eine besondere Mutation für sie besaßen. Unter den Danziger Zeitungen war in Polen vor allem die „Danziger Neueste Nachrichten“ besonders populär. Außerdem wurden in der Woiwodschaft Pommerellen die „Danziger Zeitung“, die „Danziger Volksstimme“, die „Danziger Allgemeine Zeitung“ und die „Danziger Landeszeitung“ viel gelesen. Hervorzuheben ist die geschickte Organisation und Kolportage der Danziger Presse auf polnischem Territorium. Meistens besaßen die in der Freien Stadt erscheinenden Zeitungen in den größeren Städten der Woiwodschaft Pommerellens ihre eigenen Agenden⁸⁸.

Die nach 1918 veränderte politische Situation hatte zur Folge, dass es in Danzig gelungen war, die Monatsschrift „Ostdeutsche Monatshefte“ zu gründen. Ihr Hauptzweck war, die deutsche Kultur in der Freien Stadt Danzig sowie auf dem Gebiet des ehemaligen Westpreußens zu festigen. Trotz dieser politischen Tendenz wurde die Zeitschrift attraktiv redigiert und auf einem ziemlich hohen Niveau gehalten. Das Profil der „Ostdeutsche Monatshefte“ umfasste Geschichte, Geographie und Wirtschaft West- und Ostpreußens mit besonderer Berücksichtigung Danzigs⁸⁹.

In der Zeit zwischen den Weltkriegen war Danzig neben Breslau und Königsberg der stärkste deutsche Pressemittelpunkt östlich von Oder und Neiße. Die Bedeutung und Macht der Presse in dem damaligen Danzig, das als eine der zeitungsfreudigsten Städte galt, ist schwer zu überschätzen. Die Zeitungen spielten

⁸⁷ M. Andrzejewski, *Wstęp*, in: *Prasa gdańska w Wolnym Mieście Gdańsku (1920–1939)*, S. 9–11.

⁸⁸ Siehe: T. Kowalak, *Zagraniczna prasa niemiecka w województwie pomorskim 1920–1923*, „Rocznik Historii Czasopiśmiennictwa Polskiego“ 1967, Nr. 4, S. 200–221.

⁸⁹ A. Dudzińska, „Ostdeutsche Monatshefte“ – *miesięcznik kultury i sztuki w Wolnym Mieście Gdańsku*, in *Prasa gdańska na przestrzeni wieków*, S. 170–179.

in der uns interessierenden Zeit eine weit größere Rolle in der öffentliche Meinung als es heute der Fall ist. Die große Anzahl der in Danzig erscheinenden Blätter und ihre typologische Verschiedenartigkeit beweisen die Intensität des politischen, kulturellen, und wirtschaftlichen Lebens in der Mottlaustadt. Vor allem in den 20er Jahren erlebte das Zeitungswesen in Danzig einen großen Aufschwung und die Freie Stadt war damals eines der zeitungreichsten Gebiete in diesem Teil Europas. Neben den „Danziger Neueste Nachrichten“ erschienen in der Mottlaustadt u.a. die „Danziger Zeitung“ und die „Danziger Volksstimme“, die wertvolle Quellen zum tieferen und besseren Kennenlernen der Danziger Vergangenheit sind.

2. Die Danziger Presse, in Friedrich von Wilpert, Danzig. Eine Erinnerung. Abgeschlossen in Flensburg am 17. Januar 1946, S. 138–145

Wenn es neben dem Parlament eine Einrichtung gegeben hat, die in der Zeit nach dem Weltkriege Gefahr lief, der Schaumschlägerei zu verfallen und im selbstgeschlagenen Schaum zu ersticken, dann war es die Presse. Die Phrase feierte nicht nur auf der Rednertribüne Orgien, sondern auch am Redaktionstisch und wurde hier vielleicht noch gefährlicher, weil sie nicht mit dem Schall der gesprochenen Worte verklang, sondern von jedem „schwarz auf weiß“ nach Hause getragen werden konnte. Der Presse fehlte zu dem die Persönlichkeiten, die sowohl schreiben konnten, wie auch die Reife des Urteils besaßen, die des Geschriebenen Gewicht und Gehalt verleiht. In die Presse drängten sich zu jener Zeit mit Vorliebe Menschen aus allen möglichen Berufen, die in diesen Berufen nicht recht vorwärts kamen, die das Sprungbrett der Politik zum schnellen Aufstieg benutzen wollten und keinen bequemeren Eingang in die Politik finden konnten als die Zeitung. Es kam vor, dass aus dem Wunsch, eine Redaktion nur als Durchgang zu einer politischen Funktion zu benutzen, die Erkenntnis wurde, berufen zu sein zum Journalisten. Es kam auch umgekehrt vor, dass jemand, der sich dem Presseberuf verschreiben wollte, sehr bald von der Politik ganz mit Beschlag belegt wurde und in die Verwaltung abwanderte. In den meisten Fällen aber blieb der Durchschnitt der Presse „treu“, und diese „Zufallsjournalisten“ hatten nun die Aufgabe dem deutschen Leser die geistige Kost zu liefern bzw. den „roten Faden“ der Entwicklung nicht zu verlieren.

Es braucht nicht Wunder zu nehmen, dass die so gebotene Kost vielfach sehr fragwürdig war und dass man mit Recht von „geistiger Unterernährung“ sprach. Zumal das Niveau und die materiellen Möglichkeiten der meisten in Danzig vorhandenen Zeitungen eben nur den Anforderungen einer Provinzialhauptstadt entsprachen, in keiner Weise aber zugeschnitten waren auf die Bedürfnisse eines kleinen, so doch selbstständigen Staates, der als „kulturelles Schaufenster“ des Deutschtums im Osten gedacht war.

Als der Freistaats ins Leben gerufen wurde, da gab es in Danzig die „Danziger Neueste Nachrichten“, ein Blatt vom Generalanzeigertyp mit etwa 60.000 bis 80.000 Auflage. Das Blatt war parteilos, stand aber der Deutschen Volkspartei nahe. Bemerkenswert sei, dass die kurze Übergangsperiode der Soldatenrats-Beilagen und ähnlicher Eintagsfliegen der Presse bewusst übergangen wird, weil diese Auch-Zeitungen längst wieder eingegangen waren als die Freie Stadt geschaffen wurde. An zweiter Stelle kam die „Danziger Zeitung“, seit Jahrzehnten das führende liberale Organ im vorwiegend deutschnationalen Westpreußen. Dieses Blatt wurde nun zum Sprachrohr der Demokraten und machte Aufstieg und Abstieg dieser Partei zwangsläufig mit.

„Die Danziger Allgemeine Zeitung“ war das Organ der Deutschnationalen und hatte den Vorzug, der führenden Partei im Senat nahe zu stehen und dadurch ein Gewicht zu erhalten, das Inhalt und Aufmachung der Zeitung allein nicht

gerechtfertigt hätten. Die „Danziger Landeszeitung“ war das Zentrumsblatt, dessen Leserkreis sich auch wirklich nur auf die katholischen Kreise beschränkte und auch nur auf solche, die keine größeren Ansprüche an „ihr“ Blatt zu stellen gewohnt waren. Die anspruchsvolleren Katholiken hielten sich daneben immer noch andere Zeitungen. Die Sozialdemokratie nannte ihr Organ die „Danziger Volksstimme“ und die Redaktion des Blattes verfügte vorübergehend tatsächlich über geschickte Federn. Diese meist jüngeren Journalisten aber waren keineswegs politische Fanatiker der Partei, sondern hätten ebenso gern und vielleicht noch lieber ihr Können in anderen besser zahlenden Blättern zur Geltung gebracht. Sie waren zu ihrem materiellen Nachteil eben nur auf ein falsches Gleis geraten. Endlich seien noch verzeichnet die belanglosen Erscheinungen im Danziger „Blätterwald“, das kommunistische „Sprachrohr“, das sich in Tonart und Niveau in nichts von den üblichen kommunistischen Radaublättern im Reich unterschied, und verschiedene vorübergehend auftauchende Blättern, wie die „Neue Zeit“, die Hausbesitzerinteressen oder Interessen irgend einer eigenbrötlerischen Clique vertraten und von den Danzigern aus Neugierde hin und wieder gekauft wurden. Sonst blieben sie auf den engen Kreis ihrer „Vereinsmitglieder“ beschränkt.

Das war das Material, aus dem nun etwas gemacht werden sollte. Die Freistaat-Konjunktur passte am besten für die „Danziger Neuesten Nachrichten“. Sie waren keiner Partei hörig, konnten also von allen Danzigern gehalten und gelesen werden und trugen diesem Umstand nun auch Rechnung durch eine gewisse Farblosigkeit, die sich erklärte aus dem Bestreben, nicht ganz gesinnungslos zu werden und doch auch nicht parteipolitischer Engstirnigkeit zu verfallen. Das Blatt bemühte sich um möglichst enge Verbindungen zum Senat, insondere zur Auswärtigen Abteilung des Senats und vertrat im Einvernehmen mit diesen Stellen die Interessen der Freien Stadt nach außen hin als die größte Zeitung des Freistaates. Polen erkannte die Bedeutung der Zeitung in diesem Sinne auch sehr wohl und übte systematisch einen Druck auf die Zeitung aus. Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ wurden nämlich mit über zwanzig tausend Exemplaren im Korridorgebiet gelesen. Die polnische Regierung sperrte nun regelmäßig den Vertrieb der Zeitung in Pommerellen durch Entziehung des Postdebits, wenn die Haltung des Blattes bei Danzig-polnischen Konflikten der polnischen Politik unbequem wurde. Das war vor allem der Fall vor wichtigen Tagungen des Völkerbundesrates in Genf. Diese polnische Methode traf nur die „Danziger Neuesten Nachrichten“, denn die andern Blättern hatten kaum irgend einen nennenswerten Absatz in Pommerellen und konnten daher von polnischen Repressalien nicht erfasst werden.

Die demokratische „Danziger Zeitung“ hatte ihre große Zeit hinter sich. Danzig war früher eine Hochburg des Liberalismus gewesen und hatte regelmäßig liberale Wahlsiege verzeichnet. Der Weltkrieg hatte darin einen grundlegenden Wandel geschaffen, die Abtrennung der Freien Stadt vom Mutterlande hatte die deutschnationale Welle ebenso steigen, wie die demokratische absinken lassen. Das schien widersinnig, entsprach aber den Tatsachen. So kam es, dass die „Danziger Zeitung“ in finanzielle Bedrängnis geriet und sich nach Hilfe umsah. Diese Hilfe blieb nicht aus: der Ullstein-Verlag in Berlin erkannte die sich bietende Chance. Er kaufte

die „Danziger Zeitung“ und glaubte nun mit seiner riesigen „Nachrichtenspritze“ jede Konkurrenz in kurzer Zeit an die Wand drücken zu können. Die Rechnung hätte zu allen andern Zeitläufen auch gestimmt, in dem Danzig der Nachkriegszeit stimmte sie aber nicht. Die Zugehörigkeit zur demokratischen Partei wirkte sich auf das Blatt wie ein Bleigewicht am Bein eines Sprinters aus. Und die Gewöhnung der Danziger an eine Nachmittagszeitung widerstand den Verlockungen einer Morgenzeitung – denn dazu machte Ullstein die „Danziger Zeitung“. Gewiss, die Geschäftsleute, die Börseaner kauften das Morgenblatt, weil sie wissen wollten, wie die Kurse an andern Börsen standen und was sich in der Welt ereignet hatte, die Tendenz der Börse war ihnen alles, die Tendenz der politischen Umrahmung bedeutete ihnen nichts. Mit diesen 500 bis 600 regelmäßigen Lesern allein konnte aber selbstverständlich nicht ein Blatt mit den Unkosten der „Danziger Zeitung“ am Leben erhalten werden. Es kam also auf die „Gesinnungs-Abonnenten“ des demokratischen Blattes an – und derer wurden es weniger und immer weniger. Zum ersten Mal vielleicht in der Geschichte des Ullsteinverlages ergab es sich, dass eine Rechnung, die sicher aufzugehen schien, nicht aufging und nicht die „Danziger Neuesten Nachrichten“ an die Wand gedrückt wurden, sondern die mit allen Ullstein-Nachrichten und allem sonstigen Zubehör eines „großen Morgenblattes“ ausgestattete „Danziger Zeitung“

Sie ging nach sinnigen Jahren in den Besitz der „Danziger Neuesten Nachrichten“ über, das heißt der Verlegerfirma Fuchs & Cie., was nun im Rahmen größerer Verhältnisse nicht so aufgefallen und vielleicht auch gar nicht einmal bekannt geworden wäre, das fiel auf dem kleinen Danziger Präsentierteller sofort allen ins Auge: der gleiche Verleger ließ zwei Blätter erscheinen, die nicht die gleiche politische Richtung vertraten. Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ nährten sich in ihrer Haltung vielfach den Deutschnationalen, und die „Danziger Zeitung“ hielt den demokratischen Kurs konsequent bei. Das legte man als Gesinnungslosigkeit des Verlegers aus und machte die abfälligsten Bemerkungen über Fuchs & Cie., denen es nur darauf ankäme, zu verdienen, und die sich um das, was die beiden Zeitungen schrieben, gar nicht kümmerten. Nun gekümmert hat sich der Verleger Fuchs schon um den Inhalt beider Blätter, und er stand selbst politisch genau auf dem rechtsgerichteten überparteilichen Boden seiner eigentlichen Zeitung, der „Danziger Neuesten Nachrichten“. Aber richtig war es schon, dass ihm an der „Danziger Zeitung“ nicht inhaltlich und weltanschaulich, sondern rein geschäftlich gelegen war und er dieses Blatt eingehen ließ, als sich herausstellte, dass ein Geschäft mit dem Blatt nicht mehr zu machen war. Ob Ullstein oder Fuchs dahinter stand, die Morgenzeitung fand keine Gegenliebe in der Freien Stadt Danzig und der demokratische Kurs war nicht „hoch in Kurse“.

Die „Danziger Allgemeine Zeitung“ als Parteiorgan der Deutschnationalen zählte nicht einmal alle eigenen Parteifreunde zu ständigen Abonnenten. Sie wurde in agrarischen Kreisen gehalten, die meist aber auch noch die „Danziger Neuesten Nachrichten“ sich schicken ließen, um über die Vorgänge in der Welt besser orientiert zu sein als das im Vermögen des deutschnationalen Blattes lag.

In dem Augenblick, wo die deutschnationale Partei aus der Regierung ausschied und in die Opposition übergang, verlor das Blatt noch mehr an Interesse für eine weitere Öffentlichkeit. Die Zentrumszeitung war insofern etwas glücklicher dran, als sie einen ziemlich ansehnlichen Stamm an katholischen Abonnenten ihr eigen nennen konnte, denen es einerlei war, ob sie viel oder wenig an Auslandsnachrichten und Börsenberichten bekamen, wenn sie nur die Überzeugung hegen konnten, in richtigen Geist angesprochen zu werden und die kirchlichen Nachrichten an der gewohnten Stelle zu finden. Das Zentrum blieb nach Lage der Dinge zudem regelmäßig in der Regierung, mochte nun eine Rechts- oder eine Linkskoalition am Ruder sein, So behielt auch das Organ der Zentrumspar-
teistets eine gewisse Bedeutung.

Die sozialdemokratische „Volksstimme“ wiederum hatte in der Opposition keine geringere Bedeutung als zu der Zeit, da die Partei die Regierung führte. Denn die Sozialdemokratie verkörperte zahlenmäßig einen gewichtigen Faktor, und der Absatz der „Volksstimme“ richtete sich gar nicht nach der Rolle, die das Blatt jeweils als Organ einer Regierungspartei oder einer Oppositionspartei spielte, sondern ausschließlich nach dem Bekenntnis zur sozialdemokratischen Partei. Ja, wenn die „Volksstimme“ sich in ihrer Tonart Zurückhaltung auferlegen musste, weil sie nicht die führende Regierungspartei in Misskredit bringen durfte und Rücksicht nahm auf den außenpolitischen Eindruck ihrer Stellungnahme, dann war das regelmäßig abträglich für die Auflagenhöhe der Zeitung. Denn die Mehrzahl der Leser verlangte einen derben Ton und war mit der „Leisetreterei“ durchaus nicht einverstanden. Auch der Redaktion der „Volksstimme“ behagte die Freiheit der Opposition mehr als der Zwang, den sie sich als Sprachrohr der Regierung auferlegen musste. Nicht vergessen seien innere Verschiedenheiten der Ansichten, die in jeder Redaktion auftreten und auch in der „Volksstimme“ nicht fehlten.

Die Danziger Zeitungen wurden zu einem guten Spiegel der verschiedenen politischen Strömungen in der Freien Stadt und hielten sich im allgemeinen an das ungeschriebene politische Gesetz der Danziger, keine Lücke entstehen zu lassen in der Abwehrfront gegen Polen. Wenn es sich um außenpolitische Belange handelte, dann vertrat die Linkspresse genau so wie die Rechtspresse die Interessen der Freien Stadt, auch wenn über die einzuhaltenden Methoden vielfach Meinungsverschiedenheiten bestanden. Das trat besonders deutlich in Erscheinung, als es sich darum handelte, die deutschnational betonte schroffe Verteidigungstaktik zu ersetzen durch die sogenannte „Verständigungspolitik“ Polen gegenüber, die von der Sozialdemokratie gefordert und im Rahmen der Linkskoalition auch durchgeführt wurde. Im Grunde genommen lief diese Verständigungspolitik auf das Gleiche hinaus: auch sie konnte an der allgemeinen Defensivstellung Danzigs nichts ändern und sah sich gezwungen, die unverändert weitergehenden polnischen Angriffe abzuwehren. Das hatte die Rechte den Sozialdemokraten vorausgesagt und die Linke hatte es sich auch wohl selbst eingestanden – immerhin ergab diese Frage mehr als genug Stoff zur Polemik, und es war nicht ganz einfach, die erhitzten Gemüter soweit wenigstens von Unbesonnenheiten zurückzuhalten,

so dass Polen nicht überflüssigerweise Handhaben zum Eingreifen gegen Danzig von den Danzigern selbst geboten wurden.

In dieser Hinsicht hat eine erfolgreiche Tätigkeit zu entfalten vermocht der „Verband der Danziger Presse“. Von vorn herein waren sich die Danziger Journalisten einig darüber, dass sie aus Gründen der staatlichen Selbstständigkeit der Freien Stadt hier einen eigenen Presseverband ins Leben rufen mussten und dass aus allen sonstigen Erwägungen heraus dieser eigene Presseverband Anschluss an die Standesorganisation im Reich suchen musste. Genau so, wie die Verleger nach wie vor in unmittelbarem Kontakt mit der „Verband der Danziger Presse“ als Landesverband des Reichsverbandes der deutschen Presse stand. Es war der kleinste Landesverband, aber seine zahlenmäßige Schwäche wurde weitaus wettgemacht durch die politische Bedeutung, die ihm zukam. Der Verband der Danziger Presse hat in engster Zusammenarbeit mit dem Senat der Freien Stadt und in geschickter Fühlungnahme mit dem Reichsverband in Berlin ebenso wie mit der entsprechenden polnischen Organisation manche Aufgabe zu lösen vermocht, die auf kaum überwindliche Schwierigkeiten gestoßen wäre, wenn sie nur von Regierung zu Regierung hätte behandelt werden müssen. Polnische Schriftleiter sind nach Danzig eingeladen worden und haben hier unmittelbare Eindrücke gewonnen, die zum mindesten nicht in einer der Freien Stadt abträglichen Form dann in den polnischen Blättern ihren Niederschlag fanden. Noch wichtiger aber war die Einflussnahme der Danziger Journalisten auf ausländische Politiker und Reporter, die nach Danzig kamen, um hier Sensationen zu erjagen, und die vielleicht eine Sensationen, aber mit einer gewissen Achtung vor der Haltung der deutschen Menschen auf diesem schwierigen Posten und mit einer wertvollen Bereicherung ihrer Kenntnisse über die Ostprobleme die Freie Stadt wieder verließen.

Manche der Danziger Journalisten wurden auf diese Weise zu den besten Diplomaten, die Deutschland im Osten überhaupt einzusetzen gehabt hat. Davon profitierten mittelbar auch die großen deutschen Zeitungen, die alle einen ständigen Korrespondenten in Danzig hatten, meist einen der politischen Schriftleiter einer der Danziger Zeitungen. Was in jener Zeit von diesen Korrespondenten geschrieben und telephoniert worden ist, das gehört zu dem Aufschlussreichsten und Positivsten, was damals die deutschen Zeitungen zu den Ostfragen überhaupt zu sagen hatten.

Ihre Ergänzung fanden diese Berichte aus Danzig in den entsprechenden Berichten der Korrespondenten aus Genf, die den Völkerbundstagungen beiwohnten. So mancher Ball ist geschickt von Danzig nach Genf und zurück über London oder Berlin oder Hamburg oder Köln nach Danzig geflogen. Man spielte sich diese Bälle verabredungsgemäß zu, oder startete auch in einer deutschen Zeitung Versuchsballons, die nur den Zweck hatten, eine polnische Reaktion herauszufordern und daraus zu erkennen, welche Absichten die Warschauer Regierung hegte bzw. wie weit der Revisionsgedanke im Auslande schon Wurzel geschlagen hatte. So stammte ein aufsehenerregender Bericht in der „Kölnischen Zeitung“ über angebliche englische Pläne, den ganzen Freistaat zu einer Freihafenzone zu machen, aus der Feder eines Danziger Journalisten. Das gleiche war der Fall mit jener noch größeres Aufsehen erregenden „geheimen polnischen Denkschrift“,

die angeblich von dem engsten Mitarbeiter Minister Strassburgers Legationsrat Zalewski, verfasst sein sollte, die in Wirklichkeit aber auch das Werk eines Danziger Schriftleiters war. Dieser hatte, um sicher zu gehen, durch ein geschicktes Manöver zuerst die Auswärtige Abteilung des Senats in den Glauben versetzt, es handle sich um ein durch den Warschauer Vertreter der „Danziger Neuesten Nachrichten“ durch Zufall besorgtes polnisches Geheimdokument, um dann mit Unterstützung des Senats die Denkschrift der nun völlig gutgläubigen Telegraphen Union in Berlin zur Veröffentlichung zu übergeben. Wenn man schließlich noch erwähnt, dass monatliche Beträge aus dem Auswärtigen Amt in Berlin über Danzig den Weg zu einem der leitenden Herren der Agenzia Stefani in Rom fanden, der dafür sorgte, dass die von einem Danziger Journalisten laufend gegebenen für Danzig wichtigen Meldungen auch in den Stefanidienst hineinkamen, dann kann man wohl sagen, dass die Freie Stadt Danzig den in ihr tätigen Journalisten eine Betätigungsmöglichkeit bot, wie kaum ein anderer deutscher Platz, mit Ausnahme vielleicht von der Reichshauptstadt selbst. Danzig war über Nacht aus einer Provinzialhauptstadt zu einem für die internationalen Beziehungen der Völker und für die große Politik nationaler Beziehungen bedeutsamen Platz geworden. So hatte die Danziger Presse auch eine Wandlung durchgemacht und bot geschickten Federn die Möglichkeit des Wirkens nach innen wie nach außen in einem früher hier nicht für denkbar gehaltenen Maße.

Die nationalsozialistischen Ära änderte mit einem Schlage die Gesamtsituation auch für die Presse. Darauf wird später ausführlich einzugehen sein.

3. Erinnerungsblatt für unsere Leser „Danziger Neueste Nachrichten“ 15. September 1919

Die ungeahnte Entwicklung der Technik im letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts tritt besonders sinnfällig im Zeitungsgewerbe in Erscheinung. Selbst unten den gebildeten Leuten gibt es nur verhältnismäßig wenige, die über das Wesen und die technische Herstellung einer großen Tageszeitung einigermaßen unterrichtet sind. Die Anforderungen, die täglich wachsend an jeden Einzelnen im Lebenskampf gestellt werden, ziehen dem Streben nach Wissen und Aufklärung auf außerberuflichen Gebieten gewisse Grenzen. Deshalb ist es begreiflich, dass sich die Tageszeitungen im allgemeinen schlechthin zu unentbehrlichen Führern und Beratern der großen Öffentlichkeit entwickelt haben.

Es wird häufig von der Presse als Großmacht gesprochen. Nicht minder groß ist aber die Verantwortung, die der schwere und aufreibende Pressedienst erfordert. Die Herausgabe einer Tageszeitung heißt täglich sein Examen vor der Öffentlichkeit ablegen und die nicht immer gerechte und sachlich begründete Kritik von ungezählten Tausenden herausfordern.

An der Schwelle des zweiten Vierteljahrhunderts (dem der Zeitung) gibt der Verlag der „Danziger Neuesten Nachrichten“ seinen Lesern mit diesem Erinnerungsblatt einen knappen Umriss über sein Werden und Wirken, soweit es der Raum von vier Druckseite zulässt.

Begründet wurde die „Danziger Neueste Nachrichten“ von ihrem derzeitigen Verleger, Gustav Fuchs (also meinem Großvater) der im Jahre 1894 den Entschluss fasste, in der alten Hansestadt eine eigene Tageszeitung ins Leben zu rufen und mit diesem Blatt seinen Zielen entsprechend, für ein starkes Deutschtum einzutreten. Nach kurzem gemeinschaftlichen Wirken schied sein Teilhaber Lauer, der technische Leitung innegehabt hatte, Mitte 1895 aus. Seit diesem Zeitpunkt ruht die gesamte Verantwortung für die Haltung und Entwicklung der Zeitung auf den Schultern des Begründers, der es jederzeit verstanden hat, sich tüchtige und zuverlässige Männer als freie und freudige Mitarbeiter zu sichern.

Nach verschiedenen Umbauten wurde vor sieben Jahren (1912) die derzeitigen Betriebsgebäude der „Danziger Neueste Nachrichten“ neu erstellt und mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Das Areal umfasst über 2000 m². Die drei hintereinander gelagerten und mit zwei Lichthöfen versehenen Gebäude, deren Fronten zwei Parallelstraßen (Breitgrasse 90.94, Johannissgasse 19/23) begrenzen, geben an Betriebs- und Wohnräumen rund 8000 m² Nutzfläche.

Die Bezieherzahl hat sich von 22 000 im ersten Jahr des Bestehens auf über 86 000 gesteigert. Das Verbreitungsgebiet umschließt über 2 000 Postorte der östlichen Provinzen. Zurzeit (1919) sind rund 350 Personen im Innen- und Außendienst der „Danziger Neuesten Nachrichten“ tätig.

Der Umfang eines Jahresbandes belief sich im ersten Jahr auf 2 808 Seiten, um in fortschreitender Zunahme im Jahr 1913 auf die staatliche Anzahl von 6 162 Seiten anzuwachsen.

Die schweren Kriegsjahren (1914–1918) legten dieser Entwicklung, bedingt durch die Knappheit an Rohstoffen und Personal, zwangsläufig Schranken auf, stellten andererseits in finanzieller Hinsicht ganz außergewöhnliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Verlags und an das soziale Denken und Empfinden des Inhabers.

Der Papierverbrauch im Jahre 1913 betrug 1 800 Tonen.

Angesichts dieses kraftvollen Aufstiegs, der wohl als ein Gradmesser dafür aufzufassen ist, dass das Lebenswerk des Begründers in der deutschen Ostmark und im Herzen ihrer Bewohner im besten Sinne des Wortes bodenständig geworden ist, darf wohl zu Nutz und Frommen der Angestellten des Verlags und seiner Leser dem Wunsche Ausdruck gegeben werden: In multos annos.

Bemerkung: Dazu gab es Fotos des Zeitungsbetriebes. Leider sind nur noch zwei Aufnahmen von den Fassaden „Breitgasse 90–94“ und „Johannisgasse 19–21“ (Rückseite) einigermaßen reproduzierbar. Die Beschriftungen der anderen Aufnahmen lautete: Großer Lastenaufzug im Betriebsgebäude ; Papieranfuhr und Abgabe von Leergut; Trägerpersonal; Postraum; Erfrischungsraum; Teilaufnahme eines Garderobenraums; Zeitungsbeförderung (Mit Pferdefuhrwerken); Redaktionsdiele; Aufgang zur Redaktion; Vorraum zur Schalterhalle; Schalterhalle; Teilaufnahme des Maschinensaals; Plattengießmaschine; „Autoplotz“; Teilaufnahme des Rotationsmaschinensaals.

4. Käthe Rhode, Der Anfang¹

Der 15. September 1894, der Geburtstag der „Danziger Neuesten Nachrichten“ steht vor mir.


Lange Vorbereitungen waren getroffen, damit die erste Ausgabe unserer Zeitung pünktlich am Sonnabendnachmittag herauskommen konnte. Aber „aller Anfang ist schwer“ sagt schon das Sprichwort, das mussten auch wir erfahren. Der Motor (damals noch Gasmotor) verursachte Störungen beim Druck, und die Herausgabe wurde erheblich verzögert. Doch da griffen alle ein, voran unser Verleger Gustav Fuchs, der selbst die Ausgabe an die Zeitungsträgerinnen vornahm. Wir anderen, der Oberfaktor Heinrich, Redakteure und ich trugen die Zeitungen aus dem Maschinensaal nach der Breitgasse und erreichten, dass die ersten Nummer der „Danziger Neuesten Nachrichten“ noch am Sonnabend fast allen Familien in Danzig zugestellt wurde. Wir verteilten damals 40 000 Exemplare sechs Wochen lang unentgeltlich.

Wer dem Zeitungswesen zugehört, ist einem Banne verfallen. Davon ahnt der Außenstehenden nichts. Doch der Eigenweihe, der als Rädchen oder Rad mit zahlreichen anderen Rädern rastlos im Betriebe mitschwingt, der weiß von dem Zauber. Die Interessen der Zeitung werden seineeigenen Interessen, neben seinem privaten Menschen tritt als zweites Ich der Mensch der Zeitung – der Zeitungsmensch.

So erging es auch mir. Jenem ersten Tage folgten viele, viele andere einer beglückenden gemeinsamen Arbeit. Wohl war der Anfang schwer, doch er war erwärmt, ja durchglüht, von einer begeisterten Hingabe an das Werk, das in großen Umrissen vor dem Blick seines Leiters, unseres verewigten Verlegers Gustav Fuchs stand. Ein fortreibender Schwung teilte sich seinen Mitarbeitern mit, er war der Arbeitsfreudigkeit und Pflichttreue. Und obgleich er es war, der die gesamten Fäden in der Hand hielt, konnte doch jeder einzelne von uns anderen in seinem Bereich nach eigenem Ermessen schalten und so durch eigene Kraft frei und freudig am Aufbau mitwirken.

Vierzig Jahren sind seitdem vergangen. Es kamen oft heiße Stunden, reich mit Erfolgen gesegnete Tage. Doch wenn man mich fragt, welcher Erinnerung ich den Vorzug gebe, der an die sich heraufkämpfende Sonne oder jener an die Ernte, so bekenne ich mich zu dem Anfang, und sage trotz aller Wehmut des Gedenkens, die sich hineinmischt: „Der Anfang war die schönste Zeit“.

¹ Artikel von Frau Käthe Rhode, erschien in der DNN anlässlich ihres 40-jährigen Jubiläums, am 15. September 1934. Frau Rhode war meines (Hans Fuchs – M.A.) Wissens Hauptbuchhalterin in der Zeitung. Sie hatte ihr Büro in der Eingangshalle, an dem man vorbeikam wenn man durch den Betrieb (und nicht den direkten Eingang) in unsere Wohnung (Breitgasse 90/94) gehen wollte. Ich benützte diesen Eingang gerne, denn Frau Rhode rief mich des öfteren in ihr Büro und dann gab es immer entweder ein Stück Schokolade oder einen Sahnebonbon. Offensichtlich hatte Frau Rhode zu jenem Zeitpunkt (1934) schon 40 Jahre in der DNN gedient und war auch och fünf Jahre später dort, als wir Zeitung und Wohnung verließen.



Ich grüße unsere Zeitung zu ihrem Ehrentage und wiederhole den Wunsch, den ich bei der 25-jährigen Gedenkfeier aussprach, dass die „Danziger Neuesten Nachrichten“ noch viele Jahre zu Nutz und Ehren unserer geliebten Stadt ihre weithin tönende Stimme vernehmen lassen, ein starker Hort des Deutschtums zu sein und zu bleiben.



5. Albert Brödersdorff, Dem Gründer der DNN Senator Gustav Fuchs zum Gedenken

Die „Danziger Neueste Nachrichten“ sind ein Stück Heimatgeschichte, Geschichte des Ostens, Teil deutscher Entwicklung im begrenzten Zirkel geworden. In alle Gauen des Ostens, über Länder und Meere sind ihre Nummern gewandert, überall hin wo Danziger waren, brachten sie einen Klang geliebter Heimat, fanden sie einen treuen Widerhall.

Dass dieses Werk sich so entfalten konnte, dankt es in erster Linie der Initiative seines Gründers und Herausgebers Gustav Fuchs. Diese Feststellung macht es für uns zu einer schönen Pflicht, am Tage unseres vierzigjährigen Bestehens einen Kranz der Erinnerung auch an dieser Stelle für den Schöpfer der „Danziger Neueste Nachrichten“ niederzulegen.

Gustav Fuchs fasste Mitte 1894 den Entschluss, in der alten Hansestadt Danzig eine Tageszeitung ins Leben zu rufen, mit der er, der begeisterte Verehrer Bismarcks und in glühender Vaterlandsliebe Entbrannte, für ein starkes Deutschtum wirken wollte. Es war die Zeit, da die großen Perioden politischer Arbeit in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausschlangen. Eine wirtschaftliche Entwicklung von ungeahntem Ausmaße schob sich in den Vordergrund, schuf neue Probleme auch für die Publizistik. Die sozialen Kämpfe setzten ein, eine neue Zeit rang am Horizont. Auch das Zeitungswesen tastete nach neuen Formen. In Vorausschau der Dinge, die sich gestalten wollten, entstand in Gustav Fuchs der Plan, den Grundstein für die „Danziger Neuesten Nachrichten“ zu legen.

Nach einem kurzen gemeinsamen Wirken schied der ursprünglicher Teilhaber der Firma, Lauer, der vornehmlich die technische Leitung gehabt hatte, Ende 1895 wieder aus dem jungen Unternehmen. Seit diesem Zeitpunkt lag die gesamte Verantwortung für die Haltung und Entwicklung der Zeitung auf den Schultern ihres Begründers. In persönlicher Wahl stellte er sich Mitarbeiter in Redaktion, Verlag und Betrieb zur Seite, die seinen Ideen folgten, und in kluger Führung, in Zügelung und Spornung aller Kräfte, gab er ihnen immer wieder den großen Impuls, der sich in ihrer Arbeit zum Erfolg des Ganzen umsetzte.

Was dem Osten an reichem nationalen Leben entstand, hat in „Danziger Neuesten Nachrichten“ ihre Beschwingung gefunden. Ihnen ging es nicht um die Schärfung der Gegensätze, sondern um die Betonung des Nationalgefügteten. Alle Bewegungen des öffentlichen Lebens, nicht bloß unserer engeren Heimatstadt fanden ihre Spiegelung, Sammlung und Wertung in den „Danziger Neuesten Nachrichten“. Maßvoll und besonnen in der Haltung erfüllten sie ihre Aufgabe auf schwierigsten Plätzen, in schwierigen Schicksalen und in schweren Wandlungen der Zeiten, erfüllt von dem einen Gedanken, auch in den Jahren des Zusammenbruches des deutschen Volkes und dann erst recht zwei Dinge immer sichern zu helfen; den deutschen Charakter Danzigs und die Bewahrung der Autorität des Staates im Glauben an die unversiegbaren tiefen Kräfte deutschen Volkstums, deren Durchbruch und Aufstieg kommen musste.

Was an dem Werk Gustav Fuchs Bestand hat, was an der Persönlichkeit, dem Charakter und dem Wesen des Schöpfers der „Neuesten Nachrichten“, an seiner Güte, an seiner steten Hilfsbereitschaft, an der Wärme seines Herzens und an seiner Fürsorge für seine Mitarbeiter, an seiner Tatkraft und an seinem persönlichen Wirken in der Öffentlichkeit zu rühmen ist, hat einen überwältigenden Ausdruck gefunden in der Verehrung und Anerkennung die ihm, gelegentlich der Vollendung seines 70. Lebensjahres, von allen Seiten entgegengebracht wurden. Alle diese Zeugnisse einer Verehrung und Liebe, die größer und weiterreichend sind als der große Kreis der Öffentlichkeit es weiß, sind niedergelegt in dem aus diesem Anlass im Jahre 1927 geformten „Goldenen Buch“¹, das im Besitz der Familie ist. Wir schlagen seine Blätter heute in tiefer Rührung auf im Gedenken an die Manen des Verblichenen, der am 8. März 1929 der unerbittliche Tod aus unser aller Reihen riss. Sein Bild lebt in uns weiter.

¹ Das Verbleib des *Goldenen Buches* ist der Familie und auch mir nicht bekannt. Hans Fuchs, *Ein Leben auf zwei Kontinenten*, Schweinfurt 2000, S. B. 23–24.

6. Ein verhindertes Jubiläum. Zur Geschichte der „Danziger Neuesten Nachrichten“ (DNN)

Vorbemerkungen

Der Autor des folgenden Artikels war wohl einer der früheren Mitarbeiter meines Vaters, möglicherweise Oscar Bechtle, sein Stellvertreter bei der DNN. Die hier genannten Redakteure waren mir noch fast alle bekannt. Der Artikel wurde nach dem Krieg, wahrscheinlich im Jahr 1969, geschrieben.

Ich erinnere noch kurz daran, dass mein Vater schon Ende 1939 seine Zeitung, die DNN verlassen musste, als sie – nachdem Danzig wieder Teil des Deutschen Reiches geworden war – dem Berliner Propaganda Ministerium unterstellt wurde.

Dass mein Vater nicht in Danzig umkam, sondern irgendwo im Osten des früheren Reichsgebiets im Februar oder März 1945 verstarb, war dem Autoren offensichtlich nicht bekannt.

Es war das Wagnis eines Unternehmens, als der süddeutsche Gustav Fuchs im Jahre 1894 in Danzig eine neue Zeitung gründete; denn daran bestand kein Mangel. Das Wagnis gelang über Erwarten gut. Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ war parteilos, vaterländisch eingestellt und wurde von der Bevölkerung freundlich aufgenommen, wobei auch der geringe Bezugspreis eine Rolle gespielt haben mag. Sie überflügelte bald alle in Danzig erscheinenden Zeitungen bei weitem. Als die „Neuesten Nachrichten“ dann am 15. September 1919 auf 25 Jahre erfolgreichen Bestehens zurückblicken konnte, gab sie eine reich bebilderte Beilage in eigener Sache heraus. Sie stellten eine Art Rechenschaftsbericht und Werbeschrift zugleich dar.

Der Verleger Gustav Fuchs, der in Danzig schnell heimisch wurde und mannigfache Ehrungen empfing – er wurde Stadtverordneter, ehrenamtlicher Senator, Dr. Ing. h., usw., hatte auch in der Auswahl seiner Redakteure eine sehr glückliche Hand. Dieser Umstand hat viel zum Gedeihen des Blattes beigetragen.

Es ist nicht möglich, all die tüchtigen Männer aufzuzählen, die an den „Danziger Neuesten Nachrichten“ ihr Bestes hergaben; nur einige wenige Namen seien noch einmal der Vergessenheit entrissen.

Viele Jahre vor und auch nach dem ersten Weltkrieg stand bis zum Jahre 1933 (oder 34 ?) der hochangesehene Chefredakteur **Kurd Hertellan** der Spitze der Redaktion, der er das Gepräge gab. Im Impressum des Jahres 1920 finden wir für Freistaat- und Kommunalpolitik den bewährten **Albert Brödersdorff** verantwortlich, der seit 1912 im Dienste des Verlags Gustav Fuchs und Cie. stand. Zwanzig Jahre später (1932) bearbeitete er auch vertretungsweise den Reichsgau (?) und die Nachbargebiete. **Robert Sander**, der noch im hohen Alter in „Unser Danzig“ viele wertvolle Sport- und familiengeschichtliche Erinnerungen veröffentlicht hat, war 1920 Sport- und Handelsredakteur der „Danziger Neuesten Nachrichten“. Am bekanntesten und populärsten war wohl **Fritz Jaenicke**,

der für den allgemeinen Teil (1920), für Provinz (1930) und für bildende Kunst und Volkstum (1940) verantwortlich war. Seine besondere Liebe galt Heubude. Wenn dieses Dorf im Laufe der Zeit einen großen Aufschwung nahm, ist das mit dem Verdienst von Jaenicke.

Jaenicke schrieb durch Jahrzehnte hindurch die Wochenplauderei: „Stammischgespräche des Rentiers Poguttke und Maurerpoliers a.D. Franz Poguttke“. Mit Poguttke und seinem Lebenskreis, dem Friseur Adolf Schweiter, der Putzfrau Piesanjewski, dem Hund Brummer usw. schuf er eine unerschöpfliche Quelle der Freude und Heiterkeit für die Danziger. Hans Bernhard Meyer hat nicht zu viel behauptet, wenn er am 10. Todestag Jaenickes schrieb, dass vielen Tausenden durch diese Plaudereien Jahrzehnte hindurch das Ende der Woche erhellt und erheitert worden ist: „Überall im Weichselland wartete man am Sonnabend auf seine „Neueste“ und was ein jeder zuerst aufschlug, war Poguttke“.

Jaenicke wurde, wofür ja die Gefahr groß war, in diesen Plaudereien niemals verletzend, blieb stets taktvoll und wurde schließlich selbst „der Poguttke“ von Danzig. Hier hat er auch im Jahre 1945 die letzte Ruhestätte gefunden. Es ist schwer auszudenken, mit welchen Gefühle dieser Mann seinen Lebens- und Wirkungskreis in Schutt und Asche sinken sah.

Nach Prof. Drost besaß Jaenicke ein großes Wissen in der Kunstgeschichte. Dr. Walter Petter fand für die Wochenendplaudereien das Urteil: „Sein Poguttke ist zwar die literarische Schöpfung eines Gebildeten, aber Jaenicke besaß ein so feines Gefühl für die geheimsten Schwingungen der Danziger Volksseele, dass uns der biedere Maurerpolier a. D. längst zu einer Art Sinnbild des Danzigers geworden ist“.

Von den anderen Redakteuren aus der Zeit von 1919 bis 1934 seien noch erwähnt Herbert Sellke, Kurt von Meibo und Heinz Rode.

Im Jahre 1930 finden wir im Impressum der Zeitung als Verleger und Hauptschriftleiter nunmehr den einzigen Sohn von Gustav Fuchs, Dr. phil. Hans Fuchs. Sein Stellvertreter ist Oscar Bechtle. Hans Fuchs besuchte das königliche Gymnasium in Danzig, das er 1910 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Seinem Jugendwunsch, Seeoffizier zu werden, hatte er dem Vater zuliebe entsagt. Er studierte, promovierte und trat dann in das Unternehmen ein. In Hans Fuchs' Zeit war für die auswärtige Politik Friedrich von Wilpert verantwortlich, der dann, nach 1939, unter dem Chefredakteur Dr. Düsenberg dessen Stellvertreter wurde.

Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ überlebte das große Zeitungssterben in Danzig. 1930 hatte die liberale „Danziger Zeitung“ ihr Erscheinen eingestellt. Es folgte die „Danziger Volksstimme“ (SPD) 1933, die „Danziger Allgemeine Zeitung“ (konservativ) 1934 und die „Danziger Landeszeitung /Zentrum“.

Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ hielt auch im Zweiten Weltkrieg trotz aller der Presse auferlegten Beschränkungen geistiger und materieller Art durch und hätte mit berechtigtem Stolz am 15. September 1944 ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern können, wenn nicht 14 Tage vorher, am 1. September 1944 auch sie „zum Erliegen gebracht“ worden wäre, wie es Arthur Lenz im Danziger Hauskalender 1953 ausdrückte.

Ob die NS-Behörden nur sachliche Motive leiteten, wer weiß es? Der Verleger Gustav Fuchs war 1929 verstorben. Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ verabschiedete sich von ihrem großem Leserkreis in würdiger Form. Hans Fuchs ist 1945 in Danzig umgekommen. Der Vorhang senkte sich. Nun sind wieder 25 Jahre vergangen².

² Hans Fuchs, *Ein Leben auf zwei Kontinenten*, Bd. 2, Schweinfurt 1988, S. B. 56–57.

7. Interessante Hintergrundinformation über die Gründung der DNN und anderer Zeitungen

Auswärtiges Amt an Innenministerium, Berlin, 6. September 1895: „...Es gibt Hinweise darauf, dass das Konsortium von „Geldmännern, das Erscheinen des „Generalanzeigers

„... Es gibt Hinweise darauf, dass das Konsortium von „Geldmännern“, das die „Danziger Neuesten Nachrichten“ gegründet hat, auch Zeitungen in Hannover, Frankfurt und Hamburg gegründet habe“.

Gesandtschaft in Hamburg an das Auswärtige Amt, Hamburg, 3. August 1895: berichtet, „dass nach den von mir eingezogenen Erkundigungen, das in Rede stehende Konsortium von Geldmännern das Erscheinen des „Generalanzeiger“ für Hamburg-Altona ins Leben gerufen hat. Dieses Blatt wird von der Commandit-Gesellschaft Girardet & Co. verlegt, welche verschiedene „Generalanzeiger“ und „Neuste Nachrichten“, z.B. in Essen, Leipzig und Hannover herausgibt“.

Der Polizeipräsident an Innenministerium, Berlin 12. September 1895: Jüngste Zeitungsgründungen:

„Bei der Gründung soll man von der Absicht ausgegangen sein, die antisemitischen Bestrebungen durch Verbreitung von Provinzialblättern zu bekämpfen. Zuerst wurden der „Frankfurter Generalanzeiger“, darauf der „Hannoversche Anzeiger“, sowie der „Magdeburger Generalanzeiger“ käuflich erworben und vor Jahresfrist die „Danziger Neuesten Nachrichten“ neu gegründet. Die Zeitungen vertreten im Anfange ihres Erscheinens einen parteilosen Standpunkt, ähnlich denjenigen des hier zur Ausgabe gelangenden „Berliner Lokalanzeiger“, lenkten aber allmählich in das liberale Fahrwasser um. Das Unternehmen, von dem vermutet wird, dass die „alliance israelit“ dahinter steht, erscheint nach Außen als Kommanditgesellschaft. In dieser letzteren sollen in Frankfurt/Main beteiligt sein die Firma Metzler & Sohn und Gebrüder Goldschmidt, die Witt. von Else Horstmann, Georg Horstmann, Carl Fuchs, Carl Abel und Koch. Außerdem gehören ihr noch Gesellschafter F.W. Abel in Magdeburg und August Madsack in Hannover an.

Die zur Verfügung gestellten Kapitalien sind erheblich. Die Zeitungen, deren Angestellte gut bezahlt werden, sollen sich bereits rentieren. Die „Danziger Neuesten Nachrichten“ erscheinen zur Zeit in einer Auflage von 25 000 Exemplaren, während für den „Hannoverschen Anzeiger“ die Zahl sich schon auf 30 000 beläuft“.

Regierungspräsident Danzig an Innenminister, Danzig 10. Juli 1895:

„Seit dem 15. September 1894 erscheint in Danzig unter dem Namen „Danziger Neueste Nachrichten“ eine politische Zeitung im Eigentum eines Konsortiums von Geldmännern, die in verschiedenen größeren Städten wie Hamburg, Leipzig, Hannover und Frankfurt a.M. gleichartige Unternehmen ins Leben gerufen haben. Der Hauptsitz dieses Konsortiums ist nach meinen bisherigen Ermittlungen Leipzig und Frankfurt a. M. In Danzig ist dasselbe durch die Firma Fuchs, Lauer & Co. vertreten.

Das Konsortium verfügt über anscheinend sehr bedeutende Geldmittel und hat das hiesige Geschäftshaus in einer der frequentiertesten Straßen für 72 600

Mark mit einer Anzahlung von 10 000 Mark käuflich erworben, die Druckerei und die sonstigen Betriebsräume dort eingerichtet und den Vertrieb des Blattes in sehr kostspieliger Weise bewerkstelligt. Um dem Blatt einen großen Abonnementkreis zu schaffen, ließ man es zwei Monate hindurch unentgeltlich und lässt es jetzt seit dem 1. November 1894 für den geringen Abonnementpreis von 1.20 Mark vierteljährlich erscheinen. Die Abonnentenzahl beläuft sich zur Zeit auf ca. 23 000. Die politische Haltung der „Neuesten Nachrichten“ war anfänglich eine durchaus loyale. Als sogenanntes „unparteiisches Organ“ brachten sie anfangs Auffassungen der verschiedensten Parteiorgane zum Ausdruck, ohne mit eigenen Ansichten anders als durch kurze farblose Erörterungen der wiedergegebenen Artikel hervortreten, insbesondere verwerteten sie Ausschnitte der sogenannten „Bismarckpresse“, namentlich der „Berliner Neuesten Nachrichten“. Diesen Standpunkt wechselten sie nach einiger Zeit, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass ihnen ein dauernder Erfolg nur ein Sieg über die Konkurrenz des bisher überwiegend verbreiteten deutsch-freisinnigen Lokalblattes der „Danziger Zeitung“, d.h. nur durch eine Schwenkung in ein liberales Parteilager gesichert wäre. Sie bringen daher seitdem fast ausschließlich Ansichten der liberalen Presse, insbesondere der „Vossischen Zeitung“ u.a. zum Ausdruck, die sie vollständig im Sinne dieser Presse kommentieren.

Zweifellos dürfte dieses auf hohen geschäftlichen Gewinn berechnete Vorgehen auf einer Weisung der kaufmännischen Leitung des Blattes bzw. auf den Direktiven des dahinter stehenden Finanzkonsortiums beruhen: ich halte es indes nicht für ausgeschlossen, dass bei diesen Preußenunternehmen, sowohl hier als in den anderen genannten Städten, politische Motive beteiligt sind. Ich nahm daher Veranlassung, mich mit dem Königlichen Polizeipräsidium in Hannover und Frankfurt a.M. in Verbindung zu setzen, um über die Entwicklung und den Charakter der an den genannten beiden Orten erscheinenden gleichartigen Zeitungen des Konsortiums Aufklärung zu erhalten.

Die bezüglichen Antworten gestatte ich mir in Abschrift ganz gehorsamst vorzulegen. Wenn nun auch aus denselben hervorgeht, dass dem gesamten Unternehmen dieses Konsortiums zur Zeit eine auf eine gemeinsame inländisch-internationale Quelle zurückzuführende politische Aktion nicht zu Grunde liegt, ich doch bei der Wichtigkeit derartiger Preußenunternehmungen mit gemeinschaftlichem Mittelpunkt es nicht unterlassen zu sollen, Euer Exzellenz hiervon berichtlich in Kenntnis zu setzen“.

„Die hiesige (Frankfurter) Zeitung ist ein größeres Geschäfts- nicht politische Unternehmen, welches lediglich des Verdienstes wegen arbeitet und in einer Auflage von etwa 77 000 Exemplaren erscheint. Wenn auch die Auffassungen liberal sind, so hält sich das Blatt doch regierungsfreundlich, nicht etwa aus Überzeugung, mehrere reiche Frankfurter, u.a. Rittmeister d. R. Fuchs, Vertreter des Gustav Fuchs, und ein Herr Horstmann beteiligt, letzterer deckt das Unternehmen mit seinem Namen.

Nun aber: „Die Unternehmer, von welchen diese Idee ausging, waren keine Geldmänner, im Gegenteil unvermögende Personen: ein Redakteur, ein Buchdrucker und ein Steindruckereibesitzer. Sie glaubten in Rücksicht darauf, dass die

anderen hiesigen Zeitungen verhältnismäßig hohe Inseratenpreise haben, durch niedrigen Abonnementspreis und niedrige Insertionsgebühren die zu gründende Zeitung hoch zu bringen und mit ihr viel Geld zu verdienen. Als gerade um jene Zeit das „Hannoversche Tagblatt“ die Insertionspreise erhöhte, benutzten gedachte Unternehmer diese ihnen günstig erscheinenden Gelegenheit, die neue Zeitung ins Leben zu rufen. So erschien am 1. März 1893 zum ersten Mal hierorts der „Hannoversche Anzeiger“. Da die Unternehmer selbst keine Geldmittel besaßen, so hatten sie Geldmänner für ihr Unternehmen zu gewinnen gewußt und solche in dem Papierhändler Abel in Magdeburg, Banquier Koch in Frankfurt a. M. und in dem Zeitungsunternehmer Bädecker in Hamburg gefunden. Nachdem der Letztgenannte inzwischen gestorben ist, soll an seiner Stelle ein gewisser Fuchs oder Fuhs getreten sein.

Die neue Zeitung wurde in 48 000 Exemplaren durch zwei Monate hindurch gratis verbreitet. Darauf wurde ein monatliche Abonnementspreis von nur 40 Groschen erhoben: auch die Insertionsgebühren wurden sehr niedrig gestellt. Das Unternehmen scheint zu prosperieren, denn die Zeitung erscheint jetzt anscheinend in mehr als 35 000 Exemplaren und wird politisch nach wie vor entschieden farblos redigiert. Es muß wiederholt werden, dass das Ziel des Unternehmens lediglich Geldgewinn ist. Um die im Allgemeinen viel inserierenden jüdischen Geschäftsleute als Inseraten zu gewinnen, ist speziell angeordnet, dass nichts Gehässiges gegen die Juden Aufnahme finden darf¹.

¹ Diese Informationen erhielt Hans Fuchs aller Wahrscheinlich nach von Dr. Peter Oliver Loew. Siehe auch: H. Fuchs, *Ein Leben auf zwei Kontinenten*, Bd. 2, s. 6–8.

III. ERINNERUNGEN VON HANS FUCHS JUNIOR

1. DIE ENTWICKLUNG DER FIRMA GUSTAV FUCHS, HEILBRONN

Ecke Gerber und Kramerstraße – der heutigen Kaiserstraße- errichtete Gustav Fuchs im Jahre 1864, nach fast anderthalb-jähriger Bauzeit, anstelle des „Dreikönigswirtshauses“ einen für damalige Zeiten großzügigen und beachtlichen Neubau. Dieses Gebäude war der Grundstein für die Eisen- und Eisenwarenhandlung. In der früheren „Herberge zur Krone“, später „Gasthof zu den Drei Köngen“, saß im Jahr 1519 Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand dreieinhalb Jahre in ritterlicher Haft.

Dank dem alten und guten Kaufmannsgeist ihrer Inhaber entwickelte sich die Firma „Gustav Fuchs“ zu einer der bedeutendsten Eisen- und Eisenwaren Groß- und Einzelhandlungen im süddeutschen Raum und hatte zahlreiche Abteilungen und ein Warensortiment von ca. 40 000 Artikeln. Neben Grobeisen und Eisenwaren werden Werkzeuge, komplette Einrichtungen für das Handwerk, Öfen und Herde, landwirtschaftliche Geräte, Haus- und Küchengeräte, Glas und Porzellan sowie zahlreiche Artikel angrenzender und verwandter Warengruppen geführt.

Nach dem Tod des Gründers im Jahre 1878 übernahmen dessen Söhne, Gustav und Albert, die Leitung des Betriebes. Gustav Fuchs schied im Jahre 1893 aus, um im deutschen Zeitnngswesen (in Danzig) eine führende Stellung einzunehmen. An seiner Stelle trat 1898 sein Bruder Rudolf in die Firma ein. Um die Aufgaben des immer größer werdenden Betriebes erfüllen zu können, wurden zahlreiche Nachbargebäude erworben, darunter auch der alte „Gasthof zur Rose“, der in der alten Reichsstadt Heilbronn um das Jahr 1614 eine große Rolle gespielt und zahlreiche bedeutende Gäste beherberg hatte. Die Gebäude der Firma erstrecken sich heute von der Kaiserstraße über die Gerberstraße, Rosengasse zum Markplatz. Außerdem besitzt die Firma im Industrieviertel ein großes Anwesen mit Lagergebäuden, Garagen, Werkstätten, Krananlagen und einem eigenen Gleisanschluß. Etwa 150 Betriebsangehörige wurden vor Beginn des zweiten Weltkrieges (1939–45) beschäftigt. Im Jahre 1928 ging aus dem Stammhaus Gustav Fuchs die Firma Eisen-Fuchs GmbH Stuttgart hervor, mit der jedoch seit dem Jahre 1930 keine Bindungen mehr bestehen. 1931 starb der bisherige Mitinhaber Albert Fuchs.

Durch den Krieg wurde das blühende Unternehmen, das vor allen das Lebenswerk seines Seniorchefs Rudolf Fuchs war, schwer getroffen. Am 10. September 1944 richtete ein Fliegerangriff großen Schaden an. Kaum waren in dem der Firma gehörenden früheren Coyschen Anwesen an der Kilianskirche Ausweichräume eingerichtet worden, als diese Gebäude am 12. Oktober 1944 teils völlig zerstört wurden oder bis auf die Grundmauern ausbrannten.

Nach den Wirrnissen anlässlich des 14-tätigen Kämpfen um Heilbronn im April 1945 wurde sofort im Mai unter schwierigsten Verhältnissen die Firma wieder in Gang gebracht und mit der Einrichtung der ausgebrannten aber nicht eingestürzten Eisenbetonbauten in der Gerberstraße und am Marktplatz begonnen. Viele Monate war die Firma Gustav Fuchs der einzige offene Betrieb in der total zerstörten Altstadt. Mit rastloser Arbeit und aufopfernder Mitarbeit aller Betriebsangehörigen, die heute (1949) wieder 115 Köpfe zählen, wurden die für die Fortführung des Betriebs notwendigen Einrichtungen geschaffen. Als erster vollkommener Neubau wurde im Jahr 1949 mit der Wiederherstellung des Stammhauses Kaiserstraße 7 begonnen. So ist die Firma, die nach dem Tod ihres Seniorchefs im Jahre 1947 von dessen Söhne Rudolf Gustav (genannt Rolf) Fuchs und Dr. Ing. Hermann Fuchs geführt wird, bestrebt., durch den tatkräftigen Wiederaufbau ihre führende Stellung in Stadt und Land auch weiterhin beizubehalten.

Es folgt eine kurze Beschreibung der Firma „Gustav Fuchs“, Heilbronn, von seiner Gründung bis zu seinem vermutlichen Ende in den 1970ziger Jahren (Noch zu klären: Nach Zwistigkeiten zwischen den Brüdern Dr. Ing. Hermann Fuchs und Rudolf Gustav (Rolf) Fuchs wurde meines Wissens Rolf Fuchs von seinem Bruder ausbezahlt. Auch dadurch kam die Firma in finanzielle Schwierigkeiten. Hermann Fuchs starb am 4. Juli 1969 in Heilbronn, im Alter von 65 Jahren. Sein Sohn Kilian übernahm die Firma, verließ sie aber bald wieder. Danach ging die Firma entweder ganz zugrunde oder wurde drastisch verkleinert. Auch noch zu klären wäre, was aus der Großhandelsfirma Eisen-Fuchs in Stuttgart geworden ist.):

Oktober: 1856 Gründung der Fa. „Coy und Fuchs“. Clemens Coy nimmt seinen Schwager Gustav Fuchs als Teilhaber in sein Geschäft auf.

August 1864: Fa. „Coy und Fuchs“ löst sich freundschaftlich auf und die Nachfolgefirma läuft nun unter dem Namen „Gustav Fuchs“.

September 1878: Gustav Fuchs stirbt am 1. September 1878 und Frau Louise Fuchs erklärt, dass sie die Fa. mit ihren beiden Söhnen, Gustav (mein Großvater) und Albert als Prokuristen in gewohnter Weise weiterführen wird.

August 1884: Frau Louise Fuchs überträgt die Firma an ihre Söhne Gustav und Albert Fuchs.

November 1893: Gustav scheidet aus der Fa. aus, um in Danzig die „Danziger Neueste Nachrichten“ zu gründen.

Oktober 1898: Rudolf Fuchs, dritter Sohn von Louise Fuchs, Witwe, tritt in die Fa. ein.

Januar 1927: Die Fa. „Gustav Fuchs“ teilt mit, dass sie ihre Großhandels-Abteilung unter der Firma „Eisenfuchs GmbH“ solange in Heilbronn weiterführen wird, bis die Verlegung nach den in Stuttgart neugebauten modernen Räumlichkeiten möglich ist. Die Firma Gustav Fuchs bleibt bei den bisherigen Inhabern Albert und Rudolf Fuchs als Retail-Geschäft in Heilbronn weiter bestehen.

April 1928: Fa. „Eisen-Fuchs“ spaltet sich von der Fa. Gustav Fuchs ab und zieht nach Stuttgart um.

Juli 1928: Rudolf Gustav (Rolf) Fuchs, Sohn von Rudolf Fuchs, wird Teilhaber in der Fa. Gustav Fuchs, Heilbronn.

1930: Die finanzielle Beteiligung von Albert und Rudolf Fuchs an der Firma Eisen-Fuchs, Stuttgart wird angesichts der notwendig gewordenen Sanierung dieser Firma aufgelöst. Seither bestehen keinerlei Bindungen mehr zwischen beiden Firmen und deren Inhabern.

Januar 1931: Albert Fuchs stirbt am 19. Januar 1931 in Heilbronn.

Juli 1933: Dr. Ing. Hermann Fuchs, Sohn von Rudolf Fuchs, tritt als Teilhaber in die Fa. Gustav Fuchs Heilbronn ein.

Januar 1947: Rudolf Fuchs stirbt am 12. Januar 1947 in Bönningheim im Haus von Alfred Amann in der Hohensteiner Straße 15, wohin er am 4. Juli 1945 infolge der Beschlagnahmung seines Hauses in Heilbronn, Jägerhausstraße 104, durch die US-Besatzungsmacht gezogen war. Er wurde am 16. Januar 1947 in Heilbronn beigesetzt.

Januar 1947: Rudolf Gustav (Rolf) Fuchs und Dr. Ing. Hermann Fuchs führen nun die Firma Gustav Fuchs Heilbronn gemeinsam.

Oktober 1949: Frau Emma Fuchs, geb. Hauck, Witwe von Rudolf Fuchs, die nach dem Ableben von Rudolf Fuchs (am 12. Januar 1947) Alleinerbin/Gesellschafterin der Firma Gustav Fuchs Heilbronn geworden war, scheidet aus der Firma aus. Emma Fuchs stirbt am 29. Juni 1956 in Heilbronn.

2. MEINE GROBELTERN

Mein Großvater väterlicherseits hieß Gustav Adolf Fuchs. Er wurde 1857 in Heilbronn geboren. Erst 27-jährig übernimmt er dort 1884 von seinem Vater zusammen mit seinem Bruder Albert das Groß- und Einzel-Eisenhandelsgeschäft, das dem ganzen württembergischen Raum belieferte. Beide bauen es allmählich zu einem für damalige Verhältnisse großen Haushaltswarengeschäft aus. Doch diese Aufgabe scheint meinem Großvater nicht Herausforderung genug gewesen zu sein. 1894 geht er nach Danzig und gründet dort eine neue Tageszeitung, die „Danziger Neuesten Nachrichten“, kurz DNN genannt. Zusammen mit einer angeschlossenen Druckerei wird sie in der Breitgasse¹ Nr. 90–94 errichtet, in einem Straßenblock², der auf der anderen Seite Johannissgasse³ 19–23 anzeigte.

Mein Großvater wollte mit seiner Zeitung, wie er es ausdrückte, für ein starkes Deutschtum eintreten. Das war wohl der Hauptgrund warum er gerade Danzig und Triest in die engere Wahl gezogen hatte. Vor seiner endgültigen Entscheidung soll er eine umfangreiche Marktstudie über diese beiden Alternativen gemacht haben. Daß er schließlich Danzig wählte, lag wohl daran, dass diese Stadt ein größeres deutschsprachigen Hinterland hatte als Triest.

¹ Heute ulica Szeroka.

² Das Haus war über 50 m. lang, was für die Danziger Verhältnisse nichts besonders war. Es war zwar neu errichtet, knüpfte aber an die Tradition der Patrizierhäuser an. *Wie es jedoch scheint, nicht aus historischen Erwägungen, sondern eher waren es finanzielle Gründe, die über die Nutzung des Geländes entschieden hatten.*

³ Heute ulica Świętojańska.

Für Gustav Fuchs muß es ein echtes unternehmerisches Wagnis gewesen sein, in seinen relativ jungen Jahren eine neue Tageszeitung an einem Ort zu gründen, an dem es schon mehrere gab und das in einer Branche, in der er keinerlei Vorkenntnisse hatte. Die Zeitung war parteilos, liberal und vaterländisch ausgerichtet. Die DNN oder „Neueste“, wie sie auch zu meiner Zeit noch genannt wurde, überflügelte schnell die anderen Tageszeitungen der Stadt Danzig. Die tägliche Auflage stieg von anfänglich 22 000 bald auf 86 000⁴, bei gleichzeitigen Verdopplung der Seitenzahl.

Wie mein Großvater eine so bedeutende Investitions finanziert hat, ist mir lange ein Rätsel geblieben. Es war mir bekannt, dass es keine Risikobeteiligung und/oder Aufsichtsratskontrolle von Seiten seiner Familie gegeben hatte. Diese Mitteilung schien begründet, denn sein Vater war bereits 15 Jahre früher gestorben. Mir war ebenfalls bekannt, dass Gustav Fuchs mit einem Teilhaber (einem Herrn Lauer) begonnen hatte, der jedoch schon nach einem Jahr wieder aus der Zeitung ausschied. Ich nehme an, dass dies eine zusätzliche finanzielle Belastung für das junge Unternehmen bedeutet haben musste. Bekannt war schließlich auch, dass von 1895 an die gesamte Verantwortung für die Geschäftsführung der Zeitung bei



Abb. 6. Gustav Fuchs

Gustav Fuchs lag. Nun hat mich gerade Herr Loew⁵ aus Darmstadt informiert, dass, nach Unterlagen im Geheimen Staatsarchiv in Berlin, die DNN von einem Konsortium von „Geldmännern“² finanziert worden ist und dass das gleiche Konsortium zu gleicher Zeit, Zeitungen in Frankfurt a. M., Hannover, Hamburg, Leipzig und Magdeburg neu gegründet, bzw. übernommen hatte. Das Hauptmotiv für diese Beteiligung scheint gewesen zu sein, die antisemitischen Bestrebungen in Deutschland durch Verbreitung von Provinzialblättern zu bekämpfen. Wer hinter diesem Konsortium stand und andere diesbezügliche Informationen können der Anlage „Die DNN zur Zeit meines Großvaters ...“ entnommen werden.

Mein Großvater wurde in Danzig schnell heimisch und erhielt mannigfache Ehrung. Er wurde Stadtverordneter und ehrenamtlicher Senator. Von der Technischen Hochschule Stuttgart erhielt er den Titel eines Dr. Ing. h. c. Außerdem wurde 1928 an der

⁴ Betreffs der Auflage der DNN gibt es gewisse Unstimmigkeiten. Zweifelsohne war die DNN ein halbes Jahrhundert lang die größte Tageszeitung in Danzig, doch ist es wenig wahrscheinlich, dass eine einmalige Auflage je 100.000 Exemplare überschritt.

⁵ Siehe Anlage, S. 37–40.

TH Stuttgart eine „Gustav-Fuchs-Stiftung“ eingerichtet. Das wenige, was ich von ihm durch Dokumente weiß, erwähnt nicht nur seine unternehmerischen Fähigkeiten und gute Hand in der Auswahl seiner Redakteure, sondern auch eine soziale Einstellung gegenüber seinen Angestellten und Arbeitern. 1919, zum 25-jährigen Jubiläum der Zeitung, zählte die gesamte Belegschaft im Innen- und Außendienst 350 Mitarbeiter.

Gustav Adolf Fuchs starb am 9. März 1929., also schon in der Freistaat-Zeit. Ich war damals noch nicht einmal drei Jahre alt und habe an ihn keine deutlichen Erinnerungen. Ich sehe vor mir nur noch ein Ölbild von ihm (etwa 60/90 cm), mit dem Spitzbart a la Graf Spee⁶, den weißen kurz geschorenen Haaren und freundlich dreinblickenden Augen⁷. Er muß darauf etwa 60 Jahre alt gewesen sein. Der Eindruck mag getrübt sein, denn eine Quelle bezeichnet ihn als einen strengen, wenn auch äußerst gerechten Unternehmer.

Seine Frau Clara, eine geborene von Roell, also meine Großmutter väterlicherseits, habe ich noch einige Jahre bewußt gekannt. Sie verstarb 1941 in Danzig im Alter von



Abb. 7. Clara Fuchs

73 Jahren. Mir erschien sie als eine recht gestrenge und nicht leicht zugängliche Person, bei der wir uns als Kinder immer artiger zu benehmen hatten als mir notwendig dünkte. Von den strikten Regeln waren nur zwei Plätze ausgenommen: Der eine war der Dachboden im 5. Stock über ihrer eigenen Wohnung in der Breitgasse 90/94, ein Abstellplatz, wo es immer etwas Neues zu entdecken gab. Der andere Ort war der Garten zu ihrer herrschaftlichen Sommerresidenz in der Bülowallee⁸ 26 in Zopot, dem etwa 15 km nordwestlich von Danzig entfernten Bad an der Ostsee. Dieser Garten und Waldtheater schien mir als Kind wohl eindrucksvoller gewesen zu sein als er vielleicht wirklich war. Doch seine 100 000 m² muß er mindestens gemessen haben. Er barg für einen Jungen unvollstellbare Schätze. Von ihm wird später noch mehr

zu berichten sein. Wenig Schriftliches ist über Clara Fuchs dokumentiert, doch das galt für die meisten Frauen der Zeit und natürlich noch mehr für die der vorausgegangenen Generationen.

Mein Großvater mütterlicherseits, Rudolf Schaper, ist als Schauspieler und Theaterleiter⁹ viel in Deutschland herumgekommen. Als ich mir seiner bewusst

⁶ Spee Maximilian Reichsgraf (1861–1914). Admiral.

⁷ Autor dieses Porträts, der auch Porträts des Senatspräsidenten der Freien Stadt Danzig, Heinrich Sahn, und des Unternehmers, Politikers und Professors der Danziger Technischen Hochschule, Ludwig Noé anfertigte, war der nicht nur in Danzig sondern in ganz Deutschland bekannte Maler und Grafiker Otto Dix (1891–1969).

⁸ Heute ulica Adama Mickiewiczza.

⁹ In den Jahren 1916–1931 war er Generalintendant des Danziger Theaters. Rudolf Schaper (1868–1940) war auch Direktor der Freien Volksbühne Danzig. Der Verfasser der Arbeit über

wurde, wohnte er im Großraum Danzig, bevor er nach seiner Pensionierung Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts nach Gauting zog, nicht weit vom Starnberger See. Dort verstarb er zu Beginn des Krieges (1940). Ich kann mich nicht erinnern, ihn je in seiner Danziger Wohnung besucht zu haben. Oder wohnte er vielleicht auch im Winter in Zoppot? Bei uns im Haus ließ er sich nur selten sehen. In Gauting hatte er eine ganze Villa für sich, umgeben von einem großen Garten und mit Blick auf die Alpen. Dort habe ich ihn einmal, als vielleicht 12-jähriger, mit meiner Mutter besucht. Doch der Aufenthalt ging schief. Sein Hund biß mich in die Hand und dies sorgte für große Aufregung. Wegen meiner Narbe, die übrigens heute noch schwach zu sehen ist, wurde ich im Gymnasium bewundert und mein Ruf wieder einmal bestätigt, wonach der „Benjamin“ (ich war der Klassenjüngste) pro Jahr wenigstens einen Unfall aufweisen konnte. Zu meinem Leidwesen konzentrierten sich diese Unfälle vor den großen Sommerferien und störten sie so empfindlich.

Mir ist Rudolf Scharper als ein sehr leutseliger schalkhafter Opa in Erinnerung, den ich sehr gerne hatte. Wenn er zu Besuch kam, war er immer bereit, mit uns zu spaßen und Poch, Dame oder Domino zu spielen. Er hat mir das Schachspielen beigebracht und auch einige Kartentricks. Zu seinem Gesicht gehörte sein rahmenloser Kneifer, den er nur selten abnahm und der immer leicht wackelte, wenn er lachte, was er oft tat. Von Zeit zu Zeit wurde der Kneifer durch ein Monokel ersetzt, das ansonsten in der Westentasche ruhte und an einem dünnen schwarzen geflochtenen Faden befestigt war. Immer wieder versuchte ich ihm nachzutun, das Monokel durch ein kurzes Anheben der Augenbraue fallen zu lassen. Vergebens. Er wusste natürlich, dass ich das nie schaffen konnte, weil das Monokel für mich zu groß war. Er war ein hochgewachsener Mann von stattlichem Lebensumfang, aber nicht dick. Die einzige negative Eigenschaft, an die ich mich erinnere, waren seine nassen Küsse, die er freizügig an uns Kinder vergab.



Abb. 8. Rudolf Scharper

das Theater in Danzig äußerte sich sehr positiv über die Leistungen von Rudolf Scharper, der mit „Herz und Seele Theatermann“ war. „Trotz der widrigen räumlichen Verhältnisse des Danziger Theaters nach Ende des Ersten Weltkriegs und der massiven Pressekritik daran kann man Scharper nicht absprechen, während seiner Intendanz darum gerungen zu haben, zeitgenössisches Theater in Danzig im Rahmen der dortigen Möglichkeiten zu zeigen, worüber bereits ein erster Blick aufs Repertoire mit zum Teil schwer aufführbaren Werken von Zweig, Goethes *Iphigenie* oder Hauptmanns *Die versunkene Glocke* Aufschluss gibt. Scharper, der sein Bühnenhandwerk nach allgemeiner Auffassung hervorragend verstand, was ihm im Übrigen auch von seinen Kritikern zugestanden wurde, war um hervorragend ein abwechslungsreiches Programm bemüht“ (S. Wolting, *op. cit.*, S. 214).

Wenn ich ihn auch nicht oft sah, dann war es doch dieser Großvater, der mich schon früh dem Theater nahe brachte. Er war, wie er offiziell hieß, der Generalintendant des Danziger Staatstheaters¹⁰ und bekleide somit dort die höchste Position. Durch ihn hatte unsere Familie zwei ständige Freikarten¹¹. So oft es etwas gab, was den Eltern sehenswert für uns Kinder erschien, duften meine Schwester Thea, oder ein Freund und ich ins Theater gehen – von „Peterchens Mondfahrt“ oder „Hänsel und Gretel“ an Weihnachten bis zu Lust- und Schauspielen, Opern, Operetten und Ballett während der restlichen Spielzeit. Alles wurde geboten¹². Das Theater lag keine 500 Schritte von zuhause entfernt.

Es war ein besonderes Privileg, das natürlich auch bei unseren Bekannten hoch im Kurs stand, wenn unsere Familie die Plätze nicht nutzen konnte. Ein Theaterbesuch war immer wieder aufs Neue ein Erlebnis. Selbstverständlich erschien jeder gut angezogen und die Atmosphäre war festlich. In der Pause zog man gemäßigten Schrittes in aufeinander folgenden Reihen auf den halbkreisförmigen Fluren entlang, um sich zu zeigen und zu schauen. Nach dem Krieg habe ich diese Sitte nur im Theater von Meinigen, nicht weit von Schweinfurt in der ehemaligen DDR, wieder angetroffen. Es ist übrigens ein Theater, das dem unsrigen in Danzig an Größe und Gemütlichkeit in etwa entspricht.

¹⁰ Nach seinem Tod erschien am 17. April 1940 in dem DNN ein Nachruf, in dem die Verdienste Rudolf Schapers für das Theaterleben in Danzig gewürdigt wurden. Er war sehr individuell und konnte eine große Erfahrung im Leben des Theaters vorweisen. Rudolf Scharper verstand es, die finanzielle Sicherheit und ein hohes künstlerisches Niveau zu gewährleisten, dabei war er den traditionellen Tendenzen verbunden. Nach seinem Rücktritt, wahrscheinlich aus Altersgründen, leitete zwei Saisons lang Hans Donat das Danziger Theater; nach ihm war Erich Orthmann Intendant. Der polnische Theaterwissenschaftler Zenon Ciesielski beschreibt folgendermaßen Rudolf Scharper: „...mit der Kultivierung der nationalen Klassik und der besten Stücke der modernen deutschen Dramaturgie während seiner Zeit als Intendant wandte er sich prinzipiell von nationalistischen Verengungen im Repertuar ab und griff verhältnismäßig häufig im Vergleich zu anderen Direktoren auf die Weltklassik zurück. Er hatte keine Hemmungen, auf der Bühne derzeit in der deutschen Gesellschaft Danzigs nicht besonders populäre Antikriegs- oder antimilitärische Themen aufzugreifen, und zwar in solchen Stücken wie „Gas I“ von Kaisers (1920/21), Raynolds „Grab des unbekanntem Soldaten“ (1926/27), Rehfschs und Herzogs „Affäre Dreyfus“ (1929/30) ... Er scheute auch nicht, in das Repertuar Stücke aufzunehmen, die bestimmte gesellschaftliche Fragen behandelten; insbesondere machen dies die Werke von Bernard Shaw, die recht häufig von Schaper aufgeführt wurden, deutlich. Wohl auch deshalb unternahm er den Versuch, Brechts „Dreigroschenoper“ aufzuführen. Jedoch sei hinzugefügt, dass dieser deutliche Liberalismus Rudolf Schapers im ideologisch-künstlerischen Bereich dort ein Ende hatte, wo es um polnisch-Danziger Beziehungen ging. Davon zeugt das später angeführte antipolnische Vorkommnis in seinem Theater“. (Z. Ciesielski, *Niemieckie teatry Wolnego Miasta Gdańska i ich stosunek do społeczeństwa polskiego*, „Rocznik Gdański“ 1969, Bd. 28, S. 53–75 [„Danziger Jahrbuch 1969, Bd. 28, S. 53–75]) Bemerkte sei hier, dass dieser Aufsatz von Zenon Ciesielski schon fast 50 Jahre alt ist und in einem anderen politischen Klima entstand.

¹¹ O. Bechtle, *op. cit.*

¹² Das Danziger Theater hatte ein sehr reichhaltiges und differenziertes Programm. In der Saison 1923/24 fanden mindestens 446 Aufführungen statt, davon u.a. 118 Opernvorstellungen, 67 Operetten, 219 Schauspiele, 32 Kindervorstellungen (Weihnachtsmärchen). Außerdem wurden mit dem Schauspielern des Danziger Stadttheater fast 50 Gastspiele am Zoppoter Stadttheater veranstaltet. Es muss auch gesagt sein, dass das Danziger Theater subventioniert werden musste; durchschnittlich von 300 000 bis 500 000 Danziger Gulden jährlich und wurde nur auf Deutsch bespielt (S. Wolting, *op. cit.*, S. 58, 62).



Abb. 9. Theater am Kohlenmarkt (Heute Targ Węlowy)

Zu gerne hätte ich hinter die Kulissen gedurft. Aber Großvater hatte das strengstens verboten. Mag sein, dass er uns die Illusionen und Magie, die ein Theater wohl besonders Kindern vermitteln, nicht rauben wollte. Da ich ihn nie in seinem Reich selbst sah, wob sich bald bei mir eine gewisse Mystik um seine Person. Soweit ich mich erinnern kann, war Rudolf Schaper¹³ für einige Zeit auch verantwortlich für Inszenierungen an der sogenannten „Waldoper“¹⁴ in Zoppot, die einem internationalen Publikum jedes Jahr Richard Wagner darbot¹⁵.

¹³ Hermann Merz kam 1921 als Oberspielleiter an das damals von Rudolf Schaper geführte Danziger Stadttheater (R. Ruhnau, *85 Jahre Zoppoter Waldoper*. „Reichswichtige Festspielstätte „Unser Danzig“ 1994, Nr. 8, S. 17).

¹⁴ Die 1909 begründete Zoppoter Waldoper war die erste Waldbühne im Kaiserreich. Von Anfang an hatte sie einen guten Besuch und schon 1913 kamen insgesamt über 20 000 Besucher. 1922 eröffnete man in Zoppot die Richard-Wagner-Festspiele, im großen Maße dank der Künstler aus dem Reich und dank der finanziellen Mittel, auch aus Deutschland. Der gute Kenner dieser Problematik, Stephan Wolting, ist der Ansicht, dass „die Zeit der Freien Stadt Danzig die Blütezeit der Zoppoter Waldoper bedeutete; wofür neben künstlerischen auch die angedeuteten politischen Gründe Ausschlag gaben. Zwei Aspekte sind dabei vor allem herauszuheben: Zum einen die erwähnte Gründung der Richard-Wagner-Festspiele im Jahre 1922, eröffnet mit dem „Siegfried“, zum anderen die Verpflichtung der besten Kräfte des Reichs. Neben dem damaligen Direktor der Berliner Staatsoper, Max von Schillings, wurden die ausgesuchtesten Solisten der Staatsopern Berlin, München etc., aber auch aus Wien oder dem „näheren Ausland“ verpflichtet“. Kein Wunder, dass Zoppot nicht nur als „Monte Carlo des Nordens“, „Riviera des Nordens, aber auch „Bayreuth des Nordens“ oft bezeichnet wurde. 1938 erreicht die Waldoper ihren Höhepunkt und sie bewältigte damals zum ersten Male die zyklische Gesamtauführung des „Ring des Nebelungen“. (S. Wolting. *op. cit.*, S. 270–275). R. Ruhnau fügte noch hinzu, dass die Bühne in der Zoppoter Waldoper eine Breite von 50 und eine Tiefe von 100 Metern hatte. Das Orchester umfasste 125 Musiker, der Chor bestand aus bis zu 500 Mitwirkenden ... Immer wieder nannten die Musiker den Waldoperklang ein „akustisches Wunder“ (R. Ruhnau, *op. cit.*, S. 17).

¹⁵ „Gustav Fuchs ist es gelungen, die Vertreter des Danziger Geisteslebens um sich zu scharen. Zu Recht schreibt Oskar Bechtle: „Höhepunkte des Jahres waren die Tage der Zoppoter Waldoper. In der

Wagner wurde mir in mehrfacher Art an dieser Stätte vermittelt, die tatsächlich mitten im Wald lag. Das erste Mal standen wir als Kinder zusammen mit unserem Vätern auf einem schmalen Weg an einem Zaun umgeben von Bäumen. Selbst flüstern war verboten. Es war schon dunkel. Wir konnten nichts sehen, doch hörten wir Musik und Gesang aus der Tiefe zu uns heraufziehen, manchmal ausreichend laut und dann wieder gar nicht. Es war wohl kaum die Musik oder die Stimmen, die mich beeindruckten, sondern die Dunkelheit des Waldes zusammen mit dem Umstand, daß ich nicht wusste, wo die Klänge herkamen und was sie bedeuteten. So verband sich für mich etwas Unheimliches bei dieser ersten Begegnung mit dem Komponisten.

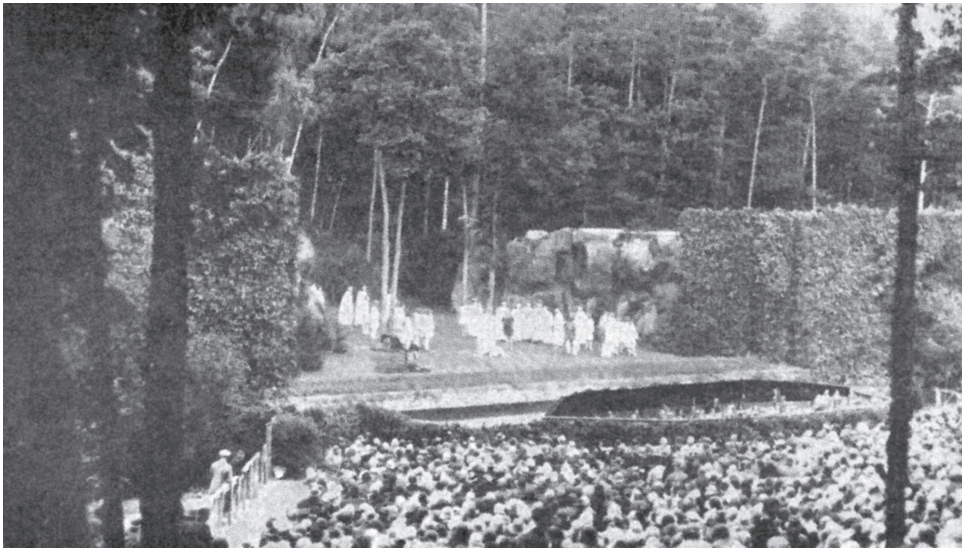


Abb. 10. Blick auf die Bühne der Zoppoter Waldoper während einer Parsifal-Aufführung

Die zweite Begegnung, auch noch in sehr jungen Jahren, war wesentlich konkreter. Zusammen mit Eltern und Schwester saß ich in der Waldoper auf einem Klappstuhl, der mir mit jeder Minute härter vorkam. Trotzdem ich in eine Decke eingehüllt war (um die „Nieren“ zu schützen, wie es hieß), fror ich mit jeder Note mehr. Stillsitzen mußte ich auch noch. Glücklicherweise gab es eine Unterbrechung durch Regen und zwei Pausen. Ich verstand überhaupt nicht, was da wir sich ging, außer, daß von Zeit zu Zeit von einem Gral die Rede war. Nehmen wir also an, es war „Parsival“. Das Martyrium schien ewig zu dauern, war danach aber

letzten Juli- und ersten Augustwoche wurden immer je zwei Wagneroperen gegeben. Dirigenten und Sänger von internationalem Format und von Bedeutung. Zoppot galt als Bayreuth des Ostens und wurde von Berlin internationalem stark subventioniert. Es war die einzige Möglichkeit für die Korridordeutschen, Wagneroperen zu erleben. Auch aus Stuttgart traf ich Bekannte, Soot, Martha Fuchs, Felix Fleischer“ (O. Bechtle, Nr. 1, S. 22). Die Besucherzahlen im August, dem Monat der Zoppoter Waldfestspiele, betrugen bis 1929 etwa 30 000 jährlich, dann fallen sie auf 20 000, um danach auf etwa 35 000 im Jahre 1937 zu steigen

auch bald wieder vergessen. Außer den drei anderen Stücken des „Rings“ und dem „Rienzi“- habe ich alle Wagner-Opern in Danzig gesehen¹⁶ und noch heute höre ich sie hin und wieder gern.

Um meine Großmutter mütterlicherseits, Frau Meta Schaper, geb. Olden, ist heute immer noch viele unklar. Sie war Schauspielerin, und lebte gegen Ende ihrer Karriere in Remscheid, am südlichen Rand des Ruhrgebiets. Von ihrem Mann, Rudolf Schaper, war sie seit 1910 geschieden. Da meine Mutter danach bei ihrem Vater aufwuchs, muß ich annehmen, dass meine Grossmutter für schuldig befunden worden war. Über sie wurde im Beisein meines Vaters nie gesprochen. Selbst meine Mutter volontierte wenig. Erst allmählich wurde mir bewusst, dass sie Hausverbot bei uns hatte. Diese Auflage ging soweit, dass auch meine Mutter sie nicht mehr besuchen durfte. Ich weiß nur, dass beide viel miteinander korrespondierten. Erst vor kurzem erfuhr ich von meiner Schwester, dass dieses gegenseitige Besuchverbot Teil des Ehevertrags zwischen meinen Eltern gewesen war.



Abb. 11. Meta M. Schaper

Die Initiative dazu kann wohl nur von den Eltern meines Vaters ausgegangen sein, möglicherweise weil in ihren Köpfen Schauspieler immer noch zu den „unehrlichen“ Berufen zählten, oder vielleicht man meiner Großmutter „unmoralischen“ Lebenswandel vorwarf. Da nach dem damaligen Sittenkodex und der Art der Rechtsprechung, Schuldzuweisungen üblich waren, kann ich mir fast nur vorstellen, dass meine

¹⁶ In der Waldoper wurden alle Werke von Richard Wagner aufgeführt. Sie war die einzige überregionale Szene in der Freien Stadt. Auch in Zoppot wurde der 125 Geburtstag Richard Wagners besonders gefeiert und damals, d.h. im Sommer 1939, bewältigte die Waldoper zum ersten Mal die zyklische Gesamtauführung des „Ring der Nibelungen“. Auch hier hat große Verdienste Hermann Merz (1875–1944). In bedeutenden Maße dank ihm „...rund 670 000 Besucher hatte die Waldbühne von 1922–1942 und erlangte damit eine Breitenwirkung, wie sie Bayreuth nicht haben konnte Wie Merz als Spielleiter Massenszenen zu gestalten wusste, so verstand er es auch, sich der Mitarbeiter zu versichern, die mit ihm aufgingen in dem Gedanken, das Mysterium des Waldes und der Natur in Wagners Werken in einer Weise lebendig werden zu lassen, wie kein geschlossenes Theater das vermochte.“ (F.-A. Meyer, *Aus der Theatergeschichte Westpreußens*“ „Westpreußen Jahrbuch“ 1950, S. 126).

Großmutter einen Liebhaber gehabt und damit den Ruf der Familie belastet hatte – damals galt das in der oberen Ebene der bürgerlichen Gesellschaft noch als „Todsünde“¹⁷.



Abb. 12. Waldoper Zoppot 1936

der Eheschließung einzugehen, es ist eine andere, auf ihr auch danach „de facto“ zu bestehen. Die ganze Sache ist um so unverständlicher, weil mir mein Vater als ein weltoffener Mann erschien, der Meinungen und Gefühle anderer gelten ließ. In seinem Beruf als Zeitungsverleger hätte er in meiner Sicht gar nicht anders bestehen können. Warum er dann diese harte Position eingenommen und über Jahre erhalten hat, bleibt rätselhaft.

Ich nehme weiterhin an, dass bei dieser ungewöhnlichen Auflage Frau Clara Fuchs die Haupttriebkraft gewesen ist. Dafür sehe ich zwei Gründe: Zum einen war ihr Mann (Gustav Fuchs) schon 1929 gestorben, und sie hätte das Besuchsverbot dann aufheben können, wenn sie mit ihm nicht übereingestimmt hätte. Darüber hinaus schließe ich das aus ihrer harten Reaktion und moralisierenden Urteilsfindung, die sie Jahre später zur Schau stellte. Sie hatte zwei Geschwister, Franz und Lina. Ihr Bruder Franz, damals Oberst a.D., verbrachte jeden Sommer einige Wochen in Zoppot, wobei er immer in ihrer Villa in der Bülowallee wohnte. Als 1940 bekannt wurde, dass er schon eine 10-jährige Tochter hatte und nun bei der Ankunft seines zweiten Kinds die Mutter, seine frühere Haushälterin, zu heiraten beabsichtigte, verbat mich meine Großmutter kurzerhand vom ihm jeden weiteren Besuch.

Auch wenn meine Mutter ganz offensichtlich unter dieser Beschränkung gelitten hat, schien sie nie wirklich etwas dagegen unternommen zu haben. In jedem Fall muß mein Vater die Verantwortung für diese absurd erscheinende Auflage tragen. Es ist eine Sache, sie unter dem Zwang der Eltern bei

¹⁷ Es musste im November 1927 sein, als Oscar Bechtle ihn in seinem Haus in Zoppot besuchte, zuckerkrank und beinamputiert.

War vielleicht die Verbindung zum Schauspielerberuf nicht ausreichend standesgemäß für die Position, die mein Vater in der Danziger Gesellschaft innehatte und hatten sich die Eltern meiner Mutter unter Umständen getrennt, die den gleichen Gesellschaftskreisen anrühlich erschien? Kaum ausreichende Erklärungen. Außerdem wären beide Motive bereits zu Beginn des Krieges weggefallen, als mein Vater nach Verlust seiner Zeitung sich vom öffentlichen Leben weitgehend zurückzog. Da muß mehr dahinter gesteckt haben. Leider sieht es so aus, dass ich den Hintergrund dieser Sachlage nicht weiter erhellen kann und jede Vermutung über mögliche Beweggründe Spekulation bleiben muß.

Doch die Sache muß mich beschäftigt haben, denn im Sommer 1941 nahm ich meine Teilnahme an einem sogenannten Wehrrertüchtigungslager der Kriegsmarine in Glücksburg wahr, um meine Großmutter in Remscheid zu besuchen. Dem standen einige Hindernisse im Weg, vor allem durfte mein Vater davon nichts erfahren. Auch wollte meine Mutter mich zunächst nicht ins Ruhrgebiet lassen, da es damals schon englischen Bombenangriffen ausgesetzt war. Schließlich gab mir der sogenannte „Marschbefehl“, (d.h. die Fahrkarte und Fahrroute, die von der Kriegsmarine ausgestellt und bestimmt wurde) nur 24 Stunden Unterbrechungsmöglichkeit in Hamburg, um, auf mein Ersuchen, angeblich den Hamburger Hafen zu besuchen.

So fuhr ich dann nach dem Lehrgang von Flensburg nach Hamburg, tauschte dort meine Marine-HJ-Uniform in Zivilkleidung um und fuhr mit der Bahn die Nacht durch nach Remscheid. Zweimal blieb der Zug, der mit Militär und anderen Reisenden gepackt voll war, bei Fliegeralarm auf offener Strecke stehen. Doch außer Flackgeböllern und Scheinwerferfingern am Himmel blieb es in unmittelbarer Nähe ruhig. Noch vor Morgengauen kamen wir an einem Stahlwerk vorbei, bei dem gerade der Hochofen abgestochen wurde. Da Verdunklung herrschte und somit sonst kein Licht weit und breit zu sehen war, ein schön-schauriges Bild.

Meine Großmutter bewohnte eine kleine Etagenwohnung mitten in der Stadt, eingerichtet mit Biedermeiermöbeln, wie ich sie vom sogenannten „Damenzimmer“ meiner Mutter im 2. Stock in der Breitgassenwohnung her kannte, einer Menge Porträts und Fotografien an den Wänden und vielen Kissen auf Sofa und Stühlen. Sie begrüßte mich herzlich; sie trug einen breitkempigen Hut, den sie erst ablegte, als sie sich nach einiger Zeit in ihren Lehrstuhl setzte. Ich fühlte mich gleich wohl bei ihr und musste viele Fragen über unser Leben in Danzig und über meine Mutter beantworten. Sie sah jünger aus als ich sie mir vorgestellt hatte. Sie war immer noch eine schöne Frau mit dunklen Augen, die lustig und klar dreinschauten. Ich wagte nicht, nach ihrem Leben zu fragen.

Als sie schließlich begann von einigen ihrer Rollen zu reden, musste ich auch schon wieder fort. Mein Besuch währte vielleicht zwei Stunden. Ich bekam noch einen Teller Suppe und auf ging's zurück nach Hamburg und dann, wieder in Uniform, weiter über Stettin¹⁸ nach Danzig. Auf der Strecke nach Hamburg wurde der Zug von einer Militärstreife kontrolliert. Doch mich beachtete niemand; ich sah

¹⁸ Heute Szczecin.

wahrscheinlich zu jung aus. Meine Mutter und ich hatten nun ein gemeinsames Geheimnis, das bis an ihr Ende, ein halbes Jahr später, und an das meines Vaters Bestand hatte. Remscheid schien bei meinem Besuch noch intakt. Im Sommer 1943 wurde das Haus meiner Großmutter von einer Bombe getroffen; sie kam dabei um¹⁹.

3. MEINE ELTERN

Bewusst habe ich meine Eltern nur etwa 12 Jahre erlebt. Meine Mutter starb als ich 15 Jahre alt war und mit 16 Jahren war ich praktisch aus dem Haus. Erst jetzt, nach weiteren 57 Jahren, beginne ich mir die Frage zu stellen, wie ich eigentlich zu ihnen gestanden habe. Es ist eine Erinnerung, die schon lange zurückliegt und dessen Kanten deswegen abgeschliffen sind. Sie kann auch nicht mehr durch Gespräche mit ihnen ergänzt oder verständlicher gemacht werden; schließlich

ist sie natürlich stark subjektiv. Für meine eineinhalb Jahre ältere Schwester mag sie anders ausfallen.

Die essentielle Erziehungsaufgabe besteht ja wohl darin, seine Sprößlinge vor Unbilden zu beschützen, ihnen ein warmes Nest zu bieten, eine menschliche Ethik zu vermitteln und Grundlagen von Bildung und Wissen zu ermöglichen – in Vorbereitung auf das spätere Leben auf eigenen Füßen. Ich finde, dass meine Eltern alle diese Anforderungen im Rahmen des damals Möglichen voll erfüllt haben und ich bin ihnen dafür dankbar.

In den Anfängen meiner Erinnerung war die Präsenz meiner Mutter dominierend. Mein Vater trat wenig in Erscheinung. Erst in den Schuljahren gab es Ball- und Boccia Spiele mit ihm, ein Match hier und da auf dem Tennisplatz in Zoppot, einen Segeltörn auf der Ostsee; einmal eine gemeinsame Fahrt im Schlafwagen von Danzig nach Berlin; später gemeinsames Basteln



Abb. 13. Hans Fuchs als 6-jähriger Junge mit seinen Eltern

¹⁹ Infolge der Bombardierungen durch die Alliierten verloren 600 Tausend deutsche Zivilisten das Leben. Geschätzte Angaben für Großbritannien sprechen von über 60 Tausend Toten, einschließlich der von der V2 getöteten Menschen. In Polen ist die Kenntnis über amerikanische und britische Flugzeugangriffe recht schwach, sogar unter Historikern. Weiterhin wird das eigenen Leiden hervorgehoben und es scheint vergessen zu werden, dass unter den von den Alliierten eigene Leiden getöteten 600 Tausend deutschen Zivilisten überwiegend Frauen und Kinder waren.

von Kunstbauten für meine Modelleisenbahn oder Hafenanlagen für meine Viking-Model-Flotte. In der Hauptsache jedoch beschränkten sich die Kontakte mit meinem Vater auf das Abendessen und auf Sonntage und Reisen mit der Familie in der Ferienzeit.

Mein Vater wurde 1892 als Sohn von Gustav Adolf Fuchs und Frau Clara Fuchs, geb. von Roell, in Heilbronn geboren. Er besuchte in Danzig das königliche Gymnasium²⁰, an dem er 1910 Abitur machte. Zunächst wollte er aktiver Seeoffizier werden, hat dem aber auf Wunsch seines Vaters entsagt. So studierte er Rechts- und Staatswissenschaften an den Universitäten München und Heidelberg, wo er 1913 mit seiner Arbeit über die *Technik im modernen Zeitungsbetrieb* zum Doktor der Staatswissenschaften promovierte. 1913 trat er als Einjährig-Freiwilliger dem Feldartillerie Regiment Nr. 36 Elbing bei und nahm 1914–18 am 1. Weltkrieg teil. Unter anderem war er, wie erwähnt, in Ostpreußen an der Schlacht bei Tannenberg beteiligt und später an den Kämpfen an der Somme in Frankreich. Er war Inhaber des EK II und EK I und des Friedensordens mit Schwertern. 1918 wurde er verwundet und als Hauptmann d. R. entlassen.

Mein Vater machte also mit 18 Jahren Abitur und bestand mit 21 seine Doktorprüfung mit „summa cum laude“²¹. Das ist zu mindestens für heutige Verhältnisse ein sehr schneller akademischer Ausbildungsabschluß. Seine Dissertation gibt nicht nur eine interessante Übersicht über die Zeitungstechnik zu Beginn des 20. Jahrhunderts, sondern vermittelt auch Einblick in sein soziales Denken und einige betriebswirtschaftliche Überlegungen. Trotz seines jungen Alters vertritt er seine Aussagen schon recht überzeugend und ohne große Umschweife. So klingen bereits dort einige seiner Charaktereigenschaften an, wie ich sie später selbst kennenlernen sollte. Ob aus eigenem Antrieb oder auf Drängen seines Vaters hat er sich auf seine spätere Aufgabe als Zeitungsverleger gezielt vorbereitet. Sein Jurastudium in München, übrigens nur einen Monat nach dem Abitur begonnen, und der spätere Wechsel zur philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg mit Schwerpunkt auf Volkswirtschaft, zeugen davon. Auch die Auswahl des Themas der Dissertation diente der Berufsvorbereitung²².



Abb. 14. Hans Fuchs als Einjährig-Freiwilliger bei Ausbruch des 1. Weltkrieges

²⁰ Das 1876 eröffnete humanistisches Gymnasium in der Weidengasse (heute ulica Łąkowa).

²¹ Mit höchstem Lob.

²² Oskar Bechle schrieb über Hans Fuchs: (Senior) „Am Rande möchte ich erwähnen, dass die Geburt der Tochter von Hans Fuchs, Dorothee, 1931 bei Professor Fuchs, der Namensvetter von

Nach dem Krieg setzte sich diese berufliche Zielstrebigkeit fort. Er durchlief zunächst eine praktische Ausbildung in verschiedenen Zeitungsbetrieben in Deutschland und dem europäischen Ausland. 1923 erhielt er in der väterlichen Zeitung die Prokura. 1924 heiratete er Fräulein Melanie Schaper, die Tochter des damaligen Generalintendanten am Danziger Staatstheater. Vier Jahre später unternahm er eine Studienreise in die Vereinigten Staaten. Nach dem Tod seines Vaters und Firmengründers, Gustav Adolf Fuchs, wurde er 1929 Direktor des Gesamtunternehmens, dessen voller Name: „Fuchs & Cie, Verlag der Danziger Neueste Nachrichten“ war. Mein Vater sprach englisch und französisch, wie gut kann ich nicht beurteilen. Wie sein Vater war auch mein Vater Bruder in der St. Reinoldsbank zu Danzig.

Nach heutigen Maßstäben war mein Vater streng, doch kaum so nach damaliger Sicht²³. Als bedrückend habe ich die väterlichen Vorschriften selten empfunden, zumal sie meinen normalen Tagesablauf nicht bestimmten. Ich nehme an, er wollte was aus mir machen und meinte mit klaren Regeln und dem Setzen von Grenzen ließe sich das Ziel am besten erreichen. Nur wenn diese überschritten wurden, kam die Strenge zum Vorschein. Dann, wenn immer möglich, griff meine Mutter ausgleichend ein- als Puffer und mein Beschützer. Auch in späteren Jahren überließ mein Vater die Hauptlast der Erziehung meiner Mutter. Wohl in erster Linie aus Mangel an Zeit, möglicherweise aber auch etwas aus Mangel an Interesse. Die Donnerwetter, die es von Zeit zu Zeit gab, entluden sich meist in Worten, nur selten begleitet von Schlägen auf den Hintern, oder bei vermeintlich besonders schweren Verstößen, zusätzlich mit einer Stunde Ausschluß vom Rest der Familie. Diese letzte Art der Bestrafung empfand ich als die widrigste. Wirkliche Gespräche zwischen uns begannen erst kurz vor meiner Einberufung.

Bestrafungen erfolgten jedoch nie aus kapriziöser Laune. Sie waren voraussehbar und in den weitaus meisten Fällen erschienen sie mir legitim. Besonders wichtig, mein Vater war nicht nachtragend und die Ursache, die zur Schelte geführt hatte, wurde von ihm schnell wieder vergessen. Zwar hatte ich vor ihm eine gehörige Portion Respekt, aber ich glaube keine Angst.

Die Strenge meines Vaters muß relativiert und in Beziehung gesetzt werden zu der Zeit und dem Umfeld, in dem sie zum Tragen kam. Die Anforderungen

Hans Fuchs, in Danzig-Langfuhr im Storchenhaus geschah. Der Sohn des Professors war Presse-Referent im NS-Senat.

²³ In der Freien Stadt schienen sogar in den ärmsten Straßen ordentliche und saubere Kleider die Regel zu sein. Die Kleidung blieb weiterhin in großem Maße ein Gradmesser der sozialen Lage, obgleich man im Vergleich mit der Zeitperiode vor 1919 vor einer größeren Liberalität sprechen kann. Vor allem der Kleideralltag sah lebhafter aus. Die Danziger richteten sich ähnlich wie früher in der Mode nach Berlin, die zwar auch wechselte, aber hier nicht so schnell wie an der Spree. Während die Männermode sich durch keine bemerkenswerte Wandlung auszeichnete, machte sich auch in Danzig in der Frauenkleidung in den zwanziger Jahren eine Belebung bemerkbar. Vor allem die jungen Frauen zeigten Beine und die braven Zöpfe wurden zum Bubikopf gestutzt. Dass die neueste Mode oft auf Widerstand stieß, zeigt das Beispiel einer Arbeitertochter. Als sie ihre Haare abschneiden ließ, bekam sie zu Hause vom Vater einige Ohrfeigen. Vor allem in den Arbeiterfamilien bekamen nicht nur die Kinder, sondern auch fast erwachsene Mädchen und Jungen nicht ganz sporadisch Prügel.

im Turnunterricht im Gymnasium, zum Beispiel, verlangten von uns Schüler mehr Härte als irgendeine Bestrafung zuhause. Diese Anforderungen wiederum waren geprägt von dem Ziel der Wehrtüchtigung in Schule und Hitlerjugend – auch schon vor Danzigs Wiedereingliederung 1939 ins Deutsche Reich – und von der damaligen offiziellen Auffassung, wie Jungens werden sollten, nämlich: „hart wie Krupp-Stahl, zäh wie Leder und schnell wie die Windhunde“.

Mein Vater spielte gern und gut Klavier²⁴. Er übte zielbewusst, manchmal bis zum Überdruß, Stücke oder einzelne Passagen, bis er mit sich zufrieden war. Seine liebsten Komponisten waren Beethoven, Chopin, Liszt, Pfitzner, Reger, Schubert und Schumann. Natürlich wollte er, dass auch seine Kinder Klavier spielen lernen. Bei mir merkte er bald, dass dies vergebliche Liebesmüh war. So entkam ich den zusätzlichen Stunden, die er mit meiner Schwester am Flügel verbrachte; Stunden, die nur selten ohne Tränen abließen²⁵.

Lange Spaziergänge in unserer vierköpfigen Familie gehörten zu fast jedem Sonntag Morgen, an dem es nicht in Strömen goß, die Wege zu tief verschneit lagen oder Vater verreist war. Meistens ging es mit dem Auto²⁶ in die bewaldeten Höhenzüge zwischen Oliva und Zoppot; dann wurde flott zugelaufen. Es gab kein Pardon für uns Kinder. Wir mußten mit, ob wir wollten oder nicht. Als etwas Besonderes gab es auch mal in Mittagessen im „Schwabental“²⁷ (nahe Oliva), wo als Spezialität Krebschwanzsuppe geboten wurde. Wir Kinder bekamen frische Brötchen (Knüppelchen) belegt mit gekochtem Schinken, die, bis wir den Geschmack der Krebsuppe zu schätzen gelernt hatten, unsere Delikatesse waren.



Abb. 15. Hans Fuchs
ca. 50 Jahre alt

²⁴ Das bestätigt auch einer der Mitarbeiter von Hans Fuchs, Oskar Bechtle, der schreibt; „Der Hans Fuchs ein zurückhaltender, sehr gebildeter Mann“ war auch „großer Musikfreund“ (O. Bechtle, Nr. 1, S. 16). Fuchs, ein Interessant scheint, hier hinzufügen, dass im Ehmkes Familienhaus die Mutter des späteren SPD Politiker, Hedwig Ehmke, „zuständig“ für den weiten musikalischen Bereich war (H. Ehmke, *op. cit.*, S. 303).

²⁵ Nicht nur Dorothea Fuchs, aber auch verhältnismäßig viele Kinder, meistens Mädchen, nahmen Klavierunterricht (z.B. C. Göring, *op. cit.*, S. 28–29). Siehe auch; H. Socnik, Das Musikleben in Danzig, „Unser Danzig“ 2007, Nr. 2, S. 24–26.

²⁶ Autos waren in Danzig in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen etwas Besonderes sein. „Die ersten Autos erregten Aufsehen, und es war Heidenspaß, als ich in so einem knatternden, stinkenden Vehikel eine Probefahrt machen durfte, zu der meine Eltern eingeladen worden waren“. (H.H. Brausewetter, *Von Gutsherren und Künstlern. Eine ostdeutsche Biographie*, Frankfurt am Main 1980, S. 9). 1930/31 gab es in der Freien Stadt Danzig 1405 Personenkraftwagen, 609 Lastautos und 964 Motorräder (Danziger Statistisches Taschenbuch für 1930/31, Danzig 1930, S. 44).

²⁷ Heute Dolina Szwabego.

In der Nähe lag auch ein alte mit Wasser angetriebene Eisenschmiede, die mich besonders faszinierte und deren Treiben ich stundenlang hätte zuschauen mögen.

Die Spaziergänge wurden von Vater genutzt, um uns zu erklären was Wald und Feld darbieten und wie man sich dort zurecht finden kann. Geschichte wurde erläutert und Erlerntes vom vorhergehenden Sonntag abgefragt. Zwei Pflanzennamen, Berlapp und Efeu, wollten mir lange nicht im Gedächtnis bleiben. Irgendwie stemmte ich mich dagegen, sie mir einzuprägen. Vielleicht wäre der Lernprozeß effektiver gewesen, wenn mein Vater nicht so stark insistiert hätte. Aktuelle Politik oder Ereignisse aus dem Tagesgeschehen wurden nie aufgebracht – auch sonst nicht. Selten nur gab es einen Hinweis auf Vaters Arbeit. Diese routinemäßige sonntägliche Vormittagsbeschäftigung sollte vielleicht den Gottesdienst ersetzen; mit Sicherheit ersetzte sie den Kirchgang.

Später wurden die Spaziergänge durch gemeinsame Bergwanderungen in den Sommerferien ergänzt, oft in den österreichischen Alpen. Da hieß es vor Sonnenaufgang aufzustehen, um noch vor der Mittagshitze auf dem Gipfel zu sein. Auch wenn diese Tage mit Murren begannen und die Beine bei der Rückkehr fast nicht mehr mitmachen wollten, endeten sie für mich doch mit dem schönen Gefühl, etwas erreicht und durchgestanden zu haben. Für meine Mutter waren die Bergwanderung eine Strapaze. Sie hatte ständig, Angst wir könnten runterfallen oder uns sonst was antun. Vaters Liebe zu den Bergen fand ebenfalls Ausdruck in seiner Funktion als Vorstand der Sektion Danzig des Deutsch-Österreichischen, und nach 1938, des Deutschen Alpenvereins. Nach dem Krieg setzte ich diese Tradition fort und unternahm besonders während des Studium in Stuttgart viele Berg- und Skiwanderungen mit dem „Akademischen Schiclub Stuttgart“ (ASC) in die nahe Schwäbische Alp oder die Alpen.

Wenn es im Sommer nicht in die Berge ging, dann fuhr die Familie mit dem Wagen zu den Masurischen Seen. Ein andermal, wie schon erwähnt, auf eine große Ostpreußenfahrt an die Ort der Kämpfe mit den Russen oder auf eine Besichtigungstour von Wasserschlössern im Nordwesten des Deutschen Reiches und zu Stätten, die die Römer begründet hatten. Im Winter ging es des Öfteren zum Skilaufen in die österreichischen, italienischen oder deutschen Alpen, dann allerdings, weil Vater dafür nicht genügend Zeit hatte, meistens nur mit unserer Mutter.

Was ich hier sagen will ist folgendes: meine Eltern haben viel getan, um uns Kindern neben einer guten schulischen Ausbildung Anreize zu geben, uns weiterzubilden und unsere Sinne für Natur und Geschichte zu öffnen. Dazu gehörten die schon erwähnten Theaterbesuche, Konzerte, Reisen oder später Vorträge an der Technischen Hochschule²⁸ im nahen Langfuhr oder auch die Möglichkeit,

²⁸ Danzig besaß keine Universität, aber seit 1904 hatte eine Technische Hochschule dort ihren Sitz. Das Studentenleben war besonders in Langfuhr zu sehen; die Studenten lebten weitgehend unter sich. Beim Rektorwechsel machten sie Fackelzüge. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass es auch in der Zwischenkriegszeit in Danzig keine Boheme gegeben hat und es wäre eine große Naivität, wollte jemand hier ein Stadtviertel in der Art von Schwabing in München suchen. Die Danziger Künstler prägten nicht das Alltagsbild der Stadt.

Skilaufen, Tennis und Segeln zu erlernen²⁹. Wie schon erwähnt, wurden dabei aktuelles Zeitgeschehen und Gegenwarts politik ausgespart und auf beiden Gebieten blieb ich bis Kriegsende naiv und unkritisch. Damals machte ich mir darüber keine Gedanken. Heute erscheint mir das erstaunlich, denn durch seinen Beruf musste mein Vater gerade auf diesen Gebieten nicht nur bewandert und interessiert gewesen, sondern auch an Informationen herangekommen sein, die den wenigstens Bürgern der Stadt offenstanden. .

So boten meine Eltern uns Kindern zwar verschiedene Initiative an, überließen es jedoch uns, sie entweder aufzunehmen oder fallen zu lassen. Das war gut so. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß sie mir je bei Schulaufgaben geholfen oder sich bei meinen Lehrern für mich verwendet hätten. Das war für damaligen Zeit wohl auch nicht üblich, entsprach aber ebenso der Überzeugung meines Vaters, da Schule und Elternhaus ihre jeweils spezifischen Aufgaben hätten und ein jeder sich auf die seine konzentrieren sollte. Vater wollte meine Zeugnisse sehen, doch hauptsächlich als Gelegenheit, mir die Wichtigkeit des Lernens darzulegen. Bei schlechten Noten gab es keine Standpauke, mehr Bedauern über den Mangel an Lerneifer.

Meine Mutter stammte aus Halle an der Saale, wo sie am 26. August 1902 als einziges Kind von Frau Meta Schaper, geb. Olden, und Rudolf Schaper zur Welt kam. Von der zweiten Frau Rudolf Schapers, deren Mädchennamen ich nicht kenne, hatte meine Mutter noch einen Halbbruder. Daß meine Mutter aus Sachsen kam, war ihr nicht anzumerken. Unsere Eltern waren übereingekommen, im Haus weder sächsisch noch schwäbisch sondern nur hochdeutsch zu sprechen. Diese Dialektregel galt ebenfalls für uns. So lernte ich kein Danziger Platt³⁰ sprechen, jene breite gemütliche Mundart, die mit kaschubischen Ausdrücken gespickt war und außerhalb der Region nicht leicht verstanden wurde. Da ich als Kind nicht auf der Straße spielen durfte, kam ich zudem mit Platt selten in Berührung. Und dann war es zu spät, es mir noch ordentlich anzueignen. Schade, denn Dialekt ist Ausdruck gewachsener regionaler Vergangenheit und Kultur und bei seiner Verneinung geht viel verloren.

Die Eltern meiner Mutter trennten sich, als sie gerade acht Jahre alt war. So wuchs meine Mutter den Großteil ihrer Jugend bei ihrem Vater auf. Ob das Besuchsverbot mit ihrer Mutter schon damals, d.h. vor ihrer Ehe bestand, weiß ich nicht.

²⁹ In der Freien Stadt Danzig gab es gute Bedingungen für den Sport. „Sport wurde zu einer der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen. Neben Fußball, Leichtathletik und Tischtennis übte besonders der Segelsport auf Studenten große Anziehungskraft aus. In Danzig gab es zahlreiche Sportvereine, sogar eine Reitergesellschaft. Im Winter wurde Ski- und Schlittschuhlauf gepflegt. Sport trieben auch oft die Arbeiter. Unter anderem unter dem Patronat der SPD wurden regelmäßig Sportwettkämpfe organisiert. Hier sei angemerkt, dass Forschungen zum Sport der Danziger Deutschen eine wichtige Aufgabe sind.

³⁰ Ähnlich war es u.a. beim Ehmkes. In dieser Familie wurde „weder Platt noch »Missingsch« sondern Hochdeutsch gesprochen. Auch Horst Ehmke ging oft mit seinen Eltern und seiner Schwester ins Theater und ins Konzert“. Wie beim Hans Fuchs Junior kam bei Horst Ehmke dazu der Sport“ (H. Ehmke, *op. cit.*, S. 305).



Abb. 16. Holzmarkt (Heute Targ Drzewny)

Doch ist das nicht anzunehmen, weil mein Großvater, wie ich ihn in Erinnerung habe und von dem, was von ihm schriftlich überliefert ist, wohl kaum solch harte Regel aufgestellt hätte. Außerdem deuten alle Abzeichen darauf hin, etwa wie meine Mutter von ihm sprach und zahlreiche Fotos, dass das Verhältnis Vater-Tochter ausgezeichnet war.

Zu jungen Jahren soll meine Mutter einem U-Boot Kommandanten gut gekannt haben, der Ende des 1. Weltkrieges gefallen sei. Meine Eltern lernten sich bald nach dem Krieg kennen, heirateten aber erst 1924, nachdem Vater seine Ausbildung abgeschlossen hatte und in die väterliche Zeitung eingetreten war. Vor der Ehe war meine Mutter zahnärztliche Assistentin. Und schön war sie auch, wie noch erhaltene Bilder reichlich beweisen.

Die ersten Erinnerungen an meine Mutter sind verschwommen und ich weiß nicht, ob es sich dabei wirklich um sie selbst handelte oder um eines der Kindermädchen, die wir im Haus hatten. Doch bald wurde meine Mutter zur Anlaufstelle, wenn immer ich Hilfe brauche. Wie schon erwähnt, schirmte sie mich weit möglichst gegen die besondere Strenge meines Vaters ab. Sie gebrauchte seinen Namen nicht, um mit ihm zu drohen. Sie hatte ihre eigene etablierte Autorität. Mit mir hatte sie grundsätzlich wohl keine Erziehungsschwierigkeiten, außer gelegentlich als „Teenager“.

Schwierigkeiten kamen anfänglich eher von meiner 1 ½ älteren Schwester Thea, wie sie in der Familie gerufen wurde, obwohl ihr voller Vorname Dorothea ist, und die mich des öfteren „piesackte“ und mich bei meiner Mutter anschwärzte. Ich muß wohl einmal beim Lügen ertappt worden sein. Das nutzte sie geschickt aus mit dem oft vorgebrachten Argument: „wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er selbst die

Wahrheit spricht“. Mit dieser „Rufpropaganda“ wusste auch meine Mutter manchmal nicht, wem sie glauben sollte und so fühlte ich mich von Zeit zu Zeit ungerecht behandelt. Aber dieser Zustand hatte ein Ende, als ich körperlich stark genug geworden war, mir nicht mehr alles von meiner Schwester gefallen zu lassen. Als Erwachsene wurde unsere Beziehung umso besser und ist es zeitlebens geblieben.

Die schönsten Reisen mit meiner Mutter waren die mit mir allein zum Skilauen nach Seefeld in Tirol und ein andermal nach Oberstdorf im Allgäu. Anlass dazu war meine Genesung von einer

zunächst schief gelaufenen Blinddarm-Operation und dann von einem Unfall (wahrscheinlich ein Arm- oder Beinbruch, wie ich sie öfters aufweisen konnte). Sie selbst lief zwar nicht Ski, aber sie ließ mich gewähren. Vor allen Dingen hatte sie jede Menge Zeit für mich. Und es gab Köstlichkeiten wie Apfel- oder Käsekuchen und Mauxion-Kakao. Dinge, die sonst für uns Kinder nicht existierten. Auf dem Rückweg nach Danzig, ich muss 11 Jahre alt gewesen sein, nahm sie mich zu einer Varietè-Vorstellung ins Deutsche Theater in München mit. Wir saßen nahe an der Bühne. Das war natürlich ein tolles Erlebnis. Nur als der Jüngling „Paris“ seinen Apfel einer von drei Schönen zuweisen sollte, sie waren alle vergoldet aber sonst praktisch nackt, wusste ich nicht, wo ich hinschauen sollte.



Abb. 17. Die Eltern

Am nächsten Abend sahen wir im Volkstheater das Lustspiel „Der Etappenhase“. Obwohl ich wegen des Dialekts Schwierigkeiten hatte, alles zu verstehen, empfand ich die Vorstellung für einen enormen Erfolg auch am Danziger Theater.

Die schlimmste Reise mit meiner Mutter fand im September 1941 statt, ein halbes Jahr vor ihrem Tod. Wieder ging es nach Oberstdorf. Mehrere Dinge kamen zusammen, die es dazu kommen ließen. Erstens musste ich deswegen meine Teilnahme an den deutschen Jugendmeisterschaften im Piraten-Segeln in Berlin-Wannsee absagen. Auf dieses besondere Ereignis (und die damit verbundene Auszeichnung) hatte ich mich natürlich gefreut und war ausgesprochen enttäuscht,

sie nun nicht wahrnehmen zu können. Zweitens war ich mir nicht bewusst, dass meine Mutter schon sterbenskrank war. So konnte ich nicht verstehen, warum ich die Meisterschaft für eine wohl verschiebbare Reise aufzugeben hatte. Drittens war ich gerade 15 Jahre alt geworden und befand mich in einem lausigen Alter. Schließlich war Oberstdorf im Sommer nicht mehr das, was ich aus dem Winter so gerne in Erinnerung gehabt hatte.

Da meine Mutter nicht mehr groß spazieren gehen konnte, gab es wenig, was wir gemeinsam hätten unternehmen können. Meinen Ärger ließ ich sie spüren. Und sie machte alles noch schlimmer, indem sie sich mein Benehmen nicht verbat, wie sie es früher getan hatte, sondern mich durch Sanftheit umzustimmen suchte. So kamen auch ihre guten Ratschläge für mein weiteres Leben nicht richtig an. Kurz, die Reise wurde für uns beide zum Alptraum. Es tut mir heute noch leid, dass ich mich so daneben benommen habe. Zwei Monate später besuchte ich dann ihre Mutter in Remscheid: ich hoffe, dass das ihr wenigstens etwas Entschuldigung für den misslungenen Aufenthalt in Oberstdorf gewesen war.

Der Tod meiner Mutter (Ende 1941) traf mich unvorbereitet und schwer, als mir langsam gewahr wurde, was eigentlich geschehen war. Die Stimmung im Haus war gedrückt. Auch im Kriegsgeschehen schien nicht mehr alles glatt zu laufen. Moskau war nicht, wie angekündigt, vor Weihnachten genommen worden und zum ersten Mal wurden unsere Truppen in Russland zurückgeschlagen. Zudem waren die USA gerade in den Krieg eingetreten und Vater ließ durchblicken, dass der Anfang vom Ende begonnen hatte. Das galt nun auch für unsere Familie.

In Erinnerung bleibt auch die Vorbereitung zu einer Faschingsfeier³¹ in der gesamten Wohnung – noch im 4. Stock der Breitgasse – mit Girlanden, allen möglichen Plakaten und mit viel Farbe und Glitter. Kein Märchen, kein Lebertran an jenem Abend, dafür die Mama beim Gute-Nacht-Kuß in einem langen, silbernen Facetten-Kleid mit einer Art Kappe auf dem Kopf. Von dem Ereignis selbst habe ich nichts gesehen. Die Tür vom Kinderzimmer war leider für den Abend von außen abgeschlossen worden. Zu hören war umso mehr, bis ich trotz des Lärms einschlief. Am nächsten Morgen, das Haus war noch nicht erwacht, durchstreifte ich ein ziemliches Durcheinander und fand eine vergessene Handtasche, eine lange Zigarettenspitze und einige Gesichtsmasken. Das waren die interessantesten Entdeckungen.

Da wir fast bis Kriegsbeginn immer Kindermädchen im Hause hatten, waren die Kontakte mit meiner Mutter begrenzt. Im Vorschulalter wurden die faden Spaziergänge in den Steffenspark³² am Bischofsberg³³ nur selten mit ihr unternommen. Doch der Fußmarsch dorthin war mir immer noch lieber als der nach

³¹ Am Rande verdient auch der Zoppoter Karneval Erwähnung, der neben Bällen und Konzerten die Wintersaison in diesem Kurort beleben sollte. Karneval bzw. Fasching, gab es auch in Danzig, aber seine Ausmaße waren noch geringer als die in Zoppot. Trotz der Bemühungen der Veranstalter, die zum Teil aus dem Rheinland stammten, war der Karneval in der Freien Stadt keinesfalls mit dem in Köln oder Düsseldorf zu vergleichen. Von großem Erfolg war dagegen der „Große Donnerstag mit Blumencorso“ im Juli gekrönt, dem Zehntausende von Besuchern beiwohnten.

³² Heute Park Steffensa

³³ Heute Biskupia Górka

Ohra³⁴, der mir endlos erschien, obwohl an dessen Ende ein Affenkäfig und kleiner Tierpark lockte. Zum Einkaufen nahm meine Mutter mich häufig mit. Beim Essen war sie normalerweise zugegen, beim Gang zum Arzt und anderen wichtigen Ereignissen auch, wie Schulbeginn und Einschulung ins Gymnasium; und dann, wie wir schon wissen, bei den sonntäglichen Familien-Spaziergängen. Abends brachte sie uns ins Bett, oder war zumindestens bei der abschließenden Routine zugegen. Diese bestand aus ihrem bei uns sehr beliebten Vorlesen von Märchen oder anderen Geschichten, der unvermeidliche und nur unter Zwang erfolgte Einnahme von Lebertran und dem Beten. Wie überall lief auch bei uns diese Art Tagesabschluß einmal aus. Doch nur Krieg und seine Rationierung retteten mich davor, den verhaßten Lebertran auch noch weiterhin einnehmen zu müssen.

Bis zum Einsetzen ihres Krebsleidens 1938, als sie zum ersten Mal an der Brust operiert wurde, erschien mir meine Mutter immer freundlich, ruhig, ausgeglichen und guter Laune. Und selbst danach, sie wurde später nochmals an Brust und Galle operiert, hat sich das kaum geändert. Zurückblickend muss ich sagen, dass sie sich in ihren letzten Lebensjahren erstaunlich gut unter Kontrolle gehabt hatte. Nur einmal traf ich sie mit Tränen in den Augen an. Das war in ihrem Zimmer im 2. Stock der Breitgasse-Wohnung und muß deswegen noch vor Ausbruch des Krieges datiert werden. Es war der Augenblick, als sie mir von dem gegenseitigen Besuchsverbot mit ihrer Mutter erzählte. Nochmals weinte sie schluchzend und nahm mich fest und ungewöhnlich lange in ihre Arme. Einen solchen Gefühlsausbruch hatte ich bei ihr noch nie erlebt. Gefühle wurden im Hause Fuchs selten so offen gezeigt. Ich musste versprechen, meinem Vater nichts vom Gehörten zu erzählen und dass ich nun auch um das Geheimnis wusste. Schnell hatte sie sich wieder unter Kontrolle. Während ich noch einige Jahre älter werden musste, um die Absurdität dieses Verbots voll zu verstehen, muß ich gestehen, dass ich meinen Vater nie darauf angesprochen habe.

Das Zusammenleben meiner Eltern schien in Ordnung zu sein. Selten fiel ein lautes Wort zwischen ihnen und wenn mein Vater lospolterte, waren wir Kinder der Anlass und meine Mutter die Schlichterin. Deswegen war ich umso entsetzter und ich war es wirklich- als sich die beiden einmal richtig anschrien. Das geschah nicht in unserer Gegenwart, sondern einige Zimmer entfernt (im 2. Stock der Breitgasse). Doch die Stimmen waren so laut, dass wir sie nicht überhören konnten, auch wenn nicht verständlich war, um was es ging. Nur ein einziges weiteres Mal erlebte ich meinen Vater außer Kontrolle, diesmal in unserem Zoppoter Sommerhaus. Ich wache nachts von einem Lärm auf, ging auf den Flur und sah ihn lallend und auf allen Vieren die Treppe hinaufkriechen. Offensichtlich war er betrunken. Das schien nur damals so gänzlich fern seinem Charakter, dass das Ereignis sich bei mir eingepägt hat. Zudem erschien mir unverständlich, wie es so weit hatte kommen können. Denn ich kannte die Hausregel: Gäste in der Kellerbar mussten spätestens um Mitternacht durch eine schmale Tür gehen und wer an einer Seite des Rahmens anstieß, bekam nichts Alkoholisches mehr zu trinken.

³⁴ Heute Orunia.

Aber was weiß man als Kind schon von der wirklichen Beziehung zwischen seinen Eltern, noch dazu in einer Zeit, die an äußeren Belastungen reich war? Muß nicht das Besuchsverbot zwischen Tochter und Mutter, dem mein Vater ja zumindestens nicht widersprochen hatte, zwischen beiden gestanden haben? War mein Vater vielleicht doch nicht nur der aufgeschlossene und grundsätzlich tolerante Mensch, für den ich ihn hielt? Ich weiß es nicht. Und was weiß ich wirklich von meiner Mutter? Wie beschrieben, hatte ich sie immer als eine ruhige und nicht sehr gesprächige Frau erlebt. Aber vielleicht war auch das nicht wirklich sie selbst? Ich erinnere mich, dass ich im Verlauf einer Abendgesellschaft gerufen wurde, etwas aus der Küche herbeizuholen. Meine Mutter vertrat lebhaft und mit ungewohnt vielen Worten einen Standpunkt und ließ sich auch durch meine Anwesenheit nicht stören; und jeder in der Runde schien ihr gespannt zuzuhören.



Abb. 18. Breitgasse

Bis in das erste volle Kriegsjahr hinein waren meine Eltern gesellschaftlich recht aktiv. Des öfteren gingen sie abends gut angezogen aus, zu Einladung oder ins Theater. Oder wir hatten bei uns Gäste, oft in kleinerem Kreise; meistens im Herrenzimmer im 2. Stock der Breitgasse-Wohnung, mit Ledersesseln so groß, dass wir Kinder in ihnen versanken. Dazu kamen die alljährlichen Geburtstagsfeiern meines Vaters, die Bankenessen. „Banken“ waren in diesem Zusammenhang frühere Patriziervereinigungen, die auf die Blütezeit der „Hanse“ zurückgehen. Mein Vater gehörte zur St. Reinholds-Bank, eine der vier „Banken des Artushofs zu Danzig“. Die Mitgliedschaft scheint sehr exklusiv gewesen zu sein, denn 80% davon waren Kaufleute, Rechtsanwälte, Ingenieure, Ärzte, Vorstände von Industrieunternehmen und Bankdirektoren³⁵.

³⁵ Eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben der Bürger der Stadt spielten verschiedene Vereine und viele Danziger Deutsche gehörten sogar mehreren gleichzeitig an. Neben Bridge-Spielern, Keglern, Briefmarkensammlern oder Besitzern von Brieftauben, waren Gesangsvereine, die

Gelegentlich fanden andere große Einladungen mit, sagen wir um die 50 Geladenen, im „Großen Saal“ statt. Sie waren auch für uns Kinder eine tolle Sache, denn da konnten wir länger aufbleiben, dem Koch zuschauen und beim Anrichten helfen.

4. WO WIR VOR DEM KRIEG WOHNTE

Während meiner 15 Jahre in Danzig sind wir dreimal umgezogen. Zunächst wohnen wir im 4. Stock der Breitgasse³⁶ 90–94, also dem Wohnblock, in dem die DNN untergebracht war³⁷. Die Wohnung muß um die 200 m² groß gewesen sein, ausgenommen den für uns Kinder besonders attraktiven Dachboden. Sie lag auf einer Ebene, nur zu unserem Kinderzimmer ging es einige Stufen hoch; die Fenster zeigten auf die Breitgasse.

1935 tauschten unsere Großmutter (Clara Fuchs) und wir die Wohnungen. Wir zogen damit in eine wesentlich größere Behausung auf zwei Etagen im gleichen Gebäude um. Der Eingang war im 2. Stock, in dem sich Küche und Esszimmer, sowie Wohnquartiere und die Arbeitszimmer meiner Eltern befanden. Auf der 3. Etage lagen die Schlafzimmer für die Familie und für das Dienstpersonal. Ich bekam mein eigenes Zimmer. Es war ein etwa länglicher Schlauch von vielleicht 2,5 m mal 7 m, doch Bett, Schreibpult, Bücherregal und Kleiderschrank passten gut hinein. Obwohl es nur halb so groß war wie das meiner Schwester nebenan, war mir solch Unterschied unwichtig. Was zählte, war, dass ich nun mein eigenes Reich hatte. Vor beiden Zimmern lag ein halbrunder Balkon mit einem

Schopenhauer-Gesellschaft und unzählige andere Vereine oft Zweigstellen deutscher Organisationen tätig, die von mehr oder weniger großer Bedeutung waren. Auch die Polen Danzigs waren in hohem Maße organisiert und gehörten verhältnismäßig vielen Vereinen an. Manche hatten einen exklusiven Charakter, wie z.B. der Danziger Übersee-Club, dessen Clubbeitrag in der Inflationszeit ein englisches Pfund monatlich betrug. Es ist noch zu bemerken, dass sein Ziel war, die im Freistaat wohnenden Ausländer „in gesellschaftlichen Kontakt“ miteinander zu bringen.

³⁶ Familie Fuchs wohnte an einem sehr guten Punkt in der Stadt. Von hier war „alles nah“ und relativ ruhig. Das Stadtinnere Danzigs hatte damals keinesfalls nur Museumscharakter; dort pulsierte unbestritten das Leben. Dort gab es in der Zeit zwischen den Weltkriegen ungewöhnlich viele Banken, Geschäfte, Lokale. Im Stadtinneren kreuzten sich fast alle Straßenbahnlinien und hier befanden sich die wichtigeren Verkehrsstraßen. Während man in den Danziger Vororten sogar in der dreißiger Jahren Straßen finden konnte, durch die nur zwei- oder dreimal täglich ein Auto fuhr, war in der Innenstadt der Autoverkehr so rege, dass an den Straßenkreuzungen Polizisten den Verkehr regeln mussten. Immer öfter sah man nach 1918 in Danzig Auto-Droschken und die Innenstadt wurde allmählich den westeuropäischen Städten ähnlich. Seit 1945 war das Stadtzentrum wie ausgestorben und erst in den letzten Jahren unternimmt man verschiedene Versuche, die Innenstadt wieder zu beleben, was aber in der Form von vor dem März 1945 aus verschiedenen Gründen nicht mehr möglich ist.

³⁷ Das Gebäude der DNN war auch ein gewisser „politischer Sammelpunkt“. Das zeigt der Inhalt des Schreibens der Polizeipräsidenten an den Senat „Am 14 September 1930 hatte sich gegen Genze 21.30 Uhr in der Breitgasse vor dem Gebäude der „Danziger Neuesten Nachrichten“ eine Menge von etwa 500 Personen angesammelt, welche auf die Bekanntgabe der Ergebnisse der Reichstagswahl wartete“ (AP Gdańsk, Senat der Freien Stadt Danzig, 2977, S. 141–142):

Geländer aus senkrechten eisernen Sprossen, der auf die Breitgasse zeigte³⁸. Zu diesem Balkon gelangte ich entweder direkt von meinem Zimmer über die Fensterbrüstung oder mehr konventionell, aber nicht immer frei zugänglich, durch das Zimmer meiner Schwester.

Der Balkon hatte nicht viel zu bieten, außer dass er zum Werfen von „Wasserbomben“ benutzt werden konnte. Das waren kleine, aus Papier gefaltete Behälter, die wir, d. h. meistens Horst Ehmke³⁹, meinem um etwa ein Jahr jüngeren Freund aus der nahen Brotbänkengasse⁴⁰, und ich auf die Straße fallen ließen. Diese „Bomben“ sollten in den Baumkronen hängen bleiben, um ihren Inhalt dann auf die darunter gehenden Menschen zu entleeren. Wichtig war natürlich, sich die Wirkung anzuschauen. Dazu musste man sich über das Balkongeländer lehnen. Und das war der schwache Punkt. So wurden wir bald entdeckt: die Polizei kam ins Haus und es gab eines der schon bekannten Donnerwetter meines Vaters. Sein „geschäftliches“ Argument sahen wir ein. Gerade unterm besagten Balkon lag unter Glas die jeweils letzte Ausgabe der „Neuesten“ für diejenigen Bürger aus, die sich eine Zeitung nicht leisten konnten; die sollten wir um Gotteswillen in Frieden lassen.

Aber aufgegeben wollten wir unseren Spaß doch nicht so schnell. Wir mussten also unsere Taktik ändern. Wir bauten fortan „Wasserbomben“, die wir nicht nur fallen lassen, sondern auch werfen konnten. Dazu mussten wir den Papierbehälter verschließen, um während des Wurfvorganges kein Wasser zu verlieren. Ziele auf der anderen Straßenseite hatten zwei Vorteile: einmal schauten die besprenkelten Fußgänger hinauf zu ihrer und nicht zu unserer Hausfassade, und dann konnten wir die Wirkung leichter und mit geringerem Risiko des Entdeckens beobachten; wir warfen uns gleich nach dem Wurf auf den Balkonboden und lugten unter dem unteren Geländer hervor. Als weitere Verfeinerung bauten wir uns ein kleines Gestell aus Sperrholz, das den Feldstecher meines Vaters aufnehmen konnte und gleichzeitig als Sichtschutz diente. Immerhin waren wir vernünftig genug, auf Regen zu warten, bevor wir die nächste größere Wurfserie unternahmen. Der Regen spülte die in den Bäumen stecken gebliebenen Papierreste weg oder zerfetzte sie vollends. Eine Beschwerde hat es nie mehr gegeben.

Da ich Horst Ehmke erwähnt habe, will ich hier gleich noch von zwei Attraktionen in seinem Haus berichten. Unseren Eltern kannten sich. Horsts Vater war Arzt⁴¹ und hatte schon vor dem Krieg einen hohen Grad in der Freimaurerei,

³⁸ 1912 waren die Gebäude des Verlags „Danziger Neueste Nachrichten“ entstanden. Sie befanden sich in der Breitgasse und erhielten die alten Nummern 90–94. „Im Erdgeschoß Anzeigen und Vertrieb samt Schalterhalle. Im ersten Stock die Redaktion und Verleger. Darüber im zweiten Stockwerk die Wohnung der Verlegerfamilie

³⁹ Ehmke Horst, geboren 1927 in Danzig. Politiker. 1967 wurde er Staatssekretär im Bundesministerium für Justiz, später Bundesminister für Justiz und Chef des Bundeskanzleramtes und Bundesminister für besondere Aufgaben.

⁴⁰ Heute ulica Chlebnicka.

⁴¹ Paul Ehmke, ein gebürtiger Danziger, kaufte 1930 ein Patrizierhaus in der Brotbänkengasse. Um ein besseres Bild zu bekommen, lohnt es sich zu erwähnen, dass das schöne Haus mit einer

bevor sie dann auch in Danzig verboten wurde. Da niemand im Haus Fuchs ihn als Arzt konsultierte, kann es sein, dass auch mein Vater diesem Bund angehörte. Uns Kindern gegenüber hatte er eine solche Mitgliedschaft bestimmt nie erwähnt.

Das Ehmke'sche Haus hatte einen Dachgarten, von dem man einen guten Blick auf die umliegenden Häuser und die nahe liegende Marienkirche hatte. Horst besaß schon sehr früh ein Luftgewehr, mit dem wir auf ein anderes eingeglastes Dachgarten-Häuschen schossen, das wir immer unbesetzt wähten. Nur bei Treffern klirrten die Scheiben. Kaputt gingen sie nie, dazu war die Entfernung zu groß. Wir mussten höher zielen, um eine Scheibe überhaupt zu erreichen. Die Trefferquote war gering, was der Sache noch einen besonderen Reiz gab. Doch dann war eben doch einmal jemand in dem Dachgartenaufbau und hatte uns beide sogleich als Quelle des Übels ausgemacht. Es dauerte nicht lange und wir wurden in die Diele gerufen. Dort standen Ehmkes Vater, der Nachbar und ein Polizist schon beieinander. Es begann recht übel, da der Polizist uns beide gleich auf die Wache mitnehmen wollte. Das geschah zwar nicht, aber das Luftgewehr wurde erst einmal eingezogen. Als es dann wieder ausgehändigt wurde, dürfen wir nur noch auf eine Scheibe schießen. Das bot keinen besonderen Reiz mehr und diese Beschäftigung kam zum Erliegen.



Abb. 19. Paul Ehmke

Die zweite Attraktion verbarg sich in Ehmkes Keller⁴². Es hieß, von dort hätte es früher eine unterirdische Verbindung zur Marienkirche gegeben, deren Mauerwerk keine 300 Meter entfernt begann. Tatsächlich entdeckten wir bald den oberen Teil eines vielleicht 1.50 m breiten Gewölbes, unter dem sich möglicherweise der Gang befand. Erst musste der dort lagernde Koks weggeschafft werden. Dabei schien tatsächlich der Anfang eines Ganges zum Vorschein zu kommen. Doch weit kamen wir nicht. Steine und Erde rutschten immer wieder nach und als dann auch noch ein größerer Block von der Decke fiel, bekamen wir es mit der Angst zu tun und gaben unsere Grabungen auf. Natürlich waren wir überzeugt, tatsächlich den Gang gefunden zu haben. Doch waren wir uns nicht sicher, ob die Stabilität der Gewölbedecke durch uns nicht in Frage gestellt worden war.

Barockfassade versehen worden war. „Es war eines für Danzig typischen schmalen, aber tiefen Giebelhäuser; neun Meter Straßenfront, vierundfünfzig Meter tief, zunächst das alte Vorderhaus, dann ein Korridortrakt, der einen kleinen Hof freiließe, dann ein Hinterhaus in der Breite des Vorderhauses“ (Mehr in: H. Ehmke, *op. cit.*).

⁴² Die Keller im alten Stadtkern von Danzig sind noch nicht ausreichend erforscht. Untersuchungen dazu machen beträchtliche finanzielle und auch technische Mittel notwendig, da die unterirdischen Räume häufig mehrere Etagen haben.

Solche besonderen Anziehungspunkte bot unsere Wohnung zwar nicht, doch einige konnten sich schon sehen lassen: zwei Stockwerke und die vielen Räume mit teilweise mehreren Türen pro Zimmer boten ideale Voraussetzungen zum Versteckspiel. Leider konnte diese Möglichkeit nur selten genutzt werden. Zum einen fiel mein Geburtstag in die Sommerferien und so in unseren Aufenthalt in Zoppot⁴³, und dann durfte ich Freunde meistens nur zu Zweit oder zu Dritt einladen. Diese geringe Teilnehmerzahl verringerte deutlich den Spaß an diesem Spiel. Auf dem unteren Stock gab es einen Gang, mindestens 25 m lang und 3 m breit, an den beiderseitig Zimmer grenzten. Da ließ sich mit umgedrehten Spazierstöcken und Tennisbällen prächtig Hockey spielen. Oder, wenn man nur ein Ende des Ganges beleuchtete und der Suchende das Licht im Rücken hatte, konnten wir, selbst bei nur wenigen Teilnehmern, aufregend Versteck spielen. Dann gab es den sogenannten „Großen Saal“. Er lag quer zum langen Gang an einem seiner Enden. Auch er war etwa 25 m lang und vielleicht 8 m breit. Darin fanden nicht nur die großen Essen statt, sondern dort stand zur Julzeit der Weihnachtsbaum und bot genügend Platz, meine Eisenbahn und Viking-Modell Flotte aufzubauen. Und schließlich zu guter Letzt hatte das Gebäude noch hohe Decken und ein großzügig angelegtes Treppenhaus mit geradlinig angeordneten Geländern. Das war zum Runterrutschen ideal und die Geschwindigkeit erstaunlich, die sich vor Erreichen des nächsten Podestes erreichen ließ. Wie man sich denken kann, waren nicht alle diese Spiele erlaubt, manche nur zu bestimmten Zeiten.

Das potentiell schönste Spiel im Großen Saal, „Eisenbahn“ genannt, starb leider schon im Entstehen. Schienen und Schwellen wurden mit Kreide auf den Boden gemalt. Auf ihnen hatten wir uns, als imaginäre Züge auf allen Vieren kriechend, zu bewegen und auf Signale zu achten. Der Clou war die Signalanlage selbst, ein roh zusammengezimmertes Sperrholzkasten, von dem Zwirnsfäden zu verschiedenen, ebenfalls selbst gebastelten Signalen hinliefen, die durch diese Fäden auf „Halt“ oder „Freie Fahrt“ gestellt werden konnten. Der Fahrdienstleiter im Stellwerk war natürlich der begehrteste Posten. Krampen mussten in den Boden gehämmert werden, um die Fäden zu den Signalen zu lenken und die Signale selbst am Boden zu halten. Pech, daß der Fußboden aus Parkett bestand und das Einhämmern der Krampen meine Mutter auf den Plan rief. Ob so viel Unverstand konnte sie diesmal ihren Sohn nicht vor Vaters Schelte retten. Glücklicherweise fanden wir bald einen idealen Ersatz auf dem Holzdielenboden eines Klassenkameraden

⁴³ Im Sommer ziehen die Touristen wie die Bewohner von Danzig und Zoppot in Scharen zur Ostsee. In Danzig und Zoppot gab es damals viele Seebäder, in denen besonders an den Feiertagen tausende Einwohner der Freien Stadt die Sommerfrische genossen. Reges Leben herrschte vor allem an den breiten Stränden in Zoppot, Heubude, Glettkau und Brösen. Heubude, das in den zwanziger Jahren zum „Danziger Volksbad“ wurde, bekam eine Straßenbahnverbindung mit der Innenstadt. Erinnern wir an dieser Stelle, daß sich der Badeort Brösen oftmals durch die Werke von Günter Grass hindurchzieht. Interessant ist hier auch, daß manche Mitglieder aus gut situierten Danziger Familien, wie z.B. die Schwester Dworetzkis, während der Sommerferien Zimmer in Zoppot mieteten. Diese Frage berühren auch die unten angeführten Erinnerung von Hans Fuchs. G. Dworetzki, *Heimatsort Freie Stadt Danzig*, Düsseldorf 1985, S. 35.

(Albrecht Peter, Langfuhr), wo trotzdem durch allerlei Gerümpel die „Strecken- und Signalführung“ noch interessanter als im „Großen Saal“ erfolgen konnte.

Neben einer schon sehr alten Rumpelkammer, für einen Jungen eine Quelle nicht enden wollender Neuentdeckungen und brauchbarer Schätze aus früheren Zeiten, stand im Herrenzimmer ein großes Radio mit damals noch recht seltenen verschiedenen Wellenbereichen. Es war das am anderen Ende liegende Extrem zum späteren sogenannten „Volksempfänger“⁴⁴, auf dem lediglich die offiziellen deutschen Sender zu hören waren oder zumindest gehört werden durften. Schon allein die auf der Skala vermerkten über die ganze Welt verteilten Städtenamen waren faszinierend. Mehr noch die verschiedenen Sprachen, die da herausklangen, von denen ich zwar keine verstand, die mir aber dennoch die Welt zu eröffnen schienen. Versteht sich, dass ich das Radio nur heimlich anstellen konnte. Nach unserem dritten Umzug nach Langfuhr (über Zoppot) zu Anfang des Krieges war das Radio zu meinem großen Leidwesen verschwunden.

Als schwachen Ersatz baute ich mir ein stromloses sogenanntes „Detektor-Radio“, dessen Kernstück ein Kristall war. Ein langwieriges Unterfangen. Selbst der Lokalsender (der einzige, der zu empfangen war) war so schwach, dass es eines Kopfhörers bedurfte, um ihn überhaupt vernehmen zu können. Meine Mutter sah vorm Schlafengehen immer noch mal bei mir nach, ob ich ihn nicht noch über den Ohren hatte oder ich über irgendeinem Buch eingeschlafen war, ohne die Nachtschlampe ausgedreht zu haben.

Das war also in etwa das Innere dieser Wohnung in der Breitgasse. Wir erinnern uns, dass sie im gleichen Hausblock wie der Zeitungsbetrieb und die angeschlossene Druckerei lag im 4. Stock. Beide hatten sich nicht bemerkbar gemacht, aber von der 2. Etage war der tiefe sonore Ton der zwei Rotationspressen zu hören und manchmal auch das klingende Geklapper der Setzmaschinen. Irgendwann entdeckte ich, dass es von der Küche einen direkten Zugang zum Betrieb gab. Zunächst wurde mir dieser Weg und der Aufenthalt im Betrieb verboten. Es sei zu gefährlich, hieß es, für jemanden, der sich dort nicht auskenne. Aber schließlich gab Vater nach. Ich musste mich nur vorher bei seinem Stellvertreter, Oskar Bechtle⁴⁵, anmelden, der mir zunächst einmal den gesamten Produktionsfluss einer Zeitung erklären sollte.

Glücklicherweise nahm Herr Bechtle diese Anweisung nicht so genau und da ich im Betrieb langsam bekannt wurde, konnte ich mich dort bald frei bewegen. Ich durfte z.B. Namen und Anschrift auf einer Setzmaschine schreiben und

⁴⁴ Ein Novum im Danziger Alltagsleben stellte seit der Mitte der zwanziger Jahre der Rundfunk dar. Seine bahnbrechende Bedeutung konnten in großem Masse die Nationalsozialisten für ihre Propagandazwecke nach der Machtübernahme auszunutzen. 1929 gab es in der Freien Stadt 16 000 registrierte Radioapparate, 1934 fast 21 Tausend und vier Jahre später sogar ca. 37 Tausend. Anfang 1938 entfielen in der Freien Stadt Danzig auf ein Tausend Einwohner 90,4 Radioapparate, dagegen in Polen 25,2 und im Dritten Reich 134 Radioempfänger. Das im Danziger Rundfunk übertragene Programm zeigte die Errungenschaften der deutschen Kultur; besonders hoch war das Niveau der Musiksendungen (M. Andrzejewski, *Rozgłośnia Radiowa w Wolnym Mieście Gdańsku*, „Studia i Materiały do Dziejów Wielkopolski i Pomorza“ 1987, Bd. 16 H. 2, S. 147–156. .

⁴⁵ Bechtle Oscar, geb. 1895 in Esslingen

erhielt sie auf einer aus Bleilegierung bestehender Zeile. Auch lernte ich andere Tätigkeitsfelder kennen, die zu einem solchen Betrieb gehörten, wie die Schlosserei, die Tischlerei oder die Autowerkstatt und erlernte meine ersten bescheidenen handwerklichen Fähigkeiten. Einen besonderen Reiz hatte die Garage mit den vielen gelben DNN-Lieferwagen, in denen ich einige Male mitfuhr, um Zeitungspakete an die Verteilerstellen in der Stadt zu bringen. Doch das ging meinem Vater dann doch zu weit und diese Fahrten endeten abrupt.

5. ZOPPOT BÜLOWALLEE

Wenn unsere Eltern im Sommer gemeinsam wegfuhrten, verbrachten wir Kinder manchmal einige Wochen bei unserer Oma, Clara Fuchs, in der Bülowallee in Zoppot. Deswegen will ich auch jenes Anwesen kurz in meine Beschreibung einbeziehen; Sein besonderes Merkmal war seine uns enorm erscheinende Größe. Im Zentrum auf einem Hügel stand ein herrschaftliches Haus, das man entweder über einen breiten recht steilen und leicht geschwungenen Fußweg erreichen konnte, oder über einen längeren Fahrweg, der an einer anderen Seite des Grundstücks begann. Das Haus war ganz aus Holz gebaut und mit hellgrauem Schellack gestrichen. Es passte sich schön in die Umgebung ein. Oma schien in ständiger Angst zu leben, es konnte abbrennen. So wurde uns Kindern Hölle und Teufel angesagt, wenn wir je mit Feuer spielen würden. Die Sorge war sicher berechtigt, denn wo hätte die Feuerwehr allein schon den zum Löschen erforderlichen langen Schlauch her bekommen sollen?⁴⁶

Das Areal war so groß und vielseitig (Wald, Wiese und kultivierter Garten), dass dort für jeden Geschmack etwas zu finden war. Einen Tennisplatz, zwar etwas heruntergekommen, gab es auch. Die einfachsten Spiele waren oft die besten. Räuber und Gendarm, Steine zu finden, die möglichst weit in den halbkreisförmigen Wasserabläufen zu beiden Seiten des steilen Weges herunterrollen sollten ohne herauszuspringen, „Messerstech“, Ballspiele jeder Art, aus abgestorbenen Zweigen, Brettern oder was immer zu finden war, Unterkünfte oder allerlei Anderes zu bauen oder sich mit den Kiefernzapfen, Bucheckern oder Eicheln zu bewerfen, die hier zu Unmengen herumlagen.

Außerdem gab es Früchte, von denen man naschen konnte, wie Erd- oder Brombeeren (die auch manchmal von uns gesammelt werden mussten), oder Quitten, die immer wieder versucht, aber, auch wenn ganz reif, roh ungenießbar blieben.

⁴⁶ Auf Grund der Erinnerungen sieht man, dass unter den gutsituierten Bürgern der Freien Stadt Danzig es Mode war, für die Sommerzeit eine Wohnung oder sogar ein Haus zu mieten. Die günstige Lage und herrliche Umgebung machte Zoppot „zum Villenvorort von Danzig“. Das war auch der Fall bei der Familie Dworetzki. Und das machte auch der Redakteur der DNN, Oskar Bechtle (O. Bechtle, *op. cit.*, 2005, S. 22, der schrieb: „Zwölf Jahre lang, von Pfingsten bis September, hatten wir (Familie Bechtle) zusammen mit den Freunden Tiede in der Zoppoter Parkstraße (heute ulica Parkowa) 69 ein Sommerhäuschen gemietet ... Im Sommer war in Danzig, wie überhaupt im Osten, nachmittags, wenn nichts besonders vorlag, früh Geschäftsschluss.“ („Unser Danzig“ 2001, Nr. 10, S. 19.

Und dann gab es gaukelnde, in herrlichen Farben schillernde Schmetterlinge und andere Insekten „en masse“. Leider fehlten oft die Spielkameraden, für die auch die beiden Vettern Ulrich und Peter Lietz wegen zu großem Altersunterschieds zu mir kein richtiger Ersatz waren.

Onkel Franz (Omas Bruder) war für uns ein fester Bestandteil der Bülowallee-Szene. Ich hatte ihn gern. Er war immer gut aufgelegt und man konnte sich auch mal einen Spaß mit ihm erlauben. Manchmal erzählte er, mir damals recht unbegreiflich klingende Geschichten vom Zoppoter Spielkasino⁴⁷, das, so behaupteten böse Zungen, der Hauptgrund seines allsommerlichen Kommens war. Jedesmal brachte er uns „Wiebele“ mit, kleine Stücke Gebäcks in Form von Kravatten-Fliegen mit einem ganz eigenartigen, ungewohnten Anisgeschmack. Es war eine besondere Spezialität der Ulmer Gegend, aus der er angereist kam. Als ehemaliger Offizier brachte er mir manchmal Dinge bei, die mir etwas außerhalb des Gewöhnlichen erschienen. So achtete er z.B. darauf, dass beim Schlafengehen meine Unterhose zuoberst auf dem Stuhl lag. Die Kleidungsstücke müssten so liegen, meinte er, wie man sie anziehe, damit man sie auch in Eile oder in der Dunkelheit schnell finden könne. Auch da also „Wehrertüchtigung“, wenn auch in milder Form.

Über einen Vorfall mit Onkel Franz muß ich noch berichten: Aus irgendeinem, mir entfallenen Grund, hatte ich von ihm Hausarrest bekommen. Ich sollte einen Nachmittag auf meinem Zimmer bleiben und, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, schloß er es von außen ab. Das brachte mich in ein wirklichen Dilemma, denn ich hatte mich mit Freunden am Strand verabredet. Ich stieg also nach beträchtlichem Zögern aus dem Fenster meines Zimmers im 1. Stock an einem Gitter, an dem Weinreben rankten, herab. Natürlich war die Freude am Strand nicht, was ich erhofft hatte, denn mir war, ob der möglichen Konsequenzen meines Tuns, doch etwas mulmig im Bauch. Aber bei der Rückkehr schien alles gut zu gehen, das Fenster war noch offen, wie ich es verlassen hatte, niemand hatte anscheinend meine Abwesenheit bemerkt. Ich ließ den nassen Badeanzug unten liegen (als mögliches Beweismaterial gegen mich) und stieg am Weingitter wieder nach oben.

Kaum hatte ich meinen Kopf über die Fensterbrüstung gehievt, sah ich Onkel Franz im Zimmer auf einem Stuhl sitzen und Zeitung lesen. Er unterbrach nicht einmal seine Lektüre, sondern sagte lediglich, ich solle doch reinkommen, gar nicht aufgeregt sondern mir seiner gewöhnlichen fast gemütlichen Stimme. Dann wollte er wissen, was er denn nun mit mir tun sollte. Da ich keine Antwort wusste, rechnete er vor, dass ich mindestens zwei Stunden weg gewesen sein musste, dazu wären noch die vier Stunden des nicht eingehaltenen Hausarrests hinzuzuziehen. Das brächte ihn auf sechs Stunden, die ich am nächsten Tag auf meinem Zimmer zu bleiben hätte. Das würde wohl zum Nachdenken ausreichen. Sagte es und verließ das Zimmer.

⁴⁷ „Zoppot brachte natürlich verstärkten Fremdenbesuch dienstlicher und privater Art, und da blieb man oft auf dem Seesteg und im Kasinohotel“ (1927) „(O. Bechtle, *op. cit.*, Nr. 1, S. 22).

Enttäuschend für mich war, dass er nicht einmal nachfragte, wo ich gewesen war. Kleine Genugtuung auf der anderen Seite, dass er die Zeit meiner Abwesenheit unterschätzt hatte. Im Saldo jedoch ein teures Nachmittagsvergnügen am Zoppoter Strand. Am nächsten Tag hätte das Wetter nicht schöner sein können und Onkel Franz ließ mich aus dem Zimmer. Er hatte eine recht effektive Art der Bestrafung angewandt, auf jeden Fall eine andere als die, zu der es bei meinem Vater gekommen wäre.

6. ZOPPOT-STOLZENFELSALLEE 26

Nach Verlust der Zeitung mussten wir die Breitgasse-Wohnung Anfang 1940 räumen. Wir zogen zunächst ins Ostseebad Zoppot in unsere dortige Sommerresidenz in der Stolzenfelsallee⁴⁸ 26. Dieses Haus hatten meine Eltern 1932 erworben. Seitdem hielten wir uns dort jeden Sommer auf. Die großen Sommerferien fielen in diesen Zeitraum, aber auch noch einige Monate Schulzeit. Das bedeutete einen langen Schulweg: etwa 35 Minuten Fußmarsch bis zum Zoppoter Bahnhof (später mit Fahrrad verkürzt), 20 Minuten Fahrt mit der Bahn und nochmals 20 Minuten Fußweg vom Bahnhof in Langfuhr zum Gymnasium (Conradinum). Das Zoppoter Anwesen lag etwa 400 m von der Grenze zu Polen (bis Ende 1939) entfernt; zur See zu am Rande eines steilen Abfalls zum fünf Gehminuten entfernten Strand und landeinwärts nicht weit von der Chaussee, die Zoppot (und somit auch Danzig) mit dem polnischen Hafen von Gdingen, im sogenannten „Korridor“, verband. Zwischen unserem Haus und dieser Chaussee war damals noch Ackerland. Wir waren das letzte Wohnhaus vor der Grenze, danach kam nur noch das „Bergschlößchen“, ein Ausflugscafé. Parallel zum Strand nach Zoppot hin grenzte unser Anwesen an das eines Diplomaten (Konsul Thermann⁴⁹, Botschafter Deutschlands in Danzig bis 1939), später während des Krieges wurde es von einem Reeder (Behnke) übernommen. Daran schloß sich der immense Besitz vom „Zuckerkönig“ Pikuritz an, der sich zu beiden Seiten der Stolzenfelsallee erstreckte.

Das Anwesen vom „Zuckerkönig“ war geheimnisumwoben. Kaum sah man dort Menschen. Kinder schien es nicht zu geben oder zumindestens zeigte sich nie eines, um mit uns zu spielen. Ein gut drei Meter hoher Zaun, oben mit Stacheldraht zwischen viertelkreisrunden Betonpfosten endend (wie sie später aus den deutschen Konzentrationslagern bekannt wurden), machte ein Übersteigen unmöglich. Gelegentliches Hundegebell flößte zusätzlichen Respekt ein. Dichtes Gebüsch erlaubte nicht einmal einen Blick auf die Villa, die dort irgendwo liegen

⁴⁸ Heute *ulica Sepia*.

⁴⁹ Edmund Freiherr von Thermann (1884–1951). Er war in den Jahren 1925–1933 kein deutscher Botschafter, sondern der deutsche Generalkonsul in Danzig. Das Interesse des Deutsche Reiches wurde außerdem von Lothar Forster 1920–1923, Herbert von Dirksen 1923–1925, Otto von Radowicz 1933–1936, Erich von Luckwald 1936–1938 und Martin von Janson 1938–1939 vertreten.

musste. Ein großes doppelflügliches Tor blieb praktisch immer geschlossen. Es öffnete sich nur, und dann wie von Geisterhand angetrieben, wenn sich der „Zuckerkönig“ durch das tiefe Brummen seines Kompressor-Sportwagens (eine Rarität in jenen Tagen) ankündigte. Nur einmal sah ich ihn und seinen Wagen ganz aus der Nähe. Er hatte eine hellgraue Autokappe auf, ein flüchtiges Lächeln hinter einer Schutzbrille, kein Wort und schon war er durch das Tor verschwunden, dessen Flügel sich gleich wieder schlossen.

Das besondere Charakteristikum unseres Zoppoter Hauses war eine Terrasse, die dessen ganze Breite überspannte und etwa vier Meter tief war. Von ihr hatte man einen freien Blick auf die Danziger Bucht mit Segelbooten, den in den Danziger Hafen ein- oder auslaufenden Frachtern und allerlei Schiffen auf der Reede. Es war nicht nur eine Sommerbleibe, sondern ein vollwertiges Haus, das das ganze Jahr über bewohnbar war. Tatsächlich blieben wir dort während des Winters 1940/41 bis wir, nach Verlassen der Danziger Wohnung, eine neue ständige Bleibe in Langfuhr gefunden hatten.

Zuunterst lag der Keller, eine Bar und die Garage, über der sich die besagte Terrasse erhob, die wiederum einem großzügig verglasten und mit einem offenen Kamin versehenen Ess- und Wohnzimmer vorgelagert war.

Auf der gleichen Ebene gab es noch das sogenannte Herrenzimmer, das mehreren Zwecken dienen konnte und eine gemütliche Wohnecke anbot; sowie das Musikzimmer⁵⁰ mit Vaters Flügel und den Küchenbereich. Im Hause in der Breitgasse fanden sich oft viele Künstler aus dem deutschen Kulturkreis, wie der



Abb. 20. Edmund Freiherr von Thermann

⁵⁰ „Senator Fuchs hatte großzügig einen Musiksaal eingebaut, der ca. 60 Personen Platz bot. Als ich mich, (erinnert sich Oscar Bechtle) 1928 beim Verlag anmeldete, fragte der Senator mich, ob ich einen Frack besitze, er lege Wert darauf, dass seine leitenden Herren in der Gesellschaft auftreten konnten.

1928 brauchte ich dieses Bekleidungsstück zum ersten Mal. Dr. Fuchs hatte zu einem Hauskonzert der mir von Stuttgart her bekannten Sigrid Hoffmann-Onegin (Honorar unter der Hand geflüstert 3 000 Gulden) eingeladen. Es waren die Spitzen Danzigs und das konsularische Korps anwesend“. „Der Sohn Hans Fuchs führte die Sängerin herein, ich trug einen Rosenstrauß hinterher ... Um 22 Uhr fand dann, anschließend an das Konzert, ein Abendessen in den Wohnräumen statt. So lebte damals“, betont Oscar Bechtle, „das kultivierte Bürgertum. Ein Glanz fiel dabei auch auf die Zeitung (O. Bechtle, Nr. 2, S. 23) .

Komponist Hans Pfitzner⁵¹, der Pianist Wilhelm Kempff⁵², der schweizerische Pianist Edwin Fischer⁵³ und andere. Im 2. Stock der Zoppoter Villa lagen das sogenannte Balkonzimmer, wiederum mit Sicht aufs Meer, die Schlafzimmer für die Eltern, uns Kinder und einen Gast. Eine steile Treppe schließlich führte unters Dach zu zwei ausgebauten Dienstmädchenkammern. Dem Haus war zur See hin ein Garten vorgelagert (etwa 25 m mal 40 m, der zum Großteil mit Rasen bedeckt und von Kieswegen gedrittelt und an den Rändern gesäumt war. Teilweise spannten sich darüber Bögen voller Kletterrosen, der Stolz meiner Mutter. Im Herbst, kurz vor Rückkehr in unser „Winterquartier“, blühten Astern und Dahlien überschwenglich und in den buntesten Farben. Auch heute noch erwecken diese beiden Blumenarten eine freudige Assoziation mit dem ungezwungenen Leben in diesem Haus. Ein Bam mit Schattenmorellen, eine Reihe von Johannisbeersträuchern und ein Beet mit Erdbeeren brachten reife Früchte hervor, doch für ein Spalier von Äpfeln und dem Rhabarber ließ es das recht herbe Klima nie richtig soweit kommen. Im Vorgarten versperrte eine dichte Wand von rosa Heckenrosen die Einsicht von der Stolzenfelsallee her und lieferte im Herbst nicht nur Hagebutten für Marmelade, sondern auch die unangenehm juckenden Hähchen, wenn man sie unter die Kleider bekam.

7. DANZIG/LANGFUHR- OSTSEESTRASSE 9⁵⁴.

Etwa eineinhalb Jahre später, also im Herbst 1941, verließen wir unsere „Sommerresidenz“ in Zoppot und zogen nach Langfuhr, einem nahegelegenen Vorort im Nordwesten Danzigs. In der Ostseestraße 9 hatten wir unser neues Domizil gefunden. Es war ein vergleichsweise kleines Haus, ohne Charakter und Charme. Das einzig Positive, das ich ihm abgewinnen konnte, war seiner Nähe zum Gymnasium, dem „Conradinum“, keine fünf Minuten zu Fuß. Ich konnte also länger schlafen und mir etwas mehr Zeit zum Frühstück lassen. Doch das konnte den herben Verlust der Danziger Wohnung nicht wettmachen. Nicht lange wohnten wir dort, als es schon begann, leer zu werden. Erst starb Mutter und dann begannen meine Schwester und ich unseren Auszug.

Und schließlich will ich noch zwei Häuser erwähnen, in denen wir zwar nicht wohnten, die aber auch der Familie Fuchs gehörten. Eines lag in Oberschreiberhau⁵⁵, ungefähr 20 km. Südwestlich von Hirschberg⁵⁶, am nördlichen Rand des Riesengebirges, das bis 1938 die deutsche Landesgrenze zu Tschechoslowakei bildete. Der Ort gehört heute zu Polen. Es muß 1938 gewesen sein, bald nach der

⁵¹ Hans Pfitzner (1869–1949), Komponist, Dirigent, Pianist, Opernregisseur und Pädagoge. Der deutsche Neoromantiker komponierte Opern, Symphonien und Kammermusik, Hauptwerk „Palestrina“.

⁵² Wilhelm Kempff (1895–1991), der deutsche Pianist, Komponist und Pädagoge erfreute sich als Pianist Weltruf.

⁵³ Edwin Fischer (1886–1960), Pianist und Dirigent.

⁵⁴ Heute ulica Hallera.

⁵⁵ Heute Szklarska Poręba.

⁵⁶ Heute Jelenia Góra.

Eingliederung des Sudetenlandes ins Deutsche Reich. Das Haus war damals von jemand anderem bewohnt und wir schauten es uns nur flüchtig von außen an. Ich erinnere mich noch an die ehemaligen, nun verlassenen, tschechischen Bunker auf dem Kamm etwa zwei Stunden Fußmarsch oberhalb des Orts, aber mehr noch an einen plötzlich auftretenden dichten Nebel, der uns (Papa, Thea und mir) binnen kurzem eine Orientierung praktisch unmöglich machte.

Ein weiterer Besitz liegt in Halle an der Saale, in der früheren Deutschen Demokratischen Republik (DDR) und der Stadt, in der meine Mutter geboren wurde. Es ist das Haus, in dem sie einen Teil ihrer Jugend verbrachte.

Der Eckblock, in dem unsere Wohnung Breitgasse 90–94 und die DNN, lagen ist zur Zeit immer noch größtenteils zerstört, doch alle anderen Anwesen in Zoppot (auch das in der Bülowallee) und in Langfuhr bestehen noch und werden nun von jeweils einer oder mehreren polnischen Familien bewohnt. Haus und Garten in der Stolzenfelsallee sind von ihren neuen Eignern besonders sorgfältig wiederhergestellt worden (Mitte 1999). Von Seiten meiner Schwester und mir, als Voll- oder Teilerben, bestehen keine Ansprüche mehr auf diese Anwesen. Auch das Haus in Halle an der Saale hat den Krieg überstanden. Die Eigentumsverhältnisse sind dort noch ungeklärt, und meine Schwester bemüht sich diese klarzulegen.

8. UNSERE HAUSANGESTELLTEN

Wir hatten immer Hilfe im Haus: eine Köchin, ein Kindermädchen oder eine Haushaltshilfe und später nach dem Tod meiner Mutter, eine Haushälterin, also immer eine oder mehrere zusätzliche Personen. Einige von ihnen will ich hier kurz erwähnen⁵⁷.

Aus der „Breitgassenzeit“ (also bis Anfang 1940) war mir Frl. Frida am liebsten. Hilfsbereit, immer freundlich, nie launisch. Von allen Kindermädchen war sie die jüngste. Wahrscheinlich machte ihr ihre Aufgabe Spaß. Leider verließ sie uns nach wenigen Jahren um zu heiraten. Ihre Hochzeit in Praust⁵⁸, einem Vorort von Danzig, war meine erste rustikale Feier. Bei ihr wurden Essen und Flüssigkeiten zu Hauf konsumiert⁵⁹. Diese Hochzeit, soll drei Tage gedauert haben.

Frl. Herta platziere ich an das anderen Ende der Beliebtheits-Skala. Schätzungsweise Ende 30 hatte sie einen harten Ton an sich und keine Beziehung zu Kindern.

⁵⁷ Die Erste Weltkrieg brachte bekanntlicherweise eine Veränderung der Rolle der Frau in Familie und in Gesellschaft. Es gab aber weiterhin große Unterschiede und der Frauenalltag in einer gut situierten Bürgerfamilie und einer Arbeiterfamilie war sehr unterschiedlich. Frauenarbeit war in den meisten Danziger Betrieben in der Regel schlechter bezahlt als dieselbe von Männern ausgeführte Arbeit. Im Vergleich mit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich unserer Meinung nach die Lage der Dienstmädchen etwas verbessert, aber nicht selten war ihre Arbeitszeit weiterhin nahezu unbegrenzt. Es soll an dieser Stelle nur erwähnt werden, dass junge Mädchen oft aus der Kaschubei nach Danzig zogen, um „in Stellung zu gehen“.

⁵⁸ Heute Pruszcz Gdański.

⁵⁹ Hier findet erneut Bestätigung, dass im Hause Fuchs in Maßen gegessen und getrunken wurde. Auch „warf man nicht mit Geld um sich“ und regte zum Sparen an“.

Heute, im Rückblick, spreche ich ihr jegliche Qualifikation für den von ihr gewählten Beruf ab. Zudem war sie ein „Radfahrertyp“: zu den Eltern super-freundlich und zu mir überwiegend bissig. Frau Charlotte, die Köchin und zu gleicher Zeit bei uns, war von Grund aus hilfsbereit und zugänglich und ließ mich hin und wieder in der Küche helfen. Bei Abwesenheit der Eltern bildeten die beiden jedoch ein verschworenes Team, mit Frl. Herta als dominierender Teil.

Dann wurde verständlicherweise gekocht, was den Beiden besonders gut schmeckte. Darunter war auch die berühmt-berüchtigte Pflaumen-Kloßsuppe. Sie bestand aus getrockneten Pflaumen und Klößen, als Teil einer dünnen braunen Suppe, die mit einem mir ungenießbaren Gewürz versehen war. Während mir praktisch schon damals alles schmeckte was auf den Tisch kam (ausgenommen Schlagsahne, Mettwurst und Rosenkohl), bekam ich die Suppe nicht runter. Es half nichts; ich sollte sie bis zur Neige auslöffeln. Mir wurde schlecht und ich spukte einen Teil des Inhalts wieder in den Teller. Vielleicht dachte Frl. Herta, ich wolle sie ärgern, jedenfalls musste ich die Brühe mit der Spucke runterschlucken. Natürlich erbrach ich nochmals und da ich nicht mehr schnell genug zur Toilette kam, musste ich die Flecken auf dem Weg dorthin auch noch saubermachen. Wie auch schon vorher in solchen Sachlagen, drohte sie mir, den Eltern ja nichts zu erzählen, sonst „würde ich sehen“. Der reine Terror. Da dieser Vorfall über das übliche Maß ihrer Schikanen hinausging, erzählte ich ihn meine Mutter. Glücklicherweise glaubte sie mir mehr als Frl. Herta und nach einigen Wochen war sie aus dem Haus.

Es ist schon eine beachtliche potentiell negativ ausnutzbare Machtposition, die ein Kindermädchen hat, wenn es mit fremden Kindern allein gelassen wird. Wenn so ausgenutzt, mag der Ablauf überall ähnlich sein: Missetat am Kind, Androhung von Repressalien, deren Ausführung, wenn das Kind den Eltern doch etwas erzählt und Abstreiten der vom Kind vorgebrachten Anschuldigungen. Wenn keine sichtbaren Merkmale zurück bleiben, und die wenigsten dürften äußerlich sichtbar sein, es ist für Eltern nicht leicht zu entscheiden, wem sie denn nun glauben sollen, dem eigenen Kind oder dem mit guten Zeugnissen und Referenzen versehenen Kindermädchen. Mir ist immer ein mögliches Ausnützen dergleichen Macht fremd geblieben.

Aber selbst Frl. Herta konnte ich noch etwas Gutes abgewinnen. Wenn meine Eltern verreist waren, nahm sie mich einige Male mit ins Kino in Filme, zu denen ich in meinem Alter noch nicht zugelassen war. Drei Bilder sind auch heute noch gegenwärtig: in einer Art Varietéschau steht Zarah Leander, eine Schlagerkönigin der dreißiger Jahre, schlank, hochgewachsen und in einem silbernen langen Kleid von einem schwarzen Flügel und singt in ihrer tiefen und etwas verrosteten Stimme „Kann denn Liebe Sünde sein“⁶⁰. Im „Der Dschungel ruft“⁶¹ sah ich zum ersten Mal den indischen Urwald mit Elefanten und Tigern, Menschen von dunkler

⁶⁰ Leander Zarah (Stina), (1907–1981) die schwedische Schauspielerin und Sängerin, seit Mitte der dreißiger Jahre sehr populär in Deutschland, stilisiert zur „Femme fatale“, drehte sie zehn Filme und ihre Lieder, u. a. *Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen*, verkauften sich auf unzähligen Schallplatten

⁶¹ Film aus 1936. Regisseur Harry Piel (1892–1963).

Hautfarbe, weiß gekleidet und mit Turbanen auf dem Kopf. In dem Streifen gab es allerhand böse Intrigen, aber glücklicherweise gewann schließlich der gute junge Elefantentreiber die Oberhand. Und drittens, ein Heimatfilm aus Ostpreussen, in dem Brigitte Horney⁶² die Hauptrolle spielte. Für diese Frau mit schwarzen Haaren, dunklen Augen und vorspringenden Backenknochen begann ich sofort zu schwärmen. Leider reichte das Taschengeld nicht aus, um alle anderen Filme mit ihr zu sehen. Doch zumindest konnte ich hin und wieder Bilder von ihr in den Auslagen der Danziger Filmtheater bewundern⁶³.

Jemand, der heute durch Fernsehen und Multimedia und dem praktisch permanenten Zugang dazu verwöhnt und übersättigt ist, kann sich die Wirkung des gesprochenen Films auf den Zuschauer in seinen Anfängen in den 20er und 30er Jahren (des 20. Jahrhunderts) wohl kaum vorstellen. Die relativ wenigen Male, die ich auch in der Kriegszeit ins Kino kam, waren außergewöhnliche Ereignisse. In den Filmen wurde eine reale oder imaginäre Welt dargestellt, die sonst für mich und dem Gros der Bevölkerung unzugänglich war.

In der Gegend von Danzig, wo heute etwa das Hotel „Nowotel“ steht, also in der Verlängerung der Langgasse⁶⁴, von der Speicherinsel⁶⁵ nach stadtauswärts, lag mein bevorzugtes Kino. Es war ein schmaler, langgestreckter Saal mit vielleicht 50 ungepolsterten Klappsitzen, von denen nicht jeder mehr funktionsfähig war⁶⁶. Dort gab es Filme zu sehen, die nicht nur flimmerten, sondern bei denen die Bewegungen von Zeit zu Zeit abrupt unterbrochen wurden, weil die Zellophanstreifen vom häufigen Vorführen zerrissen und (wohl kaum sehr professionell) wieder zusammengefleckt worden waren. Es gab nur einen Vorführapparat, so dass beim Spulenwechsel Unterbrechungen unvermeidlich waren. Und da die Filme auch weiterhin ab und zu rissen, kamen zusätzliche Pausen hinzu, oder der Ton blieb weg oder machte einem schrillen Crescendo Platz. Alles wurde von den Zuschauern mit Pfeifkonzerten kommentiert, bei denen ich zu meinem Ärger nicht mithalten konnte, da ich es nie geschafft habe, auf zwei oder mehreren

⁶² Horney Brigitte (1911–1988). Deutsche Filmsschauspielerin. Es handelt sich hier, aller Wahrscheinlichkeit nach um Film „Feinde“ aus 1940.

⁶³ In Danzig gehörte das Kino zu den Attraktionen der Stadt und es war, sowohl in der Stummfilmzeit wie auch später, bei allen Schichten äußerst beliebt. Auf dem Lande spielte zwar das Wanderkino eine gewisse Rolle, aber für die Landbevölkerung war der Film nur eine seltene Unterhaltung. Die bestbesuchten Kinotheater befanden sich in der Danziger Innenstadt, vor allen in der Langgasse. Im Jahre 1934 hatte die Freie Stadt 18 Lichtspielhäuser mit etwa 7 600 Plätzen. Im März 1936 wurde der Ufa-Palast mit 1 200 Plätzen eröffnet. 1937 vergrößerte sich die Zahl der Filmtheater auf 24, von denen sich 12 in der Danziger Innenstadt, je zwei in Zoppot, Langfuhr und Oliva und je eines in Neufahrwasser, Heubude, Schidlitz, Tiegenhof, Neuteich und Stutthof befanden. Die Kinos waren in der Regel sehr gut besucht. So gab es z.B. 1931 rund 2 362 000 und drei Jahre später 2 390 000 Zuschauer. Einen großen Anteil am Kinopublikum stellten Frauen und Jugendliche.

⁶⁴ Heute ulica Długa.

⁶⁵ Heute Wyspa Spichrzów.

⁶⁶ Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich hier um das Capitol Volkskino (siehe auch: M. Andrzejewski, *Z dziejów kina w Gdańsku w latach 1896–1945*, Gdańsk 2013, S. 25).

Fingern den gewollten Ton zu erzeugen. Doch was konnte mir das alles groß anhaben – die Filmhandlung war trotz allem zu verfolgen und der Eintritt billig, kaum mehr als ein Drittel von dem, was ich in vornehmen „UFA-Palast“⁶⁷ oder im „Tobis“⁶⁸ im Zentrum des Stadt hätte bezahlen müssen. Außerdem traf ich dort ein Milieu und eine Atmosphäre an, die mir in meiner gewohnten und künstlich reinen Umgebung nicht geboten werden konnte.

Doch zurück zu unseren Hausangestellten, dieses Mal der letzten: Fräulein Margarete Korsch war eine Kategorie für sich. Unter uns hieß sie „Morgenröte“, vielleicht weil das ihrem wirklichen Namen nahe kam, vielleicht auch weil ihre Gesichtsfarbe oft stark gerötet war. Nach dem Tod meiner Mutter wurde ihre Position für die Familie kritisch, nicht nur, weil sie fortan unseren Haushalt führte, sondern weil sie es schaffte, ich weiß nicht wie, trotz karger Lebensmittelzuteilungen immer genug zum Essen auf den Tisch zu bringen. Auch Kuchen, der sonntags zum Standardmenü gehörte. Mein Vater warnte uns Kinder, dass wir sie ja nicht beleidigen und damit möglicherweise aus dem Haus treiben dürften. Sie blieb uns, ich muß sagen Gott sei Dank, bis zum Ende erhalten.

Mir erschien sie oft ein bißchen „meschugge“, weil sie mehr in Rätseln als in klaren Sätzen sprach und öfters, auch bei profanen Dingen, den Himmel ins Gespräch brachte. Sie war wohl Anfang oder Mitte ihres 5. Lebensjahrzehnts, eine etwas schrullige Spinster. Sie macht oft politisch heikle Andeutungen, die sicherlich nicht von offiziellen Quellen herrührten. Da ich damals so naiv war zu glauben, dass nur offizielle Nachrichten richtig sein konnten, hörte ich selten genau hin, was sie sagte oder uns wirklich übermitteln wollte. Sicherlich war sie keineswegs „spinnert“, und wusste wahrscheinlich wesentlich mehr als sie verlauten ließ. Welche Quellen sie hatte, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie eine echte Danzigerin war. Sie hatte einen leichten kaschubischen⁶⁹ Zungenschlag, der, wie es damals hieß, „volksdeutschen“ Akzent, aber das wollte nicht viel sagen. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals Besuch gehabt hätte, ob von der Verwandtschaft oder anderen.

Doch weiß ich, was sie von uns hielt? Angestellte im Haushalt eines deutschen Offiziers, der so wenig über Politik oder seine militärische Aufgabe sprach, dass niemand, auch wir Kinder nicht, wußte, was er dachte und wo er wirklich stand.

⁶⁷ 1931 geöffnet. Befand sich auf der St. Elisabeth-Kirchengasse (heute ulica Elżbietańska) 1195 Plätze.

⁶⁸ 1939 in der Lange Gasse (uli Długa) 950 Plätze

⁶⁹ In den Erinnerungen der Danziger Deutschen traf man verhältnismäßig oft auf kaschubische und polnische Kindermädchen und andere Hausangestellte (z.B.H. Ehmke, *op. cit.*, S:306–307; C. Grüning, *Die Nixe im Kirchbaum. Eine Kindheit in Danzig*, Frankfurt a.M.–Berlin 1989, S. 31 und andere). Was hier anzumerken sei, ist, dass Hans Fuchs sehr selten die Frage der polnischen Bevölkerung berührt. Dies folgt aus dem einfachen Grund, darüber besteht kein Zweifel, daß besteht, dass damals in der Mottlaustadt starke und vielseitige Beziehung zur deutschen Kultur bestanden. Polens kultureller Einfluss auf Danzig hingegen hatte in der Zeit zwischen den Weltkriegen keinesfalls das Ausmaß des deutschen erreicht. Nicht Paris, London oder gar Warschau, sondern Berlin war in den zwanziger Jahren eines der geistigen Zentren Europas.

Und konnte sie meine Schwester oder mir trauen? In damaliger Zeit hielt man sich zurück mit seiner eigenen Meinung, wenn sie von der offiziellen Position abwich. Fräulein Margarete ist heil aus Danzig herausgekommen und wohnte nach dem Krieg in der amerikanischen Zone Deutschlands. Es ist unverzeihlich, dass ich nicht versucht habe, mit ihr nach 1945 wieder Kontakt aufzunehmen. Als ich schon im Ausland weilte, hat sie meiner Schwester Thea einige Jahre im Haushalt geholfen.

9. JUGEND UND SCHULE IN DANZIG

Ohne Zweifel hatte ich eine vor äußeren Beschränkungen beschützte Jugend. Jedoch Reichtum wurde weder demonstriert noch gelebt. Das Geld wurde zusammengehalten und (bis 1939) wieder in die Zeitung gesteckt oder gespart. Das Essen war einfach und man aß, was die Saison anbot. Zum Trinken gab es hauptsächlich Wasser mit Brausepulver, ausnahmsweise Wasser mit Fruchtextrakt. Meinen ersten Apfelsaft trank ich 10-jährig in Goldap⁷⁰ auf unserer Ostpreußenfahrt. Er wurde als etwas Außergewöhnliches dargeboten und blieb es auch. Bohnenkaffee für die Eltern war fast schon ein Luxus. Alkoholika und Rauchen gab es nur bei Gesellschaften oder zu anderen seltenen Anlässen. „Machandel“⁷¹, der lokale Schnaps, wurde in der Hauptsache als Medizin genommen, um Fett nach Genuß eines Räucheraals oder einer Gans zu binden. Textilien wurden aufgetragen. Selbst die Eltern hatten relativ wenig Kleider, Anzüge oder Schuhe im Schrank. Marktzwänge wie sie junge Leute heute kennen, gab es damals nicht. Der Wert des Geldes, und dass man dafür hart zu arbeiten hatte, wurde schon früh von unseren Eltern vermittelt, aber sicher nicht nur von ihnen. Das wöchentliche Taschengeld war mager und reichte gerade für kleine Schleckereien, wie Milchsahnebonbons oder einige „Amerikaner“. Das änderte sich auch in der Gymnasiumszeit kaum. Für Arbeiten im Haus oder im Garten gab es ein „Dankeschön“, sicherlich kein Geld.

Doch nichts von alledem empfand ich als Bürde. Das war eben der allgemeine Rahmen und Brauch der Zeit, auch unter den „Bessergestellten“ und uns, deren Kinder. Wo bei uns zuhause nicht gespart wurde, war an der Ausbildung und an Reisen, an technisch- wissenschaftlichem Spielzeug oder an Büchern, mit oft gleichem Ziel. Sicherlich begünstigt durch das Fehlen von Fernsehen, wurde die Lesekultur bei uns Kindern gefördert und war in der Familie weit verbreitet. Es begann mit Karl May⁷². Ich weiß nicht, wie viele Bände ich davon verschlungen habe. Von dem Zukunftsromanen von Hans Dominik⁷³ muß ich alle gelesen haben. Die einmal jährlich erscheinenden Bücher, die einen in einfacher Form

⁷⁰ Heute Goldap.

⁷¹ Trinken auf Danziger Weise Alkohol (mit Pflaume). Siehe Seite 14.

⁷² May Karl (1842–1912) Schriftsteller.

⁷³ Dominik Hans (1872–1945). Schriftsteller. Schrieb erfolgreiche Zukunftsromane, u.a. *Atlantis* (1925) und *Atomgewicht 500* (1935).

mit den letzten naturwissenschaftlichen oder anderen Entdeckungen vertraut machten, wie „Das Große Universum“ und „Durch die weite Welt“ las ich von Umschlag bis zur letzten Seite. Sie waren ein Weihnachtsgeschenk, auf das ich bauen konnte⁷⁴.

Über das intellektuelle Niveau in der Familie und über das Interesse der einzelnen Familienmitglieder zeugte der Umfang und das Profil der Hausbibliothek⁷⁵. Die Familie Fuchs hatte eine der größten Hausbibliothek im damaligen Danzig. Wie sich in einem Brief von 7. Juli 1999 an dem Verfasser Hans Fuchs erinnert: „befanden sich im langen und hohen Bücherschrank im so genannten Herrenzimmer rund 4 000 Bücher. Ein kleiner Bücherschrank in demselben Zimmer dürfte weitere 500 Bücher gefasst haben. Neben deutschsprachigen Klassikern wie Johann Wolfgang von Goethe⁷⁶, Friedrich von Schiller⁷⁷, Johann Gottfried von Herder⁷⁸, Gotthold Ephraim Lessing⁷⁹, Gottfried Keller⁸⁰, Theodor Fontane⁸¹, Gerhard Hauptmann⁸² und Thomas Mann⁸³ befanden sich dort auch die Werke von bekannten ausländischen Verfassern wie François Voltaire⁸⁴, William Shakespeare⁸⁵, Henrik Ibsen⁸⁶, Nikolai Gogol⁸⁷, Iwan Turgieniew⁸⁸. Von der Vielfältigkeit dieser Büchersammlung zeugten auch Biographien, historische Romane, Kunstbücher, Zukunftsromane, Reisebeschreibungen, Kriminalromane, wie Edgar Wallace⁸⁹ auf Englisch, Insel Bücher (Botanik, Zoologie, Naturkunde), naturwissenschaftliche Monatshefte, Wörterbücher und natürlich der Große Brockhaus.“

⁷⁴ In der Freien Stadt war nicht alles Politik, wie man das in nationalistisch eingestellten Kreisen sehen wollte, obwohl vieles von der politischen Ebene indirekt abhing. Die Danziger hatten ihre täglichen Freuden und Sorgen und die Stadt lebte in ihrem normalen werktäglichen oder feiertäglichen Rhythmus. In der Adventzeit glänzte Danzig aus den Prunkfenstern der Geschäfte. Die Weihnachtszeit war auch hier vor allen für die Kinder schön und gleichzeitig geheimnisvoll. Die meisten bekamen einen „Adventskalender“ und Geschenke am Nikolaustag (6. Dezember). Der Heilige Abend wurde für Protestanten und Katholiken zu einem besonderen Höhepunkt des Jahres. Sogar die Hausangestellten, die bei Danziger Juden beschäftigt waren, bekamen zu Weihnachten Geschenke.

⁷⁵ Die Keller im alten Stadtkern von Danzig sind noch nicht ausreichend erforscht. Untersuchungen dazu machen beträchtliche finanzielle und auch technische Mittel notwendig, da die unterirdischen Räume häufig mehrere Etagen haben.

Über die Hausbibliothek der Familie Fuchs und auch der anderer Familien, wie u. a. der von Günter Grass, siehe: *Die Bibliotheken in der Freien Stadt Danzig, Gdańsk 2006*, S. 53–57.

⁷⁶ Goethe Johann Wolfgang von (1749–1832) Dichter.

⁷⁷ Schiller Friedrich von (1758–1805). Dichter.

⁷⁸ Herder Johann Gottfried von (1744–1803). Philosoph, Theologe und Dichter.

⁷⁹ Lessing Gotthold Ephraim (1729–1781). Schriftsteller und Kritiker.

⁸⁰ Keller Gottfried (1819–1890). Schriftsteller.

⁸¹ Fontane Theodor (1819–1898). Schriftsteller.

⁸² Hauptmann Gerhard (1862–1946). Schriftsteller.

⁸³ Mann Thomas (1875–1955). Schriftsteeler). Schriftsteller.

⁸⁴ François Voltaire (1694–1778), Schriftsteller und Philosoph.

⁸⁵ William Shakespeare (1564–1616). Dichter und Dramatiker.

⁸⁶ Ibsen Henryk (1828–1906). Dramatiker.

⁸⁷ Gogol Nikolai (1809–1852). Schriftsteller.

⁸⁸ Turgieniew Iwan (1818–1883). Dichter.

⁸⁹ Wallace Edgar (1875–1932). Schriftsteller/

Im Arbeitszimmer von Hans Fuchs Senior waren vor allem technische und volkswirtschaftliche Bücher zu finden. Weitere Bücher befanden sich in dem Zimmer, in dem die Mutter von Hans Fuchs Junior ihren Schreibtisch hatte. Nach seiner Schätzung waren das nochmals 200 Bücher. In der Hauptsache handelte es sich hier wohl um Romane, Lyrik und Texte zu Noten, die Frau Fuchs zum Singen, begleitet von Hans Fuchs Senior am Klavier, benötigte. Man kann behaupten, dass sich in der großen Wohnung der Familie Fuchs ungefähr fünf Tausend Bücher befanden, die gleichzeitig deutlich von den verschiedenen Interessen dieser Familie zeugen.

Später kamen Bücher hinzu wie Gustav Freytags⁹⁰ „Soll und haben“, „Tschuschima“, die Geschichte des russisch-japanischen Krieges (1905), Sven Hedins⁹¹ „Reise durch den Tibet“, oder viele von Tolstois⁹² und Dostojewskis⁹³ Romanen, Gogols und Tschechows⁹⁴ Kurzgeschichten und Thomas Manns⁹⁵ „Buddenbrocks“. Dann gab es eine Periode, wo ich sogenannte 20 Pfennig Romane über die Erfolge von Jagdfliegern, U-Boot-Kommandanten oder Panzerbesatzungen des angehenden Krieges las. Sicherlich, für den Schüler eines humanistischen Gymnasiums keine berauschende Lektüre, aber alles erweckte Liebe zum Lesen und Interesse, neues Wissen zu erwerben. Beides ist mir bis heute geblieben. Schließlich wurde ich in Elternhaus und Schule wiederholt darauf hingewiesen, dass ich meines eigenen Glückes Schmied sei und „Gemeinnutz vor Eigennutz“ zu gehen habe, ich mich aber auch nicht von anderen abhängig machen oder auf ihre Hilfe allein bauen solle.

Das war also die „Infrastruktur“, in der meine Schwester und ich aufwuchsen. Wie füllte ich sie aus? Bis ins Schulalter gibt es wenig Zusätzliches zu erzählen. Bis dahin war mir die Welt der Straße praktisch verschlossen. Selbst die nahe Umgebung, wie das Krantor und der Schiffsverkehr auf der Mottlau⁹⁶, der Fischmarkt⁹⁷ mit seinen deftigen und nur schwer verständlichen Frauen, die ihre meist noch lebende Ware lautstark anboten, oder die kreischenden Möwen, die zugeworfenen Brotreste im Fluge selten verfehlten, konnte ich bis zum ersten Grundschuljahr nur in Begleitung meiner Mutter oder eines Kindermädchens entdecken⁹⁸. Nur

⁹⁰ Freytag Gustav (1816–1895) Schriftsteller.

⁹¹ Sven Hedin (1865–1952), schwedischer Asienforscher.

⁹² Tolstoi Lew (1828–1910). Schriftsteller.

⁹³ Dostojewski Fjedor (1821–1881). Schriftsteller.

⁹⁴ Tschechow Anton (1860–1904). Schriftsteller. Russische Autoren waren auch unter Danziger Leser beliebt.

⁹⁵ Es sei hinzugefügt, dass Thomas Mann am 16. März 1927 im Danziger Schützenhaus den Vortrag *Freiheit und Vornehmlichkeit* hielt; der Schriftsteller hielt sich nach einem Besuch in Warschau in Danzig auf.

⁹⁶ Heute Motława.

⁹⁷ Heute Targ Rybny.

⁹⁸ Der Handels- und Dienstleistungssektor konzentrierte sich auf Danzig und Zoppot. In der Freien Stadt überwogen kleine Läden. Warenhäuser befanden sich vor allem in der Langgasse und ihrer nächsten Umgebung. Ein für Danziger Verhältnisse großes Verkaufsangebot hatten die Warenhäuser Freymann und andere. Im Mai 1923 wurde die Zeughauspassage eröffnet, die neben einer

zusehen, aber nie selbst mitmachen, dürfte ich bei den Kindern, die auf der Straße Murmeln spielen, den Kreisel zum möglichst langen Drehen peitschten oder beim „Messerstech“. Bei diesem Spiel ging es darum, sein Taschenmesser in einen vorher abgegrenzten Bereich und von einer gewissen Höhe aus in die Erde zu „flippen“. Die Richtung des eingestochenen Messerblatts bestimmte eine Linie, die eine neue kleinere Fläche abgrenzte. Derjenige hatte verloren, dessen Messer nach dem Wurf die ja immer kleiner werdende Restfläche nicht mehr traf. In der Breitgasse erhitzten sich manchmal fast an jedem zweiten Straßenbaum eine Gruppe bei diesem Spiel; laut argumentiert wurde viel. Das war eine Domäne der Jungen, Mädchen waren zu diesem Spiel nicht zugelassen. Der Preis des Sieges nach mehreren Stunden Wettkampf waren Murmeln, Austauschbilder jeder Art, oder auch mal einige Guldenpfennige.



Abb. 21. Kaufhaus „Sternfeld“ an der Ecke Langgasse/Große Wollererbergasse (Heute róg ulic Długiej i Tkackiej)

An die private Grundschule erinnere ich mich kaum noch. Eine Frau Goul unterrichtete alle Fächer. Der Unterricht fand mit weniger als 10 ABC-Schützen statt. Wir begannen mit der Schiefertafel und stiegen erst recht spät auf Hefte

Ladenstraße dem Verkehr in der Innenstadt „neue Impulse gab“. Voller Leben war auch die Markthalle zwischen Lavendel- und Junkergasse. Es ist hinzufügen, dass sich in allen Erinnerungen niemand über einen Mangel an Geschäften beklagt hat. Nach 1989 fing in Danzig der Straßenhandel an zu blühen. Händlerinnen verkauften ihre Waren auch auf den Märkten und Wochenmärkte in Danzig selbst oder auch in den Vororten. Zum festen Bestandteil dieser Märkte gehörten die Kaschuben, die täglich ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse anboten. Neben Butter und Geflügel fanden auch Fische Absatz. Ähnlich wie andere Fischhändler, oft waren es Frauen, verkauften die Kaschuben ihre Waren auf dem Fischmarkt an der Langen Brücke.

um, die wir zunächst mit Bleistiften und dann mit Tinte beackerten. Dazu dienten uns einfache Federhalter, die immer wieder ins Tintenfaß getaucht werden mußten. Die Kleckserei war anfangs beträchtlich, vielleicht auch schon manchmal absichtlich erzeugt, denn Frau Goul ärgerte sich mehr darüber als wir. Es erforderte einige Geschicklichkeit, wenn man die Fehlerstelle nicht zu einem Loch ausradieren wollte.

Die Schule war in einem gewöhnlichen Mietshaus in der Nähe des Hauptbahnhofs untergebracht. Bald durfte ich den Weg dorthin, zu Fuß etwa eine halbe Stunde, alleine gehen. Ich fühlte den ersten Hauch von Freiheit. Da gab es Interessantes und immer wieder Neues zu beobachten. Obwohl die Route vorgeschrieben war, wich ich mehr von ihr ab. Eines Tages hatte ich die Idee, mehr für die Erweiterung meines Horizonts zu tun und einfach etwas später in der Schule zu kommen. Doch dann dehnte ich meinen Streifzug auf den ganzen Vormittag aus, war aber zur normalen Zeit zuhause. Als mich meine Mutter an der Tür aufgeregt gleich mit der Frage empfing, wo ich denn den ganzen Vormittag gesteckt hatte, wußte ich, was ich zu erwarten hatte. Doch es kam anders. Sie erklärte mir, sich Sorge um mich gemacht zu haben und ich musste ihr versprechen, Ähnliches nie mehr zu tun. Als „quid pro quo“ bot sie mir an, einen Entschuldigungszettel an Frau Goul zu schreiben und Vater nichts davon zu erzählen. Beide hielten wir uns an diese Abmachung.

In der Übergangszeit von der Grundschule aufs Gymnasium fielen zwei Winteraufenthalte in einem Kinderheim in Garmisch-Partenkirchen. Auf dem Anwesen gab es einen Hang, auf dem man Skilaufen und über eine kleine selbstgebaute Schanze springen konnte. Eine herrliche Beschäftigung für die Stunden im Freien. Sie kompensierten die ständig vorgesetzte Brotsuppe und das allabendliche Singen, an dessen Ende die sogenannte „Vizemutter“, die Leiterin des Heims, Bonbons an diejenigen Kinder verteilte, die während des Tages nicht negativ aufgefallen waren. Trotz der irgendwie eigenartigen und gekünstelten Atmosphäre gefielen mir die drei Wochen des ersten Aufenthaltes gut.

Der nächste Aufenthalt ein Jahr später wurde hingegen zum Alptraum. Es fing ganz harmlos an. Obwohl ich nun schon 10 Jahre alt war (fast $10 \frac{1}{2}$, um genau zu sein) wurde ich in die „Kindergruppe“ bis zu 10 Jahre gesteckt. Nicht nur kränkte mich das gewaltig, aber ich konnte so auch nicht mit den zwei Jungen spielen, die ich noch vom vorangegangenen Jahr her kannte. Ich protestierte, doch ohne Erfolg. Ich schrieb einen Klagebrief an meine Mutter. Am nächsten Tag musste ich zur Vizemutter, die mir bedeutete, dass ich kein Recht hatte, mich zu beschweren und gab mir meinen Brief wieder zurück. Das gleiche passierte mit dem nächsten, in dem ich mich nun auch darüber beschwerte, dass mein erster Brief abgefangen worden war. Natürlich gab es keine Bonbons mehr vorm Schlafengehen, ich wurde abgesondert wo immer möglich und durfte als einziger nicht zu einem Skispringen auf der neugebauten Olympiaschanze⁹⁹ mitgehen.

Für mich hatte sich die Vizemutter in eine Hexe a la Hänsel und Gretel verwandelt: leicht vorgebeugt, auf einen Stock gestützt durch ihr Reich humpelnd und

⁹⁹ 1936 fanden die Olympischen Winterspiele in Garmisch Partenkirchen statt.

mit süßlich-saurer Stimme Anweisungen gebend. Das Schlimmste und was diesen zweiten Aufenthalt vollkommen verleidete, war meine Unfähigkeit mit meinen Eltern Verbindung aufzunehmen. Schließlich hatte eine Küchenhilfe Mitleid mit mir und brachte einen weiteren Brief für mich zur Post. Zwar wurde ich jetzt von meinen Eltern aus dem Heim genommen, doch die drei Wochen des geplanten Aufenthalts waren auch schon fast vorbei.

Zu jener Zeit waren die Winter in Danzig recht streng. Oft bedeckte Schnee die Straßen auf denen es noch viele Pferdefuhrwerke gab. Da die Gehsteige schnell geräumt werden mussten, kam es vor, dass meine Mutter mich auf dem Schlitten auf der Fahrbahn zog, an den mir damals riesig erscheinenden und furchteinflößenden Pferdehäuchen und -beinen vorbei. Später, ich mag um die acht Jahre gewesen sein, besuchten wir einmal wieder Modrow¹⁰⁰. Der Besitz lag im „Korridor“, etwa 50 km südlich von Danzig entfernt. Jemand kam auf die Idee, mich auf einen Gaul zu setzen, dessen Rücken so breit war, dass meine Beine seitlich fast waagrecht abstanden, Wieder hatte ich Schmetterlinge im Bauch und ich ahnte, dass das nicht gut gehen konnte. Aus Spaß, wie es später hieß, gab jemand dem Pferd einen kräftigen Klaps auf die Kuppe, es schreckte auf und im nächsten Moment lag ich auch schon auf dem Boden. Damit war meine „Reiterkarriere“, gerade erst begonnen, für immer beendet. Fortan beließ ich es dabei, mich an Pferden auf der Weide, bei der Feldarbeit oder beim Spring- und Dressurreiten zu erfreuen.

Während der Grundschulzeit wurde ich ins Schlittschuh- und Skilaufen eingeführt. Beides sollten mir in den kommenden Wintern noch viel Freude machen, Der damaligen Ausrüstung dazu würden meine Enkel heute keines Blickes mehr würdigen. Schlittschuhe wurden mit zwei seitlichen Klemmen, eine vorne an der Sohle und eine zweite am Absatz an gewöhnliche hohe Straßenschnürschuhe befestigt. Nicht selten löste sich eine davon. Dann „segelte“ man erst einmal aufs Eis und verlor kostbare Zeit, die Klemme wieder fest zu machen. Außerdem galt es ständig, einen Kompromiß zu finden (der nie ganz gelang) zwischen einem zu fest und einem zu lose geschnürten Schuh. Der eine bewirkte unzureichende Blutzufuhr und damit frierende Zehen und der andere ein ungenügend unterstütztes Fußgelenk, was besonders das Kurvenfahren behinderte. Mein Traum, Eishockeyschuhe zu bekommen (d. h. extra Schuhe mit permanent angeschraubten Laufschienen) ging nie in Erfüllung. Das wurmte mich umso mehr, weil meine Schwester Kunstlaufschuhe erhielt, nur weil sie, so meinte zumindestens ich, „doofe“ Figuren auf dem Eis zustande brachte.

Doch das waren letztlich Nebensächlichkeiten. Der besondere Reiz des Schlittschulaufens lag woanders. Die Eisbahn die wir benutzen (an der Dellbrückallee¹⁰¹ auf halbem Weg zwischen Danzig und Langfuhr) bestand aus zwei Eisflächen mit einem Höhenunterschied von etwa acht Metern. Sie waren durch eine auch mit Eis bedeckten schiefen Ebene von vielleicht 15% Gefälle miteinander verbunden. Unten angekommen hatte man eine schöne Geschwindigkeit erreicht und konnte

¹⁰⁰ Heute Modro.

¹⁰¹ Heute ulica Marii Skłodowskiej-Curie.

sich bis in jede Ecke der unteren Eisfläche auslaufen lassen. Runterfahren mit „Greifchen“ war die nächste Stufe des Vergnügens. Zur höchsten Fläche mussten bis zu 10 Jungen eine Kette bilden. Aus für uns unerklärlichen Gründen hatten Mädchen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, an so etwas kein Interesse. Unten angelangt, versuchten die ganz vorne einen möglichst kleinen Kreis zu fahren, damit die am Ende der Kette einen großen Kreis und so möglichst hohe Geschwindigkeit erreichen konnten. Das Prinzip war einfach, aber man braucht gut eingespielte Teams, um es zur Perfektion zu bringen. „Greifchen“ und „Kettenfahren“ waren zwar offiziell verboten, aber die Leitung der Eisbahn nahm ihre eigene Anordnung nicht so ernst. Auch sie wußte, dass darin die besondere Anziehungskraft ihrer Eisbahn lag.

Während meine Mutter mich ins Schlittschuhlaufen einführte, war es mein Vater beim Skilaufen. Ich begann mit ganz einfachen Skiern aus Eschenholz ohne Stahlkanten. Die Bindung bestand aus zwei festen Backen, an die lediglich ein Lederriemen mit einer Schnalle befestigt war. Ein Federzug, der das Öffnen der Bindung beim Sturz erleichtert hätte, wurde erst später eingeführt. Da die Erhebungen zwischen Danzig und Zoppot selten über 50 m hoch sind, gab es keine wirklichen Abfahrten, sondern nur Langlauf und Skiwandern. Später, schon in der Gymnasiumszeit, kamen Langlaufwettkämpfe hinzu, die mehrere Male im Winter ausgetragen wurden und sich, je nach Alter, bis zu einer Länge von 5 km staffelten. Ich war nie unter den ersten drei, aber doch immer im ersten Viertel und obwohl ich mir immer wieder sagte, zu dieser Schinderei wirst du nicht nochmals antreten, machte ich das nächste Rennen aber doch wieder mit.

Nach vier Jahren Grundschule kam ich, noch bevor ich 10 wurde, auf das „Conradinum“¹⁰², einem humanistischen Gymnasium, das 1801 von einem Freiherr von Conradi als Stiftung gegründet worden war. Dem Gymnasium war ein sogenanntes „Alumnat“ angeschlossen, in dem Schüler aus dem Umkreis Danzigs Unterkunft und Verpflegung fanden. Die Aufnahmeprüfung erschien mir einfach. Die erste Klasse hieß, wie schon erwähnt „Sexta“, und zählte 36 Schüler. Während der Zeit im Conradinum blieb ich Klassenjüngster.

Auf die Wahl der Schule, insbesondere seiner Betonung zweier toter Sprachen – Latein und Altgriechisch – hatte ich keinen Einfluß. Das Erlernen moderner Sprachen hätte mir meinen späteren Berufsweg sicherlich erleichtert. Doch zu damaliger Zeit war die Vorstellung immer noch vorherrschend, dass nur eine humanistische Schule eine gute „allgemeine Bildung“ vermitteln könne. Trotzdem

¹⁰² Die ersten Abiturprüfungen in dieser Schule wurden 1907 abgelegt. „Im 2. Weltkrieg wurden die Gymnasialklassen kriegsbedingt reduziert und die Oberrealschule in Oberschule umbenannt. Mit über 500 Schülern hat sich das Conradinum zur größten Schule in Danzig entwickelt. Als erste Schule hatte sie seit 1930 ein Landschulheim in Nickelswalde, zunächst in einem alten Bauernhaus, das der Apotheker Boskamp zur Verfügung gestellt hatte. Drei Jahre später beherbergte ein Neubau die Schüler für 10 Tage im Jahr“ (R. Bahr, *Das Conradinum. Eine Stiftung des Freiherrn von Conradi-Anne, vom und nach 1945*, „Unser Danzig“ 1999, Nr. 2, S. 18–24). Es lohnt sich noch zu erwähnen, dass unter den berühmten Absolventen sich der spätere Nobelpreisträger für Literatur Günter Grass. (Jahrgang 1927) befand.

ist die Wahl nicht ganz verständlich, denn mein Vater hatte im Prinzip beabsichtigt, mir die Zeitung einmal zu übertragen. Dazu wären moderne Sprachen und etwas mehr Mathematik und Naturwissenschaft, als sie ein Gymnasium anbot, sicherlich wichtige Bausteine gewesen.



Abb. 22. Conradinum

Wie gut das Conradinum als Lehranstalt war, kann ich nicht beurteilen, schon allein deswegen nicht, weil ich von neun vorgesehenen Klassen nur sechs beendete und die Schule mit einem sogenannten „Notabitur“ 1943 verließ nachdem der reguläre Unterricht bereits im Herbst 1942 zum Erliegen gekommen war. Außerdem fehlen mir Vergleiche. Immerhin reichte die Wissensgrundlage aus, um darauf nach dem Krieg ein Hochschulstudium aufzunehmen. Mein Notendurchschnitt schwankte zwischen 2,5 und 3,0. Die Versetzung war nie in Frage gestellt, außer, als nach einer langwierigen Blindarmoperation und Genesung diese Gefahr gleich im ersten Gymnasium-Jahr einmal drohte. In Fächern, die mich interessierten oder in denen die Lehrer Interesse bei mir zu wecken verstanden, wie in Griechisch, Mathematik, Physik, Geschichte und Erdkunde, war ich besser als der Durchschnitt, obwohl in Mathematik erst in den höheren Klassen. In Latein hatte ich schließlich Nachhilfeunterricht, aber meine Aversion gegen die Sprache

war da schon so weit gediehen, dass der auch nicht mehr viel nutzte und ich mich weiterhin auf einer „Vier“ dahinwälte.

Englischunterricht begann erst etwa fünf Monate vor dem Schulabgang. Über einige Grundkenntnisse kam ich so nicht hinaus. Außerhalb der Schule gab es praktisch keine Gelegenheit, Englisch zu hören, weder in Liedern noch am Radio, geschweige denn die Sprache zu sprechen. Anhören der BBC (British Broadcasting Company) oder anderer feindlicher Sender war im Krieg bei hoher Strafe (aus Furcht vor Wehrkraftzersetzung) verboten und, wie schon erwähnt, war das große Radio, auf dem man ausländische Sender hatte empfangen können, seit Beginn des Krieges verschwunden.

Viel Zeit wurde auf das Altertum verwendet. In neuzeitlicher Geschichte hingegen kamen wir nur bis zur Französischen Revolution (1789) und im Eiltempo zur Reichsgründung (1871). Die Darstellung von internationalen geschichtlichen Zusammenhängen war noch nicht üblich. Viel Gewicht wurde jedoch schon früh darauf gelegt, Problemstellungen logisch anzugehen und selbstständig zu lösen und dabei seinen „gesunden Menschenverstand“ zu gebrauchen. Das war letztlich wohl das Wichtigste, was das Conradinum mir mit auf den Weg gegeben hat.

Schließlich war da noch das Fach „Leibeserziehung“, Turnen wie es damals hieß, über dessen Wert oder Unwert sich die aus der Zwischenkriegszeit verbliebenen Conradiner in Weit- und Hochsprung, Fußball und Handball die Turnstunde mehr oder weniger gemächlich vertrieben hatten (mit Herrn Schramm, Spitzname „Bollermann“, als Turnlehrer). Das wurde von der Quarta“ ab (also der 3. Klasse) drastisch anders. Theo Wallerand, ein drahtiger Mitt- bis Enddreißiger, selbst noch aktiver Geräteturner, mit durchdringenden Augen, scharfen Gesichtszügen und einer Falkennase übernahm unsere Klasse. Günther Grass, Conradiner des Jahrgangs nach mir und bekannter Schriftsteller und Nobelpreisträger für Literatur nach dem Krieg, hat Wallerand in seinem Roman „Die Blechtrommel“ beschrieben¹⁰³, nicht gerade schmeichelhaft.

Die einen hielten ihn für einen ausgesprochenen Sadisten, die anderen, wie ich, sagten ihm Züge dieser Art zwar nach, gestanden ihm aber auch zu, dass sein Ziel war, uns neben den akademischen Fächern auch körperlich und mental zu kräftigen. Ich gehe sogar soweit, dass ich die Strapazen gegen Ende des Krieges ohne Wallenrands spartanische Erziehung nicht so gut (oder vielleicht gar nicht) überstanden hätte. Sicherlich muß man Wallerand auch als Produkt seine Zeit sehen, bei der es ja stark um körperliche (um nicht zu sagen Wehr-) Ertüchtigung ging und um den Aufbau kameradschaftlicher Gemeinschaften.

Wallerand hatte einige Spezialitäten. In der Halle gehörten Geräteturnen am Hochreck, Barren und Sprungpferd dazu. Ich erlernte diese Disziplinen relativ schnell und kam auch bald in die Wettkampfriege, die die ersten vier Klassenbesten zu weiteren Training zusammenschloß. So hatte ich unter ihm relativ wenig zu leiden, die sogenannten „Flaschen“ dafür um so mehr. Schlagball war ein anderes

¹⁰³ Vgl. G. Grass, *op. cit.*, S. 576.

seiner Steckenpferde. Heute wird dieses Feldspiel fast nicht mehr gespielt, doch damals begeisterte es uns Jungen genauso wie es heute der Fußball fertig bringt.

Schlagball hat Ähnlichkeit mit Baseball. Es gibt zwei Mannschaften, die Schlag- und die Feldpartei. Nur die Schlagpartei kann Gewinnpunkte machen. Sie muß mit einem Schlagholz versuchen, einen harten Lederball (etwas kleiner als der Baseball) ins Feld zu schlagen und zwar so, daß die Feldpartei ihn nicht so leicht fangen kann, möglichst weit oder als Bodenroller oder als „Kerze“, d.h. steil in die Luft. Jeder vom Schlagteam hat den mindestens 50 m entfernten Punkt zu erreichen, ohne von der Feldpartei „abgeext“, d.h. mit dem Ball getroffen worden zu sein. Geschieht das, scheidet der getroffene Schlagspieler aus. Einen Punkt erhält man erst, wenn man den Schlagbereich wieder erreicht hat- ungetroffen, versteht sich. Diesen Rücklauf vom Mai wird man erst dann versuchen, wenn ein weiterer guter Schlag seines eigenen Teams dies ratsam erscheinen lässt.

Die kritischen Fähigkeiten, die beim Schlagball zählen, sind also den Ball ordentlich ins Feld schlagen, ihn zu fangen, ihn möglichst genau einem anderen Feldspieler zuzuwerfen, den Schlagläufer mit dem Ball zu treffen und dem geworfenen Ball auszuweichen. Diese Teilbereiche wurden immer wieder exerziert. Zum Beispiel zum Üben vom „Abexen“ musste sich einer nach dem anderen von uns an die Ziegelwand des Conradinums stellen und andere mussten versuchen, uns aus etwa fünf Meter Entfernung mit dem Schlagball zu treffen. Die an der Wand standen mussten natürlich versuchen, dem Ball auszuweichen. Wallerand war nur selten mit der Stärke unserer Würfe zufrieden und so warf er dann manchmal die Bälle selbst. Wenn die trafen, gab es mit Sicherheit blaue Flecken. In den Wettkämpfen zwischen Schulen wollte er natürlich die erste Mannschaft stellen. Wenn das mal nicht gelang, wurde nur noch intensiver trainiert.

Fechten war ein anderer Lieblingssport von Wallerand. Dazu hatte er am Conradinum eine exklusive Gruppe gebildet, zu der er auch mich eines Tages „bat“. Um dort aufgenommen zu werden, musste man eine Prüfung bestehen, der der Ruf vorauselte, ziemlich „haarig“ zu sein. Anzug war: barfuß, Turnhose, Rohrstock (etwa 80 cm lang und von weniger als 1 cm Durchmesser) in der Hand. Zunächst musste ich gegen einen fortgeschrittenen Fechtschüler antreten. Zwar hatte ich keine Ahnung vom Fechten, doch diese Runde lief noch recht glimpflich ab. Die Treffer schmerzten zwar etwas, aber es war auszuhalten.

Die nächste Runde war mit Wallerand. Seine Treffer prasselten nur so auf meine Arme und meinen Oberkörper nieder. Ich versuchte mit steigender Wut gegenzuhalten, doch meine Trefferquote war enttäuschend gering. Den ungleichen Wettstreit brach Wallerand ab, als er einen Schlag auf meinen (ungeschützten) Hals landete. Das war sicher unbeabsichtigt, muß ihm aber wohl einen Schreck eingejagt haben. Er schüttelte meine Hand und forderte die anderen auf, Gleiches zu tun und sagte, dass ich aufgenommen sei. Natürlich war ich stolz darüber. Die Schlagstriemen verdunkelten sich in den kommenden Tagen. Meine Hauptsorge war, den Hals vor meinen Eltern zu verbergen; sie hätten mir kaum erlaubt, weiter mitzumachen.

Diese Wallerandschen Aktivitäten oder andere wie Skilaufen im Mondschein oder ausgedehnte Waldläufe, hatten gemein, dass sie oft nah an unsere Leistungsgrenze gingen. Trotzdem schienen sie mir noch in einem fast normalen Rahmen zu sein. Doch ein Ereignis in Nickelswalde¹⁰⁴ warf auch bei mir Fragen auf. In diesem kleinen Dorf am rechten Ufer des sogenannten Weichseldurchstrichs, nahe der Mündung des Stroms in die Danziger Bucht, hatten wir unser Landschulheim. Ein schönes Plätzchen Erde, flach wie ein Spiegel und etwa 25 km von Danzig entfernt. Eine alte Windmühle aus Holz arbeitete manchmal noch nahebei, Störche gehörten zum Landschaftsbild, auf Wiesen grasten Kühe und Pferde und Kartoffel-, Raps- und Getreidefelder wechselten sich ab in bunter Folge. Meerwärts begannen die Dünen mit ihrem Kiefernbestand weniger als 150 Meter vom Heim. Ihre mehrfachen Wellen musste man zunächst überwinden, um auf den weißen menschenleeren Sandstrand der Ostsee zu stoßen, die dort immer noch Bernstein anspülte.

Hier verbrachten wir jedes Jahr im Sommer, je nach Alter, zwischen einer Woche und 10 Tagen, meistens zwei Conradiner-Klassen zusammen. Es gab eine besondere Art von Unterricht. Wir lernten Kartenlesen und nach Kompass wandern; wir trieben Pflanzen- und Naturkunde oder beobachteten, wie Ameisenbären ihre Beute in selbstgemachten Sandtrichtern fingen. Die, die es noch nicht konnten, lernten Schwimmen und wie man sich in der Brandung zu verhalten hatte. Auch unternahmen wir Schweigemärsche und nächtliche „Kriegsspiele“ in den mit Kiefern bewaldeten Dünen. Bei diesen nächtlichen Spielen hatten wir die gegenseitigen Lager zu finden und unsere „Gegner“ auszuschalten. Das konnte nur geschehen, wenn wir sie mit der Taschenlampe entdeckt hatten und sie auch identifizierten, d.h. ihren Namen nennen konnten. Schließlich, da wir normalerweise nach Nickelswalde radelten, machten wir hin und wieder Ausflüge in die umliegenden Dörfer und auf Bauernhöfe.

In solcher Zeit floß das Taschengeld üppiger als sonst, von Müttern aufgebesert, die fürchten mochten, ihre Söhne könnten nicht genug zu essen bekommen. Und in der Tat gab es nicht weit vom Landheim einen kleinen Krämerladen, der ein für mich ein sonst äußerst seltenes und so besonders begehrtes Produkt führte: Milkschokolade. In ihr endeten fast all meine finanzielle Mittel. Kurz, der Aufenthalt in Nickelswalde bedeutete für uns praktisch Ferien und dem entsprach auch unsere ausgelassene Stimmung.

Es muß in der „Quinta“ gewesen sein. Unser Klassenlehrer, der für uns in Nickelswalde verantwortlich war, hieß Perrucker (Puji mit Spitznamen), ein netter Mann, doch ohne Autorität. Wallerand war mit einer anderen Klasse da. Zwar hatten wir noch keine direkte Erfahrung mit ihm gehabt, aber sein Ruf war ihm natürlich schon vorausgeeilt. Wir hätten darauf hören sollen. Die Bettzeit hatte schon lange geschlagen und das Licht in unserem Schalfraum hätte längst ausgeschaltet gewesen sein sollen. Doch wir sprangen, trotz Pujis Warnung, noch immer auf dem Boden herum und bewarfen uns von den Etagenbetten mit den mit Stroh (wie die

¹⁰⁴ Heute Mikoszewo.

Matratzen auch) gefüllten Kopfkissen und mit allen möglichen anderen Gegenständen. Auf einmal stand Wallerand in der Tür. Außer bei denen, die ihn noch nicht bemerkt hatten, herrschen gleich Stille. Wallerand sagte ganz ruhig, dass sofort absolute Ruhe zu herrschen hätte, sonst würden wir es bereuen. Er drehte das Licht aus und verschwand.

Die meisten von uns folgten diese Aufforderung, aber bald fingen doch wieder einige zu kichern und zu reden an. Kurz darauf ging das Licht wieder an und Wallerand stand zum zweiten Mal im Türrahmen und fragte, wer geredet hätte. Niemand meldete sich. Er hieß alle Turnkleidung und -schuhe anziehen, ließ uns antreten und jeden seinen Namen nennen, die er sich aufschrieb. Ab ging es in die Dünen und den Kiefernwald. Dort ließ er uns wieder unsere Namen ausrufen und hakte sie auf seiner Liste im Schein eine Taschenlampe ab. Noch einmal fragte er, wer geredet hätte. Wieder Stille. Nun mußten wir uns mit dem Bauch gegen einen aus der Senkrechten leicht geneigten Baum lehnen und jede bekam von ihm drei kräftige Schläge auf den Hintern. Dazu benutzte er die später nur allzu gut bekannte geflochtene grün-schwarze Schnur seiner Trillerpfeife. Danach die gleiche Frage, die gleiche Antwort und nochmals ein Runde, diesmal mit fünf Schlägen. Immer noch keine Antwort. Dann zog er mit uns zurück ins Heim. Er entließ uns in die Betten mit der Warnung, nun still zu sein und dass er uns die Frage am folgenden Tag nochmals stellen würde.

Nächsten Morgen kamen wir unter uns überein, weiter zu schweigen. Wallerand hatte unseren Trotz geweckt, außerdem war es uns selbst nicht klar, wer die Schuldigen wirklich gewesen waren. Der ganze nächste Tag verging. Nichts. Die Bettzeit kam, das Licht wurde ausgestellt, kein Mucks war zu hören. Jeder schlief wohl mit dem Gedanken ein, dass der Kelch an uns vorübergegangen sei.

Ich wachte auf, es muß vielleicht 11 Uhr nachts gewesen sein. Licht brannte. „Freund Wallerand“ stand im Schlafsaal. Manche von uns waren schon aus den Betten und zogen ihr Turnzeug an. Wieder die Frage. Wieder keine Antwort. Wieder die gleiche Routine im Wald, doch diesmal kam das Unheil nicht durch seine Pfeifenschnur sondern durch eine biegsame Baumwurzel. Da tat jeder Schlag wirklich weh. Mancher wimmerte, aber alle hielten dicht. Während der restlichen Tage in Nickelwalde wurde zwischen Wallerand und uns kein Wort mehr gewechselt. Doch wir fühlten uns als Sieger.

Ein Jahr später (in der „Quarta“) wurde er unserer Turnlehrer. Seine ersten Worte waren in etwa: „Ihr habt in Nickelswalde gut zusammengehalten, das hat mich gefreut. Doch das ist nicht der richtige Weg und ihr würdet ihn auch nicht lange durchstehen“. Wieder ein Jahr später schlug ich einen Schlagball in ein Fenster des Heims. Das Klirren war kaum verhallt, als Wallerand uns zusammenrief und fragte, wer das gemacht hätte. Zu ersten war die Situation sowieso nicht mehr zu retten und ich meldete mich. Ich musste ihn zu dem Platz führen, von dem ich den Ball geschlagen hatte. Dann sagte er schon im Weggehen, dass das ein weiter Schlag gewesen wäre und ich solle ihm in zwei Stunden den Namen des Glasers nennen, der die Scheibe wieder einsetzen konnte. Damit war die Sache erledigt.

Ein eigenartiger Mann. Hart gegen uns (und wohl auch sich gegenüber), doch auch verständnisvoll und überaus besorgt und hilfreich, wenn es eine Unfall beim Turnen gab. Ich habe das auch an mir erfahren. Einmal, als ich nach Absprung vom Federbrett vom Langpferdende abrutschte, mit den Händen auf dem Mattenrand landete und mir beide Unterarme brach. Das andere Mal, als ich meinen Griff am Hochreck verlor, dumm landete und mir ein Bein lädierte. Meines Wissens ist von den Eltern nie eine Beschwerde gegen ihn ergangen oder nach dem Krieg von früheren Schülern. Den Leser mag das erstaunen. Nur im Rahmen der besonderen Zeit, in der wir damals aufwuchsen, kann das verstanden werden. Und dann eben vielleicht doch auch, weil die meisten von uns fühlten, dass Wallerand uns letztlich doch helfen und nicht schaden wollte.

10. HITLERJUGEND

Ich kann bei bestem Willen nicht mehr sagen, wann ich der Hitlerjugend (HJ) beigetreten bin. Noch als „Pimpf“ im letzten Grundschuljahr, also bevor ich 10 Jahre wurde? Unwahrscheinlich freiwillig aus eigenen Stücken? Kaum. Von den Eltern dazu bewogen¹⁰⁵? Noch weniger. Wahrscheinlich war es nach 1937, dem Jahr, in dem Beitritt zur HJ in Danzig zur Pflicht wurde. In jedem Fall war es nach der Wiedereingliederung Danzigs ins Deutsche Reich. Die Uniform bestand aus einer kurzen schwarzen Hose, einem hellbraunen Hemd mit schwarzen Dreiecktuch um den Nacken und Lederknoten, der das Tuch vorne zusammenhielt, Koppel, Schulterriemen und einem Dolch, ähnlich einem kurzen Bajonett. Der „Dienst“ bestand in der Hauptsache darin, in der Danziger Innenstadt Lieder singend herumzumarschieren, für das „Winterhilfswerk“ zu sammeln und Mitgliedsbeiträge (für die HJ) einzutreiben. In irgendwelchen Straßenquereleien waren wir nicht verwickelt. Der Dolch schien mir das attraktivste Utensil der Uniform zu sein, wohl weil ich zuhause immer noch kein Messer besitzen durfte.

Das Sammeln mit der „Klapperbüchse“ war keine angenehme Tätigkeit. Nicht nur, weil die Spendenfreudigkeit der Bevölkerung gering war, sondern auch weil ich etliche Male ob meiner Uniform angepöbelt wurde; eine Reaktion die ich damals überhaupt nicht verstand. Das Eintreiben von Beiträgen und der Dienst hatten aber auch, zumindestens in der Perspektive von heute, ihr Gutes. Ich lernte dabei in meiner unmittelbaren Nachbarschaft so armselige Behausungen kennen, wie ich sie vorher nicht für möglich gehalten hatte. Dabei kam ich auch einmal in eine Wohnung, direkt unter einer Dachschräge. Sie bestand anscheinend nur aus einem Zimmer. Eine frei an einer Kette hängende Birne beleuchtete schwach einen Tisch mit zwei Stühlen, ein ungemachtes Bett und eine kleine Kommode mit einer Waschschiüssel und einer Wasserkanne. Der Mann, der öffnete, war unrasiert und offensichtlich betrunken; sein Sohn sei nicht da. Dann verriegelte er

¹⁰⁵ Ch. Pallaske, *Die Hitlerjugend der Freien Stadt Danzig 1926–1939*, Münster 1999.

die Tür, zog ein Messer stach es in den rohen Holztisch und sagte, dass er mich nicht mehr gehen lassen werde.

Ich war froh, als ich schließlich wieder auf der Straße stand. In dieser Wohnung habe ich mich nie wieder blicken lassen und lieferte den Beitrag fortan aus meinem eigenen kärglichen Taschengeld ab. Hier tat sich eine ganz andere Welt auf, anders als die, die ich gewohnt war. Das schloß auch die für mich ungewohnte Ausdrucksweise vieler meiner Kameraden ein, die gepflastert war mit ordinären Worten, deren Sinn ich teilweise noch nicht einmal verstand. Ich drückte mich vor dem Dienst so oft es ging. Zwar bestand Anwesenheitszwang, aber ich kann mich nicht erinnern, wegen meiner allzu seltenen Anwesenheit je ernsthaft zur Rede gestellt worden zu sein. Sicher fiel ich umgekehrt auch für die meisten anderen „Pimpfe“ aus dem Rahmen. Das Verbot meiner Eltern, auf der Straße zu spielen, hatte so in einem unsanften Erwachen resultiert. Wenn dieser „Kulturschock“ mich damals auch völlig unvorbereitet traf, war er ein notwendiger Schritt auf meinen Weg in die reale Welt. Meinen Eltern erzählte ich von all dem nichts.

Später, schon im Krieg, kam ich in die Marine-HJ. Das muss 1941 gewesen sein, nachdem wir nach dem etwa 18-monatigen Aufenthalt in Zoppot an unseren neuen ständigen Wohnsitz in Langfuhr gezogen waren, während des Intervalls tat ich nirgends Dienst und wurde dazu auch nicht aufgefordert. Fortan war ich einem „Fähnlein“ in Glettkau¹⁰⁶ (einem kleinen Badeort auf der Höhe Olivas) zugeordnet. Das war ein ziemlich vergammelter Haufen. Die wenigen Male, die wir mit einem Kutter auf See hinausruderten, bekamen wir nicht einmal eine volle Crew zusammen. Ansonsten beschäftigten wir uns mit Geländelauf am Strand und dem Erlernen von Bootsmannschaftsverhalten. Wenig davon brachte Neues für mich, da ich diese Kenntnisse schon beim Segeln erworben hatte. Politische Schulung gab es nicht. Einmal wurde mir angetragen „Fähnleinführer“ zu werden (unterste Stufe der HJ-Hierarchie, mit einer rot-weiß gedrehten Schnur, der sogenannten „Affenschaukel“ als Rangabzeichen). Ich lehnte ab, was ohne Schwierigkeit akzeptiert wurde.

Ein Gemeinschaftsgefühl so wie ich es mit meiner Klasse im „Conradinum“ hatte oder im Landschulheim in Nickelswalde gegen Wallerand, bei der Wehrertüchtigung und später bei der Kriegsmarine selbst, hat die HJ in mir nicht entfachen können. Die Erziehung zu Ausdauer und Härte, ohne darüber zu jammern, schien mir zum Aufwachsen eines Jungen zu gehören. Außerdem wurde es von mir möglicherweise deswegen ohne weitere Gedanken akzeptiert, weil ich zuhause von meiner Mutter öfter als etwas schwächliches „Bleichgesicht“ angesprochen und behandelt wurde. Außerdem bestand in der körperlichen Erziehung kein Unterschied zwischen der in der HJ und der in der Schule und wurde so von uns allen mehr oder weniger als „normal“ angesehen. Ein begeistertes Mitglied der HJ war ich mit Sicherheit nicht, doch als besondere Belastung empfand ich den Dienst auch nicht. Ein Jahr später, als die ganz Klasse als Luftwaffenhelfer eingezogen wurde, endete auch dieses kurze Intermezzo.

¹⁰⁶ Heute Jelitkowo.

11. KONFIRMATION UND KIRCHGANG

Die Einsegnung von meiner Schwester und mir fand im März 1940 in der Marienkirche durch Pfarrer Gülzow¹⁰⁷ statt, der uns zusammen mit etwa 25 anderen Konfirmanden und Konfirmandinnen auch den Unterricht erteilt hatte. Das war noch die Zeit, in der ich das Leiden und den Tod Christi bedauerte, weil ich überzeugt war, dass wegen seines Todes die Menschheit so viel hatte ertragen müssen. Der kurz bevorstehende Auszug aus der geliebten Wohnung in der Breitgasse warf auch schon seinen Schatten auf die Feier. Sie fand nur im kleinsten Familienkreise statt. Ich erhielt einen Fotoapparat und, zusammen mit Thea, die gesammelten Werke von Schiller und Goethe.

Mein Unbehagen an dem Tag hatte aber weder direkt etwas mit der Konfirmation noch mit den Geschenken zu tun, sondern mit der Tatsache, dass ich als einziger mit kurzer Hose und langen Strümpfen vorm Altar zu erscheinen hatte. Zu allem Überfluß war die Hose noch zu kurz, so dass die Gunmibänder, die die Strümpfe vorm Herunterrutschen schützen sollten, sichtbar waren. Mein Ärger wurde noch vertieft, weil meine Schwester ein schickes weißes Spitzenkleid tragen durfte. Ich kam mir gegenüber den anderen Konfirmanden zurückgesetzt und „unerwachsen“ vor. Die mir gegebene Erklärung, dass ich für die Einsegnung eigentlich noch zu jung war (13 Jahre) und sie für mich nur jetzt schon stattfände, um meine Schwester und mich gleichzeitig konfirmieren zu können, war mir kaum Trost.

Einen ähnlichen gearteten Streit hatte es schon einmal gegeben, als meine Mutter darauf bestand, dass ich selbst noch in der Sexta (der I. Klasse des Gymnasiums) einen „Bubikopf“ tragen sollte, während die andere schon alle einen Scheitel hatten. Der Name selbst „Bubikopf“, fand ich, war für einen Gymnasiasten schon eine Beleidigung. Ich begann also, mir einen Scheitel zu kämmen, obwohl der bestehende Haarschnitt dazu nicht passte. Dieser Umstand schließlich bewog meine Mutter, meinem Drängen nachzugeben.

Nur einmal habe ich meinen Vater mit uns in der Kirche gesehen. Meine Mutter allerdings nicht sehr viel öfter und auch nur, soweit ich mich erinnern kann, zur Adventszeit oder zu Weihnachten. Da die Marienkirche ganz in der Nähe unserer Wohnung stand, bin ich des Öfteren hingegangen. Drei Dinge zogen mich an: einmal waren es die bunten Glasfenster, besonders die am Westportal, wenn die untergehende Sonne draufstand und in der Kirche schon eine schummrige Stille herrschte. Dann die große Uhr mit ihren vielseitigen zusätzlichen Anzeigen wie einem Langzeit-Kalender, Umlaufbahnen von Sonne und Mond und das Glockenspiel. Dazu gab es eine Geschichte, die damit schloß, dass der Baumeister sein Werk nie ganz hatte beenden können und sich danach niemand mehr an die Uhr gewagt hatte. Und schließlich das große Triptychon „Das jüngste Gericht“ von Hans Memling. Auch es hatte seine Geschichte.

¹⁰⁷ Gülzow Gerhard Martin (1904–1980. Pastor, Verfasser von *Kirchenkampf in Danzig 1934–1945. Persönliche Erinnerungen*, (1968)

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gemalt, soll es auf hoher See geraubt und nach Danzig gebracht worden sein. Den größten Eindruck hinterließ bei mir die drastische Darstellung der bösen Menschen, wie sie, alle nackt, in die Hölle stürzten, im Feuer landetet oder aufgespießt und von Teufeln gepeinigt wurden. Ich fragte mich, was zu tun wäre, um einigermaßen sicher auf die gute Seite, die der Engel, zu kommen. Auch weiß ich noch, dass ich glaubte, mehr böse als gute Menschen auf dem Bild zu sehen. Das fand ich besonders beunruhigend. Schliesslich eröffnete ich meiner Mutter diese Bedenken. Sie gab die rechte Antwort: Nein, sagte sie, das wäre nur auf dem Bild so. Die Menschen wären besser und vor allem wäre ich es doch auch. Niemals hat sie das „Jüngste Gericht“ als Druckmittel benutzt. Hätte sie es getan, wäre das wohl wirksamer gewesen als jeglichen Schelte, die vom Vater eingeschlossen.

12. „DANZIGER NEUESTE NACHRICHTEN“

Von Beginn an hatte die DNN einen überregionalen, selbst internationalen Charakter. Ich nehme an, dass dies im Danziger Zeitungsspektrum die Marktlücke war, die mein Großvater erkannt hatte und die wahrscheinlich maßgeblich zum schnellen Wachstum der DNN beigetragen hatte¹⁰⁸. Die politischen Leitartikel dieses frühen Erscheinungsjahres sind auch heute noch eine interessante Lektüre. Leider war es damals nicht üblich, die Autoren zu nennen. Ich weiß also nicht, inwieweit mein Großvater selbst journalistisch tätig war. Der Ton der Artikel war stellenweise recht polemisch und argumentativ um England, Frankreich und Polen. In dieser gradierten Reihenfolge, waren sie nicht selten Ziel einer spitzen Feder.

Abgesehen vom politischen Teil war die DNN ein pragmatisches Informationsblatt, ob es um Belange des täglichen Lebens ging¹⁰⁹, oder um Nachrichten über Industrie und Handel oder den Hafen, der ganz offensichtlich eine bedeutende¹¹⁰ Rolle im Wirtschaftsleben der Stadt spielte. Der Anzeigenteil (von dem sicher auch damals Zeitungen lebten) wuchs schnell an, Beilagen, wie sie später für spezifische Gebiete üblich wurden, gab es noch nicht, auch keinen Sportteil und sehr wenig Bilder. Die konservativ deutschnationale Einstellung meines Grossvaters kam immer wieder zum Ausdruck als Gründungsmitglied des „Danziger Ostmarkenvereins“, seine Initiative zur Errichtung zweier Denkmäler für Kaiser

¹⁰⁸ „Während die „Danziger Zeitung“, die den Vorzug einer Morgenausgabe beibehielt, nach wie vor das unentbehrliche Tagesblatt der führenden Handelskreise blieb, fanden die „Danziger Neuesten Nachrichten“ auch in den Häusern der Beamten- und Arbeiterschaft, sowie der großen Zahl der kaufmännischen Angestellten Eingang. Auch durch das Erscheinen der sozialdemokratischen „Danziger Volksstimme“ wurde ihre Verbreitung zunächst nicht beeinträchtigt“ (E. Keyser, *Danzigs Geschichte*, Danzig 1928, S. 231)

¹⁰⁹ Z.B. der Artikel eines Finanzmannes, Ernst Volkmann (1881–1959), „Die Lebenshaltungskosten in Danzig 1924 und 1925. DNN 31 XII 1924.

¹¹⁰ Die Zeitung hatte u.a. eine Beilage „Handel und Gewerbe“.

Wilhelm I.¹¹¹ und für die Gefallenen des Krieges 1870/71¹¹² oder die „Deutschland First“-Darstellung und Färbung seiner Zeitung. Es ist wohl anzunehmen, dass diese Einstellung auch im privaten Leben meiner Großeltern zum Ausdruck kam und meinen Vater beeinflusste.

1933 erschien die DNN als vollwertige Zeitung. Ihr Umfang lag nun bei etwa 20 Seiten während der Woche und bei 24+ zum Wochenende. Sie war klarer strukturiert als zu Beginn ihrer Existenz und deckte ein weites Spektrum von Leserinteressen ab. Der Politik wurde immer noch bedeutender Raum zugeordnet und das Verbreitungsgebiet hatte sich u.a. erweitert auf Pommern¹¹³, Österreich¹¹⁴ und Berlin. Mehr Raum wurde deutscher und internationaler Politik gewidmet als der des Freistaats. Ein Leser, der nichts von der Existenz und dem besonderen Status der Stadt seit 1919 wußte, hätte annehmen müssen, dass es sich hier um eine reichsdeutsche und nicht um eine Danziger Tageszeitung handelte. Obwohl die Berichterstattung in den Anfangsmonaten des Jahres 33 immer noch recht ausgeglichen war und allen Parteien Raum zur Meinungsäußerung zugestand, ist unverkennbar, wo die Sympathien der Zeitung lagen, nämlich bei den Nationalsozialisten.

Das Büro meines Vaters lag im 2. Stock. Ein ziemlich großer Raum mit hoher und mit Stuck verzierter Decke. Nahe der Fensterfront, die auf die Breitgasse zeigte, stand ein schwerer dunkler Schreibtisch, der den Farbton für das Büro setzte. Neben einer Reihe Bücherschränke, stand in der Mitte ein runder Tisch mit 6 oder 8 Stühlen und separat eine Gruppe von Sesseln und ein Sitzsofa aus Leder, um einen niedrigen länglichen Tisch gruppiert. Eine gepolsterte Doppeltür, die so schwer war, dass ich mich mühen musste, sie zu öffnen, führte auf einen breiten Gang, an dem die Büros der Redakteure lagen. Auf einem rechteckigen Kasten neben der Tür leuchteten Angaben auf, wonach man entweder eintreten oder kurz warten sollte oder eine längere Sitzung in Aussicht stand.

¹¹¹ Kaiser Wilhelm I. (1797–1888). Seit 1861 König von Preußen. 1871 Kaiser des neuen Deutschen Reiches. Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal wurde 1903 von Ernst Börmel vor dem Hohen Tor errichtet.

¹¹² Das sechsseitige Obelisk stand bis 1945 auf dem Holzmarkt. Es symbolisierte die Gefallenen in drei „Reichseinigungskriegen“.

¹¹³ Die Informationen über die Höhe der Exemplare der Höhe der Exemplare der DNN, die auf dem Gebiet der Wojewodschaft Pommerellen vertrieben wurden, sind oft widersprüchlich. Jedenfalls kann man hier von 10 bis 20 tausend Exemplaren sprechen oft widersprüchlich.

¹¹⁴ Der österreichische Honorarkonsul in der Freien Stadt, Bruno Kurowski, wie seine Frau Änne, waren NS-Gegner und nahmen kritische Stellung gegenüber der gleichgeschalteten Danziger Presse ein gegenüber. Aber Repressalien könnten hier die zweiseitige Waffen sein. So intervenierte dieser Zentrumspolitiker bei dem österreichischen Gesandten in Warschau, Hoffinger, und machte darauf aufmerksam, dass das Verbot der DNN in Österreich nachteilig für die Verbreitung der Wiener Presse in Danzig nachteilig auswirken würde. Es lohnt sich hier noch erwähnen, dass nach Ansicht von Bruno Kurowski die DNN sich mit der NSDAP abgefunden hat. Das Blatt „treibe immer diejenige Politik, die die Populärste ist. Sie haben seinerzeit die Nationalsozialistische Bewegung sehr stark bekämpft, sind dann aber natürlich sehr rechtzeitig ins andere Lager gegangen“ (Archivum Państwowe w Gdańsku, Akten der Rechtsanwälte Bruno Kurowski in Danzig 1921–1937, B. Kurowski an den österreichischen Gesandten Hoffinger in Warschau, 18 V 1934.



Abb. 23. Breitgasse. Das englische Haus

Eine zweite meistens offen stehende zweiflügelige milchverglaste Tür führte in einen Nebenraum, in dem Vaters Sekretärin, Frl. Klatt, ihr Reich hatte. Dort gab es all die Bürountensilien, für die mein Interesse über die Zeit wechselte, beginnend vom Locher bis über den Klebstoff zur Schreibmaschine, einem wahren Monstrum. Ohne Zweifel hielt ich mich weit mehr bei ihr als im Büro meines Vaters auf. Doch bald merkte ich, dass beide sich mit anderen Dingen als mit mir zu beschäftigen hatten, und mein Interesse an diesem Geschäftsführungszentrum schief ein. Doch blieb Frl. Klatt auch weiterhin eine gute Quelle für so manches, was ich in der Schule brauchen konnte, bis bei Kriegsbeginn diese Quelle auch versiegte.

Die Auflage der DNN soll nach meinem Vater einmal knapp unter 100 000 Exemplaren gelegen haben. Damals sagte mir die Zahl wenig und ich mag mich nur wegen ihrer runden Summe noch an sie erinnern. Heute muß ich sie anzweifeln.



Abb. 24. Blick auf die Lage Brücke

Denn selbst wenn nur etwa 80% davon im Freistaatgebiet verkauft wurden, so wäre das bei einer Einwohnerzeit von etwa 400 000 eine erstaunlich große Auflage. In der Tat betrug die Auflage in ihren besten Zeiten nur 87 000 Exemplare (1919)¹¹⁵. Nach der Bildung der Freien Stadt Danzig und der Abwanderung vieler Deutscher aus den an Polen gefallen Teilen der Provinz Westpreußen verringerte sich der Leserstamm erheblich. Ende der 1920er Jahre betrug die Auflage um die 50 000 Stück, von denen gut die Hälfte in der Stadt selbst (Danzig) verkauft wurde. In den dreißiger Jahren ging sie beständig zurück bis auf gut 30 000 Exemplare. Dies war sicherlich auch eine Folge der starken Konkurrenz durch den „Danziger

¹¹⁵ Ein Presseforscher, Günter Eichhorn, gab zur Auflage der DNN folgende Zahlen: 1914 62 tausend Exemplare und fünf Jahre später 84 tausend Exemplare (G. Eichhorn, *Geschichte des Zeitugnswesens im deutschen Ostraum zwischen Frankfurt a. O. und Danzig*, Dresden 1939, S. 102.

Vorposten“, der 1934 gegründet wurde¹¹⁶ und von Beginn an als offizielles Organ der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (NSDAP) galt.

Nach Schwester Thea war mein Vater Mitglied der NSDAP wahrscheinlich seit 1935. Zwar habe ich das Parteiabzeichen an ihm nie bemerkt, doch berichtet Thea, daß sie es im Wohnungssafe gesehen hat. Eine Parteiuniform (von der SA oder einer anderen spezialisierten Parteiorganisation) hat er definitiv, zumindest vor uns, nie getragen und da er Massenveranstaltungen damals genauso mied wie ich heute, kann ich mir schlecht vorstellen, daß er je Parteiversammlungen besucht hatte. Doch da ich von seiner Parteizugehörigkeit erst zu Beginn dieser Aufzeichnungen und quasi nur durch Zufall erfahren habe, wurde mir klar, daß ich offensichtlich noch viel zu wenig über meinen Vater wusste.

Vater mag politisch naiv gewesen sein, Hitler als späteren Diktator nicht rechtzeitig erkannt und statt dessen geglaubt zu haben, dass der Nationalsozialismus lediglich eine gemäßigte Form nationaler Erneuerung bringen würde, wie er sie wohl erhoffte. Zum Beispiel schreibt er 1934 in der DNN unter seinen Namen anlässlich des 40-jährigen Jubiläums und im Andenken an seinen Vater: „Ein Gedenktag mahnt zur Besinnlichkeit, er stellt einen jeden vor die eindeutige Frage: Hast Du bei allem deinen Tun nach auch so gehandelt wie der Geist des Werkes, an dem Du arbeitest, fordert? Seinem (seines Vaters) Werk, das er mit so vielen treuen Mitarbeitern aufgebaut hat, hat der Gründer der „Danziger Neuesten Nachrichten“¹¹⁷ ein Ideengut eingepflanzt, das zu wahren heute Pflicht und Aufgabe für uns ist. Es ist die des Einsetzens seiner ganzen Kraft und Persönlichkeit für die gestellte Aufgabe des Pflichtbewußtseins und der Notwendigkeit, sich immer wieder auf all sein Tun und Lassen zu prüfen. Und wenn dieses Ideengut Tradition eines Werkes geworden ist, Tradition, dem Führer und Gefolgschaft mit ganzer Seele nachzueifern bereit sind, so ist eine solche Tradition nichts Totes, das nur über Bord zu werfen wert ist, sondern ein glückhafter Leitstern in die Zukunft“.

Ich nehme an, dass die Ernüchterung einsetzte, als er erkannte, dass Hitlers Wirken zu einem neuen Krieg führen musste. Aber dann war wohl Protest schon zu spät und zu gefahrvoll. Zudem mag die rein praktische Frage im Raum gestanden haben, wie abzuspringen. Sollte er die Zeitung aufgeben, die ihm von seinem Vater übergeben worden war und von der er gedacht hatte, dass sie seine Lebensaufgabe sein würde? Halbe Lösungen boten sich ja nicht an. Entweder blieb er auf dem Posten als Eigner und Hauptverantwortlicher oder er musste die Zeitung ganz verlassen.

¹¹⁶ Das Presseorgan der Danziger NSDAP, „Danziger Beobachter“, wurde am 1. November 1930 gegründet. 1. Juni 1933 bekam die Zeitung den Namen „Der Danziger Vorposten“. Der erste Hauptredakteur war Arthur Greiser und später leitete ihn Wilhelm Zarske. Das Blatt erschien in der Auflage 8 bis 12 tausend Exemplaren und war die Zeitung nicht so populär wie DNN. Die Partei Albert Forster musste in Hinsicht auf die Verhältnisse in der Freien Stadt einen anderen Wege gehen, wie die NS-Presse im Dritten Reich (siehe: M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig*, S. 28–29).

¹¹⁷ In der Alltagssprache wurde oft statt die „Danziger Neuesten Nachrichten“, „Neueste“ oder „Neueste Nachrichten“ gesagt. Siehe: G. Grass, *Danziger Trilogie*, Darmstadt und Neuwied 1980, S. 155, 158.



Abb. 25. Artushof

Zu Beginn des Krieges kam dann der Bruch, ob freiwillig oder unter Zwang ist noch nicht eindeutig beantwortet. Wenn freiwillig, dann bedarf es keiner weiteren Erklärung. Wenn unter Zwang, dann kann das ja nur unter dem politischen Gesichtspunkt gesehen werden, dass man ihn in Berlin nicht als ausreichend linientreu ansah. Andere Gründe, wie etwa finanzielle Schwierigkeiten im Betrieb oder Kritik an seiner Geschäftsführung sind meiner Meinung nach auszuschließen. Trotzdem kann ich die Vermutung von Herrn Loew nicht völlig von der Hand weisen, dass die mit dem Auflagerückgang möglicherweise zusammenhängende Verschlechterung der finanziellen Position der DNN Grund für sein Ausscheiden gewesen sei. Leicht ist ihm die Zäsur auf jeden Fall nicht gefallen, zumal sie natürlich auch sein Familien- und gesellschaftliches Leben belastete. Schließlich ließ sich sein Wunsch nicht mehr erfüllen, die Zeitung, so wie er es mir einmal gesagt

hatte, an mich zu übergeben. Ich konnte mir vorstellen, dass die Ernüchterung, wenn sie denn eingetreten war, für ihn deswegen besonders schmerzlich gewesen sein mag, weil er sich sein Fehlurteil hat eingestehen müssen¹¹⁸.

Die Herren Loew und Kosinski haben sich auf meine Bitte noch einmal bemüht, Hinweise auf die Umstände zu finden, die das Ausscheiden meines Vaters aus der Zeitung aufhellen könnten. Konkret hat Herr Kosinski die DNN in der kritischen Zeit von September 1939 bis Mitte 1940 durchforstet. Er hat nichts gefunden. Keinen Hinweis auf eine Abschiedsfeier, keinen Nachruf auf seine Tätigkeit seit 1929, nichts. Änderungen im Impressum zwischen Juni 1939 und Juni 1940 geben nicht mehr als einen lapidaren Fingerzeig auf das Geschehen.

Was sich bei diesen persönlichen Veränderung hinter der Szene abgespielt haben mag, würde bestimmt auch heute noch interessante Lektüre ergeben. Doch das ist alles im Dunkel verschwunden und wird wohl auch kaum je ans Licht gebracht werden können. Wie oben angedeutet, erfolgte das Ausscheiden meines Vaters also am 25. Oktober 1939, weniger als zwei Monate nach dem „Anschluß“¹¹⁹. Doch zumindestens bis Mitte 1940 blieb der Verlagsname weiterhin „Fuchs & Cie“.

Ich möchte wiederholen, daß ich hier lediglich eine Hypothese ausgesprochen habe, auch wenn ich sie so gut wie möglich aus eigener Erinnerungen an meinen Vater und aus anderen Quellen erstellt habe. Natürlich versuche ich mir ein Bild von ihm zu machen, doch beabsichtige ich nicht über ihn zu urteilen. Selbst den Versuch dazu fände ich anmaßend. Ich bin weit genug im Lebensalter vorangekommen, um zu wissen, dass von Generation zu Generation sich viel zu viel an äußeren Umständen, Rahmen- und Lebensbedingungen und dem Zeitgeist ändert, um in der Lage zu sein, sich in die Denk- und Entscheidungsprozesse vorangegangener Generation oder einzelner Personen ausreichend hineinzudenken, im Glauben sie dann objektiv beurteilen zu können. Dazu muß man eine Zeitperiode selbst hautnah erlebt und in annähernd ähnlicher Verantwortlichkeit verbracht haben. Das trifft besonders auf die turbulenten zwanziger und dreißiger Jahre zu. Die Zeit ist selbst für mich, der ich noch teilweise in ihr gelebt habe, immer noch schwer genug zu verstehen. Sie einer weiter entfernten Generation verständlich zu machen, ist noch schwieriger. Was immer für ein Bild ich mir von meinem

¹¹⁸ Interessant sind in diesem Kontext die Erinnerungen von Oskar Bechtle: „Ende November 1939 teilte mir Dr. Fuchs eines schönen Abends mit, er könne den Betrieb nicht mehr halten und gehe auf das Angebot der Vera Verlags-GmbH-Auffanggesellschaft für bürgerliche Zeitungen auf Übernahme ein. Man wolle mich als örtlichen Vertreter des persönlich haftenden Gesellschafters, also der Vera, Berlin, mit allen Vollmachten übernehmen. Ich solle nach Berlin zu dem bekannten Bürgermeister Winkler fahren und das Endgültige besprechen. Winkler hatte seit Stresemann die Ost-Zeitungen betreut und war Vera-Direktor geworden. Ich fuhr also in die Brückenallee 3 zu Winkler, der mir zur Gehaltsfrage erklärte, Tantiemen seien nicht nationalsozialistisch, dafür könne ich 6 000 RM mehr Gehalt haben. Ich müsse mich aber bis 17 Uhr nachmittags entscheiden, wurde mir entgegnet, als ich Bedenkzeit erbat. Ich ging am Wannsee, nicht gerade frohgelant, spazieren und sagte dann doch zu. Erstens war ich auf der schwächeren Seite, zweitens sagte ich mir, nach dem Krieg wird doch alles anders. Dass es so gründlich anders wurde, ahnte ich nicht“ (O. Bechtle, *op. cit.*, Nr. 2, S.19, 22).

¹¹⁹ *Es geht hier um Polen, nicht um Österreich.*

Vater mache oder vielleicht auch machen möchte, er hat seine Handlungen nicht vor mir sondern vor sich selbst zu verantworten, genauso wie ein jeder von uns.

Doch scheint es mir eine Nuance gegeben zu haben. Die DNN sprach immer wieder von der Nationalen Front, dem Zusammenschluss von NSDAP, Deutschnationaler Volkspartei und „Schwarz-Rot-Gold“, die Deutschland aus der wirtschaftlicher Krise herausbringen, Arbeit verschaffen und dem Land im Kreis der Nationen wieder Ansehen verschaffen sollte. Recht deutlich ausgesprochene Stimmen über den beginnenden Terror gegen Andersdenkende im Reich wurden zwar gedruckt, aber im Laufe des Jahres (1933) immer mehr als ausländische Propaganda dargestellt. Während es in vielen Fällen unklar bleibt, ob die Zeitung lediglich Meldungen reichsdeutscher Presseagenturen übernimmt oder mit dem Gesagten übereinstimmt, so kann doch kein Zweifel bestehen, dass die DNN, zumindestens von 1933 an, pro-NSDAP war und auf eine Revision des Versailler Vertrags pochte. Konkret hieß das: Danzig und der Korridor sollten wieder an das Reich angegliedert werden. Wie ich aus heutiger Sicht die DNN des Jahres 1933 interpretiere, bedeutete das aber weniger eine Haltung Anti-Polen als Pro-Reich.

Meine Lektüre der DNN von Juli bis Anfang September 1939, also dem Ausbruch des Krieges, zeigt eine immer klarer ausgesprochene Position: Danzig und der Korridor müsse wieder an Deutschland zurückgegeben werden, auch wenn immer noch gehofft wird, dass das ohne Krieg geschehen kann. Rettende Strohhalme, die sich noch in den letzten Tagen vor Kriegsausbruch durch englische (und weniger durch französische) Initiativen zu bieten scheinen, werden von der Zeitung eingehend aufgenommen, teilweise in „Eigenberichten“, wie sie 1933 noch nicht vorhanden, oder zumindestens noch nicht als solche gekennzeichnet gewesen waren. Manche Feststellungen in der DNN, dass z.B. die „SS-Heimwehr Danzig“¹²⁰ keinerlei Unterstützung aus dem Reich an Waffen und Soldaten gehabt haben soll, wurde schon damals von der Beichterstattung besonders im politischen Teil bereits von Berlin gesteuert. Ob mein Vater und seine Redakteure diese Meldungen wirklich alle für bare Münze genommen haben, kann ich nicht beurteilen. Da es damals ja auch schon keine Oppositionszeitungen mehr gab, fehlt mir gegenwärtig noch jegliche Vergleichsmöglichkeit mit anderen Darstellungen der damaligen Ereignisse.

Was mich recht unangenehm berührt hat, ist die Art der Berichterstattung der DNN über die Grenzzwischenfälle und polnischen Aktionen gegenüber Volksdeutschen im Korridor. Da ich die polnische Version nicht kenne, kann ich mir kein Urteil erlauben, was bei jedem dieser Vorfälle wirklich passiert ist und wie sie zustande gekommen sind. Diese Meldungen, die unter dem Titel *Polens Kampf gegen das Deutschtum* zusammengefasst waren, wurden im Verlauf des Sommers 1939 propagandistisch immer krasser aufgemacht. Sie wurden, so meine ich, „aufgeblasen“, während es sich doch wohl, zumindest in einer Reihe von Fällen, um kleine und letztlich unbedeutende Zwischenfälle gehandelt haben dürfte. Mit der aufreißerischen Berichterstattung dürfte die DNN so zu einer gefährlichen

¹²⁰ Siehe auch: J. Daniluk, *SS w Gdańsku. Wybrane zagadnienia*, Gdańsk 2013.

Ausweitung der Kriegspsychose und Aufwallung von nationalen Emotionen beigetragen haben. Das scheint mir deswegen besonders bedauerlich, weil in der Entscheidung, ob es nun zum Krieg kommen würde oder nicht, Danzig selbst in jeder Beziehung viel zu unbedeutend war, um eine entscheidende Rolle in dieser Frage zu spielen. Danzigs Abhängigkeit von anderen Mächten war praktisch total. Das Dilemma Danzigs und der Samen des Untergangs der Stadt als deutschbesiedelter Raum bestand wohl darin, dass sie sich nicht als Hauptstadt des Danziger Freistaats, sondern als Stadt im deutschen Reich fühlte.

Wie soll ich das alles in Bezug auf meinen Vater deuten? Wie soll ich drei Dinge in Einklang bringen?: Zuerst: Die DNN, der er von 1929 bis 1939 vorstand, war pro NSDAP. Auch wenn sie nicht das offizielle Organ der Partei war (das war der „Danziger Vorposten“), so vertrat sie die Parteilinie doch mehr und mehr. An dieser Feststellung kann es jetzt bei mir keinen Zweifel mehr geben. Und weiter: Als Danzig im September 1939 wieder Teil des deutschen Reiches wurde, wurde mein Vater aufgefordert, sich voll den Weisungen des Propagandaministeriums in Berlin zu unterstellen. Er lehnte ab und wurde entweder seines Posten als Verlagsleiter und Eigner der Zeitung enthoben oder zog sich unter Druck selbst davon zurück. Und schließlich: obzwar anscheinend selbst in der Partei, habe ich ihn zuhause nie in ihrem Sinne sprechen hören und kann mir einfach nicht vorstellen, dass er als intellektueller und vielbelesener Mann, der er war und der viel Auslandskontakte hatte, z.B. die Rassentheorie der NSDAP geglaubt, geschweige denn in diese Richtung agiert hätte. Ich habe auf diese Ungereimtheiten keine Antwort. Die einzige Interpretation, die mir plausibel erscheint, lege ich im Folgenden dar. Doch zum gegenwärtigen Zeitpunkt kann sie kaum mehr sein als Spekulation.

In dieser Szenerie kam nun jemand, der versprach Leuten Beschäftigung zu geben, die Landwirtschaft auf die Beine zu stellen, Deutschland als gleichberechtigten Partner wieder Geltung zu verschaffen und den Versailler Vertrag zu revidieren. Auch ohne Hitler war es vielen Politikern im In- und Ausland Anfang der dreißiger Jahre bereits klar geworden, dass ein solch harter Vertrag in seiner Totalität und in der realen Politik nicht lang Bestand haben konnte. Das haben uns auch viel weiter zurückliegende Geschichte und heutige Aktualitäten immer wieder gelehrt. Die relativ milde Reaktion der Siegermächte auf Hitlers außenpolitische Aktionen bis zur Besetzung der Rest-Tschechoslowakei zeugten ebenso davon. Dazu kam noch die kommunistische Gefahr, die nicht nur in einem konservativen Haus wie dem meines Vaters so gesehen wurde, sondern in den 20er und Anfang der 30er Jahre besonders in Deutschland wahrscheinlich auch real bestand. Ich glaube, dass dieser Tatbestand als Faktor in der anfänglicher Unterstützung Hitlers lange unterschätzt worden ist, da zunächst der 2. Weltkrieg und dann der Ost-West-Konflikt ihn überdeckte. Erst nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums ist begonnen worden, diesen Teil der Geschichte eingehender zu analysieren und objektiver aufzuarbeiten.

Nun kann man natürlich argumentieren, dass mein Vater die Warnzeichen hätte sehen sollen, besonders dank seines Zugangs zu den verschiedensten in- und ausländischen Quellen. Hatte er denn nicht Hitlers *Mein Kampf* gelesen oder seine

Reden vor 1933 gehört, wo all das vorgezeichnet war, was später in der Tat eintrat? Oder hat er nichts gewusst vom dem Straßenterror der SA? Natürlich wird ihm das alles bekannt gewesen sein, denn er hat darüber ja auch in seiner Zeitung berichtet. Aber Vater mag die Zeichen abgetan haben, so wie man jemanden reden lässt, der nicht ernst genommen wird. Vielleicht konnte er auch nicht glauben, dass jemand in dem politischen System der Weimarer Republik je die Machtfülle erreichen könnte, die zur Ausführung solcher Thesen notwendig gewesen wäre.

Ein folgenschwerer Irrtum, ein fatales Fehltriteil, obwohl zumindestens verständlich in der damaligen Situation und mit den Augen der Zeit. Hier die Hoffnung auf baldige wirtschaftliche, nationale Besserung, dort, noch in der Ferne, die damit verbundene potenzielle Gefahr; selbst wenn sie als solche analysiert und erkannt worden wäre. Vater mag der allgemeinen menschlichen Schwäche verfallen sein, die den nahen Gewinn vorzieht. Gleiches sehen wir heute beim Zögern in Deutschland und anderswo, die als notwendig erkannten strukturellen, einschließlich ökologischen. Reformen prompt durchzuführen, wenn das bedeutet, einige erworbene Privilegien jetzt aufgeben zu müssen. Fatalerweise scheint es günstiger, erst einmal etwas hinauszuschieben.

Nach seinem Ausscheiden aus der DNN als ihr Verleger und Eigner, verblieb ihm die Teilhaberschaft an der Druckerei A.W. Kafemann, die noch bis zur Besetzung Danzigs existiert haben soll. Die DNN bestand eigenständig weiter, bis sie am 1. September 1944 mit dem „Danziger Vorposten“ (DV) zwangsfusioniert wurde. Die nunmehr einzige Tageszeitung der Stadt hieß „Danziger Vorposten“ in Kriegsgemeinschaft mit „Danziger Neuesten Nachrichten“ und wurde nur noch beim DV gedruckt. Ihr 50. Jubiläum feierte die DNN nicht mehr. Bis zum russisch-polnischen Einmarsch (März 1945) hatte sie, auch deren Wochenendausgabe, nur noch vier Seiten. Erst nach dem Krieg habe ich den Verzicht meines Vaters auf seine Zeitung richtig würdigen können.

Im Frühjahr 1940 wurde mein Vater von der Wehrmacht in seinem früheren Rang als Hauptmann, einem Dienstgrad, den er bis zum Ende behielt, zurück berufen. Fortan tat er beim Generalkommando in Danzig, bei der „Abwehr“, seinen Dienst. Oscar Bechtle, in den 30er Jahren Vaters Stellvertreter und Chefredakteur an der DNN, erzählte mir nach dem Krieg (1947) bei einem Zusammentreffen in Stuttgart, daß mein Vater in der „Abwehr“ im Widerstand gewesen sein soll. Das kann ich weder bestätigen noch entkräften.

Nach dem Verlust seines Lebenswerkes und dem Tod seiner Frau Ende 1941 wurde Vater immer stiller. Das Leben ging äußerlich zwar weiter, und er tat seinen Dienst, aber seine frühere, auch nach außen strahlende Energie und Zielstrebigkeit versiegte zusehends. Wie er mir schon Mitte 1941 zu Beginn des Russlandfeldzuges angedeutet hatte, ahnte er, dass der Krieg verloren war und wurde sich dessen sicher, als Deutschland ein halbes Jahr später den USA den Krieg erklärte. Und so war es für ihn auch klar, dass die Russen früher oder später wieder in Deutschland stehen würden. Wie sich in unserem letzten Gespräch im September 44 herausstellen sollte, hat ihn das alles tief bedrückt, auch mit weil es nur ganz wenige Menschen gab, mit denen er offen über die Zukunft Deutschlands hatte sprechen

können. So wurden die sonntäglichen Spaziergänge immer seltener und hörten schließlich ganz auf. Abends nach dem Dienst forschte er noch weiter nach seinen Ahnen und ordnete Fotos aus früheren Zeiten. Doch ich kann nicht einmal sagen, ob er noch Lust am Klavierspielen hatte.

Im Dezember 1944 erkrankte mein Vater an einem Augenleiden und wurde Ende Januar 1945 auf einem Lazarettzug mit Ziel Greifswald, in Mecklenburg, aus Danzig evakuiert. Anscheinend war er an einem Gehirntumor erkrankt und erblindet. Ob er in Greifswald verstarb oder möglicherweise nach Berlin transportiert wurde, um dort zu sterben, wird unklar bleiben. Ich war auf See und hatte schon seit Ende September 1944 keinen Kontakt mehr mit ihm. Für meine Schwester brach die Verbindung zu ihm Ende Januar 1945 auch ab. Am 31. Januar wurde sie mit dem deutschen Zerstörer „Hugo Zeihe“ vom ihrem Arbeitsplatz (seit März 1944) bei der Torpedoversuchanstalt (TVA) der Kriegsmarine in Oxhöft bei Gdingen¹²¹, das während des Krieges „Gotenhafen“ hieß, zunächst nach Eckernförde in Schleswig-Holstein evakuiert. Es war der gleiche Tag, an dem die „Wilhelm Gustloff“¹²², ein früheres „Kraft durch Freude“-Schiff, überladen mit Flüchtlingen, auf der Höhe von Kolberg¹²³ von einem russischen U-Boot torpediert und versenkt wurde. Überlebende gab es fast keine. Frau Edith Lietz, einzige Schwester meines Vaters, entging mit ihren beiden Söhnen, Ulrich und Peter, dem gleichem Schicksal nur deswegen, weil sie die „Gustloff“ nicht mehr rechtzeitig erreicht hatte.

Bei Kriegsende wäre mein Vater 53 Jahre gewesen, eigentlich kein Alter, um nicht noch einmal von Neuem anzufangen. Aber für ihn war es wohl besser, dass es kam wie es gekommen ist. Mit seinem und seines Vaters Lebenswerk in Trümmern und praktisch Alles verloren, wäre es ihm bestimmt schwer gefallen, entweder von der Anstellung durch Andere abhängig zu sein oder womöglich überhaupt nicht mehr in eine Beschäftigung zurückgefunden zu haben.

13. SEGELN – EINE LEIDENSCHAFT

Während meines ersten Jahres im Conradinum wurde ich auch ins Segeln eingeführt. Onkel Kurt, der Mann von Tante Edith, beide begeisterte Segler, lud mich zu einem Sonntags-Törn ein. Nach Heisternest, einem kleinen Hafen quer über die Danziger Bucht auf der Halbinsel Hela, würde es gehen. Als Boot hatte er die „Siegrun“ gewählt, eine Gaffelsegel-Ketch. Sie war das Flaggschiff des „Goder Wind“, des größten Danziger Yachtclubs, dem Onkel Kurt als Kommandore vorstand. Die Clubboote hatten ihren Liegeplatz in Danzig-Neufahrwasser¹²⁴, in den mit

¹²¹ Heute Gdynia Babie Dół.

¹²² „Wilhelm Gustloff“. Zu Beginn des Krieges war sie Lazarettsschiff. Am 30. Januar 1945 wurde die „Wilhelm Gustloff“ von einem sowjetischen U-Boot torpediert. Über 5 300 Menschen kamen dabei ums Leben.

¹²³ Heute Kołobrzeg.

¹²⁴ Heute Nowy Port.

Wasser gefüllten Gräben der ehemaligen Festung „Weichselmünde“, die früher die Einfahrt zum Danziger Hafen beschützen sollte. Die Gräben umgaben die Festung von drei Seiten, die vierte bildete die Weichsel selbst. Der Bootshafen lag nur etwa anderthalb Meilen von der Hafenausfahrt entfernt und bot so eine ideale Lage.

Vorbei an der Westerplatte¹²⁵, das zu Polen gehörenden Munitionsdepot, an dem am 1. September 1939 die erste Schüsse des 2. Weltkrieges fallen sollten, gingen es auf die offene See. Dort empfing uns eine gute Brise und ziemlich bewegte See. Bald wurde mir übel. Onkel Kurt, der meine sinkende Begeisterung bemerkt hatte, meinte, so ein bisschen Seekrankheit würde es bei Neulingen immer geben, doch die würde sich schon legen und ich würde schnell lernen, wie ich sie vermeiden könnte. Das war mein erster Tag mit einem Segelboot auf dem Wasser. Dem Hobby widmete ich bald mehr Zeit als irgendeiner anderen Aktivität im Freien. Sie überflügelte so auch Tennis, das ich in Zoppot praktisch vor der Haustür hatte; in weniger als 10 Minuten mit dem Rad erreichbar.

Um im „Gode Wind“ aufgenommen zu werden, musste man ein Freischwimmerzeugnis vorweisen. Das hatte ich schon. Sein Erwerb war keine reine Freude gewesen. Da die Ostsee selbst oft zu bewegt und auch im Sommer recht kalt war, erfolgte der Unterricht in einem „Freibad“ in Danzig-Niederstadt¹²⁶. Das war ein Moorsee, dessen Wasser auch nicht gerade warm war, dafür aber um so schwärzer, so dass der Boden immer unsichtbar blieb. Ein natürliches Gewässer also, mit Fischen verschiedenster Art und Größe, Unmengen von Kaulquabben und Mücken. Zunächst wurden mir Schwimmblasen umgelegt, doch bald musste ich an die „Angel“. Der Lehrer war dabei nicht zimperlich. Öfters ließ er die Angelschnur los, um – wie er meinte – festzustellen, ob ich schon ohne Unterstützung schwimmen könnte. Diese etwas rauhe Methode führte recht schnell zum Ziel. Dem Schwimmstil, der Kunst sich möglichst kräfteschonend fortzubewegen, wurde allerdings kaum Bedeutung beigemessen. Nur Brustschwimmen wurde gelehrt; zum richtigen Kraulen habe ich es nie gebracht.

Ich wurde also in den „Gode Wind“ aufgenommen, auch gegen den Widerstand meiner Mutter. Doch wenn ich mir vorgestellt hatte, nun gleich segeln zu können, hatte ich mich getäuscht. Ich kam in die Jugendgruppe, die vielleicht 15 Mann stark war; Mädchen gab es darin keine. Zunächst wurde uns die Theorie des Segelns und der Bootsmannschaft beigebracht und was sonst noch notwendig war, um auf See bestehen zu können und seine eigene Sicherheit und die des Bootes zu gewährleisten. Später kam dann Regattataktik hinzu. Uhrmacher Golms war dabei unser Lehrer. Da er bei fast allen Regatten (meistens mit seiner 6-Meter R-Yacht) als erster durch die Ziellinie lief, war er sich unserer Aufmerksamkeit sicher.

Dieser theoretische Unterricht war intensiv und nahm eine Menge von dem vorweg, was ich später bei der Kriegsmarine lernen sollte. Im Frühjahr mussten die Boote, die im Winter auf dem Land aufgebockt lagen, für die Segelsaison fertig gemacht werden. Das ging vom einfachen „Reinschiff“ (saubermachen), über

¹²⁵ Bis 1919 ein populärer Badeort, dann das polnische Munitionslager.

¹²⁶ Heute Gdańsk – Dolne Miasto.

Abschmirgeln, Spachteln und Kalfatern (Fugen dichtmachen) und hölzernen Aufbauten, Reparatur der Segel und des laufenden und stehenden Gutes, bis zum Einsetzen der Masten und dem Zuwasserlassen der Boote. Anweisungen kamen vom Bootsmann Clasen, der noch auf richtigen Rahseglern auf der Süd-Amerika-Route angeheuert hatte und schon in seinen achtzigsten Lebensjahren war. Kautabak war sein ständiger Begleiter, den er von Zeit zu Zeit und bewundernswert gezielt, irgendwo hinspuckte. Als „Moses“ (Neuling) wurde man besonders streng rangenommen. Und da schied sich dann meistens schon die Spreu vom Weizen.

Endlich war es soweit. Jeder Neuling startete als Handlager auf einem größeren Kielboot. Die nächste Stufe war, bei Wettfahrten mitzusegeln. Vielleicht durfte man dann schon hin und wieder eine Schoten-Winsch bedienen, aber das nur bei leichtem Wind. Für schwere Aufgaben waren wir noch nicht kräftig genug. Die am wenigstens beliebte Tätigkeit bei solchen Regatten war bei Am-Wind-Kursen unter Deck unter dem stampfenden Vorschiff als Ballast zu liegen. Glücklicherweise hatten die Boote damals noch keine Motoren; die waren noch rundweg als unseglerisches Hilfsmittel verpönt. Es gab deswegen noch keinen zusätzlichen Ölgestank. Sonst hatten wir dort unten sicher noch mehr gespuckt als es schon der Fall war.

Parallel dazu ging die Ausbildung an kleinen 1-Mann-Schwertjollen, erst in der Marina unter Aufsicht eines älteren Club-Mitglieds, später im Pulk von mehreren Booten auf See. Schließlich gab es die Erlaubnis, ein Boot allein zu segeln und bei Regatten mitzumachen. Unser Standard 1-Mann-Boot war zunächst das „12-Fuss-Dinghi“ und dann die „O-Jolle“, die für die Olympiade 1936 in Berlin entwickelt worden war.

Ich nutzte jede Gelegenheit, an Wettfahrten teilzunehmen. Das große Segelerignis fand jeden August während der sogenannten „Grünen Woche“ auf Höhe des Zoppoter Seestegs¹²⁷ statt. Meine allererste Regatta (wahrscheinlich 1938) ging vollkommen schief. Der Wind war ziemlich stark und böig und drehte ständig hin und her. Ich hatte alle Hände voll zu tun, nicht zuviel Wasser zu machen oder gar zu kentern. Zwar kam ich beim Start als erstes Boot über die Linie, aber schnell stellte sich heraus, dass ich in die falsche Richtung gesegelt war. Offensichtlich hatte ich die geänderte Richtungsflagge nicht beachtet. Eine schöne Blamage. Und es war auch kein Trost, dass fünf oder sechs andere Boote mir munter gefolgt waren. Der Spott der älteren Clubhasen kannte kaum Grenzen. Doch damit nicht genug. Mein Vater fragte mich am nächsten Morgen, ob ich schon den Sportteil der DNN gelesen hätte. Darin wurde über diesen Fehler berichtet, mein Name erwähnt und welche Beziehung ich zur „Neuesten“ hatte. Immerhin, der Name von Hans Fuchs jun. war zum ersten Mal in einer Zeitung erschienen

Eine andermal, nach einer Regatta, kam ich erst in eine Flaute und dann in ein höllisches Gewitter, das mich zwang, meine Jolle auf den Strand zu setzen. Bald wurde es Nacht. Es war kalt und ich war durchnässt. Zum Zurücksegeln war es zu spät. Ich konnte auf Land kein Licht sehen und die Jolle wollte ich auch

¹²⁷ Der Zoppoter Seesteg, der längste an der Ostseeküste: 458 m über Wasser und 511 m Gesamtlänge. In dieser Form wurde er 1928 errichtet.

nicht allein lassen. Also nahm ich den Mast heraus, drehte das Boot um, legte mich drunter und schlief ein. Beim ersten Licht segelte ich zurück nach Weichselmünde und rief zuhause an. Meine Mutter war außer sich, doch froh, ihren „Kronsohn“ wieder zu haben. Man muß wohl erst selbst Kinder haben, um sich in einer solchen Situation in die Sorgen seiner Eltern versetzen zu können.

Kurz vorm Krieg machten wir noch einen Segeltörn nach Stockholm, für die folgenden fünf Jahre den letzten ins Ausland. Dann, während des Russland-Feldzuges, wurden mehr und mehr deutsche U-Boot-Besatzungen in der Danziger Bucht ausgebildet. Häufig gab es Begegnungen. Einmal durchfurchte ein Schrohr die See keine 20 Meter von meiner Jolle entfernt. Ein andermal fuhren wir kurz nebeneinander her und frotzelten uns an. In der schmalen Hafeneinfahrt zwischen Mole und Bootshafen rauschten die aufgetauchten Boote nicht selten näher als notwendig an einem vorbei, mit ihren dicken seitlichen Tauchtanks besonders kräftige Wellen aufwerfend. Die jungen Kommendanten mit ihrer weißen Mütze und die Deckmannschaft schienen sich diebisch zu freuen, wenn sie einen – besonders bei flauem Wind und fast ruderlosem Boot – richtig durchschaukeln konnten. Etwas geärgert habe ich mich, doch zugleich wollte ich an ihrer Stelle sein. Später habe ich öfters an diese Begegnung gedacht. Die damals dort ausgebildeten Besatzungen kamen noch zum Fronteinsatz. Von ihnen überlebten nur etwa ein Viertel den Krieg.

Zu Beginn der Segelsaison 1941 sahen wir in der Danziger Bucht zwei dicke „Pötte“ auftauchen, die offensichtlich Fahrmanöver und Schießübungen machten. Es waren der Schlachtkreuzer „Bismarck“¹²⁸ und der schwere Kreuzer „Prinz Eugen“¹²⁹. Man musste nicht Segler sein, von der Wasserkante kommen oder der Marine angehören, um diese beiden Schiffe, die sich aus der Entfernung sehr ähnlich sahen, nicht nur An hieb zu bewundern und sie, obwohl für das Kriegshandwerk gebaut, schön zu finden. Ihr berühmter langgezogener „Sprung“ und ihre kompakten Aufbauten ließen von diesen beiden Schiffen einen besonderen Reiz ausgehen. Wir konnten sie oft sehen, manchmal einzeln, manchmal zu zweit und manchmal von einigen Zerstörern umgeben. Ende Mai waren sie verschwunden. Wir wurden dem jedoch erst gewahrt, als wir erfuhren, dass sie den britischen Schlachtkreuzer „Hood“¹³⁰ im Nordatlantik versenkt hatten und dass die „Bismarck“ einige Tage drauf etwa 350 km westlich von Brest selbst untergegangen war. Der „Prinz“ hatte es bis dorthin noch geschafft. Da wir die „Bismarck“ solange vor Augen gehabt hatten, fühlten wir den Verlust fast seiner gesamten Besatzung besonders eindringlich,

Meine letzte Segelfahrt im Danziger Revier unternahm ich in den Osterfeiern 1942. Mein Segelclub hatte mir dafür einen „Piraten“ (2-Mann-Jolle mit Grosssegel und Fock) zur Verfügung gestellt und los ging es Richtung Frisches Haff. Ulrich Sternfeld, ein Klassenkamerad, war mit an Bord. Meine Mutter hätte mir

¹²⁸ „Bismarck“. 1939 vom Stapel gelaufenes Schachtschiff, 41,7 tausend Tonnen. Versenkte im Mai 1941, über 2100 Seeleute kamen ums Leben.

¹²⁹ „Prinz Eugen“. 1938 vom Stapel gelaufener Schwerer Kreuzer.

¹³⁰ „Hood“, Schlagkreuzer, 41 200 t. Bei einem Gefecht am 24. Mai 1941 wurde die „Hood“ durch der „Bismarck“ versenkt. 1412 Mann untergingen und nur 3 Personen konnten gerettet werden.

die Fahrt wohl kaum erlaubt, aber Vater, dem ja nun die Verantwortung für mich voll oblag, ließ mich ziehen. Wie er mir sagte, hatte er erkannt, dass besonders für die Zeiten, in der wir lebten, ich – im Elternhaus zumindest – übermäßig beschützt erzogen worden war.

In der Luftlinie beginnt das Haff zwar nur etwa 30 km östlich von Danzig, aber der Wasserweg dorthin ist wesentlich länger. Zunächst nahmen wir vom Boots-Liegeplatz in Weichselmünde¹³¹ den gewohnten Weg zur Hafenausfahrt, drehten auf offener See nach Osten und segelten bei Neufähr wieder landeinwärts, die sogenannte „Tote Weichsel“¹³² hinauf bis nach Rothebude¹³³ und von dort über die „Elbinger Weichsel“ ins Haff. Dieses letzte Teilstück war ein recht schmaler, oft schon verschiffter Wasserlauf, herrlich mit seiner reichen Vogelwelt an seinen Ufern, aber recht beschwerlich, weil wir gegen einen kräftigen östlichen Wind ankreuzen mussten.

Bei einfallender Dämmerung erreichten wir das Haff mit der Hoffnung, dort einen seichten Sandstrand auszumachen oder eine Stelle, an der wir das Boot sicher festmachen konnten. Doch wir fanden nichts Geeignetes, nur Felsblöcke. In der Zwischenzeit war es vollends Nacht geworden. Wir wuchteten das Boot sachte auf die Steine, suchten uns eine möglichst ebene Fläche in der Nähe, deckten uns mit Segel und Persenning zu und übernachteten mehr schlecht als recht. Nächsten Morgen durchgefroren und bei leichtem Nebel, segelten wir in Richtung Vogelsang, am Südufer der Frischen Nehrung¹³⁴. Dort bekamen wir zur Mittagszeit auf einem Bauernhof eine dicke Fischsuppe und einen vollen Teller Kartoffeln mit einer köstlichen braunen Sauce und für den Weiterweg noch einige dicke Stullen mit Schweineschmalz. Zwei weitere Tage schipperten wir im westlichen Haff herum, legten in Frauenburg¹³⁵ und Kahlberg¹³⁶ für je einige Stunden an und begannen dann unseren Heimweg.

Diesmal fuhren wir über den Weichseldurchstich aufs Meer. Eine Route, die ich auf der Hinfahrt wegen des starken Gegenstroms und Sternfelds Mangel an seglerischer Erfahrung nicht zu nehmen gewagt hatte. Bei Nickelswalde übernachteten wir noch einmal in der Nähe der Fähre, nicht weit vom unserem Landschulheim und segelten dann ohne weitere Unterbrechung nach Hause. Ich glaube, es gab zwei Gründe, warum mir die Fahrt so gut in Erinnerung geblieben ist: es waren Tage ganz unter eigener Regie und in einer schönen Natur, die sich meistens freundlich, manchmal aber auch recht böse gezeigt hatte. Und es war das erste Mal, dass ich Verantwortung für jemand anderen – wenn wohl auch etwas leichtsinnig – übernommen hatte. Die Verantwortung spürte ich und das war mir eine gute Lektion.

¹³¹ Heute Wisłoujście.

¹³² Heute Martwa Wisła.

¹³³ Heute Sianki.

¹³⁴ Heute Mierzeja Wiślana.

¹³⁵ Heute Frombork

¹³⁶ Heute Krynica Morska.

Von jemanden, der so nah an einem schönen Sandstrand wie dem der Danziger Bucht aufwächst, und der außerdem noch das Segeln als seine Leidenschaft entdeckt hatte, sollte man annehmen, er hätte Strand und Bademöglichkeiten voll ausgenutzt. Das war nicht der Fall. Das oft recht kalte Wasser, zwei kleine Badeunfälle (Bei einem, wäre ich, 4- oder 5-jährig, fast ertrunken; ein andermal wurde ich von der Brandung so hart auf den Boden geworfen, dass mir die Luft wegblieb). Und auch die Tendenz, schnell einen Sonnenbrand zu bekommen, hielten meine Begeisterung in Grenzen. Vater ging mit uns öfters abends unterhalb unserer Zoppoter Wohnung zum Baden. Wir schwammen manchmal zu einem Floß, das vielleicht 80 Meter vom Ufer an einer Boje dümpelte. Sicher ging ich mit, aber mit wenig Enthusiasmus.

Wenn es mich während des Tages zum Strand zog, war es, um den nahen Menzelbach mit einem Damm aus Sand abzusperren und dann zu warten, bis das sich aufstauende Wasser ihn schließlich zum Einsturz brauchte. Doch dazu brauchte man wenigstens vier Hände oder besser noch zwei Schaufeln, da beim Schliessen des letzten Dammstücks wegen der wachsenden Fließgeschwindigkeit durch die kleiner werdende Dammöffnung schnell viel „Baumaterial“, also Sand am Strand – so nahe an der polnischen Grenze und so relativ weit vom Mittelpunkt des Badelebens – anzuhäufen, um den unvermeidlichen Bruch so lang wie möglich hinauszuzögern, waren die besonderen Reize dieses immer wieder attraktiven Spiels. Auch mein Vater war dazu leicht zu gewinnen.

In strengen Wintern hielt der Ostseestrand noch ein anderes Vergnügen für uns Jungen bereit. Wir nannten es „Schollchenfahren“. Dazu musste es Eisschollen und etwas eisfreies Wasser geben. Diese Grundbedingungen ließen sich an Wasserzuflüssen, wie dem Menzelbach, finden, dessen Temperatur länger über dem Gefrierpunkt blieb. Wir brachen uns am Rand der Öffnung Eisschollen ab, die genügend groß sein mussten, um uns tragen zu können. Jeder hatte seine eigene Scholle und einen Stock zum Fortbewegen und Steuern. Wenn genügend mitmachten, bildeten wir zwei Flotten, die versuchten, sich gegenseitig zu rammen und vielleicht zu „versenken“. Versenken war wörtlich zu nehmen. Es geschah dann, wenn durch das ständige Rammen eine Eisscholle auseinanderbrach und damit ihre Tragfähigkeit verlor. Dann mußte man schnell ans Ufer steuern, um nicht ganz zu versinken. Gefährlich war die Sache nicht, da in Strandnähe das Wasser flach war. Nasse Füße und nasse Hosenbeine waren natürlich selten zu vermeiden. Schade, dass ich diesen Spaß praktisch nur im Winter 40/41 nutzen konnte; das einzige Mal, wo wir die kalte Jahreszeit in unserem Zoppoter Haus verbrachten.

14. ENDE DER SCHULZEIT

Als der Krieg andauerte, wurde es immer schwieriger, sich auf den Unterricht zu konzentrieren. Wir hatten Angst, den Einsatz zu verpassen. Bis Mitte 42 ging an den Fronten ja noch alles relativ gut. Noch gab es mehr Siege als Niederlagen. In Stalingrad war noch nicht eine ganze deutsche Armee vernichtet worden und die schweren

alliierten Bombenangriffe, die die deutschen Städte über die kommenden drei Jahre in Schutt und Asche legen sollten, hatten gerade erst begonnen. Vor allem war Danzig noch praktisch unversehrt. Wir fragten uns nach dem Sinn des Lernens in solcher Zeit und wie relevant das spezifische Wissen war, das wir und aneignen sollten. So waren wir für unsere Lehrer sicher keine einfachen Schüler und nur bei denen, die Autorität hatten und Disziplin einforderten, reicherten wir noch Wissen an.

Und dann gab es die vielen Dinge, die nicht nur Unterbrechung vom Lernen brachten, sondern zusätzlich auf uns junge Menschen einwirkten. Dazu gehörten bei mir: Hilfe bei der Rüben- und Kartoffelernte, Sammeln für das „Winterhilfswerk“ oder von Wintersachen, Weißstreichen von Schiern für die russische Front, Dienst bei der Hitlerjugend, Sammeln von Blüten, Haselnüssen oder Eicheln für die Herstellung von Tee und Ölen, Beschäftigung als Hilfsschaffner bei der Danziger Straßenbahn, Besuche von Wehrtüchtigungslagern und anderes mehr.

Eine weitere Ablenkung kam durch die Mädchen der Gudrun-Oberschule, deren Gebäude zum Lazarett erklärt worden war und die nun-abwechselnd mal vormittags mal nachmittags – auf unseren Bänken saßen. Zwar wurde streng darauf geachtet, dass wir uns zumindest im Schulbetrieb nicht begegneten, aber Briefchen wurden fleißig ausgetauscht. So begann eine neue Erfahrung. Dieser Briefwechsel blieb nicht lange unbemerkt. Der Versteck unter den in unseren Pulten eingelegten Tintenfassern wurde entdeckt. Damit hatten wir früher oder später rechnen müssen. Gemein war nur, dass ein Lehrer die „besten“ unter diesen Briefen vor der Klasse vorlas, zur Erheiterung der Einen, kaum zu der der Anderen. Aber zu jenem Zeitpunkt waren die Namen und Anschriften der Briefpartnerinnen schon bekannt und andere Wege für die Korrespondenz konnten schnell gefunden werden.

15. WAS WUSSTE ICH VON DER VERFOLGUNG DER JUDEN IN DANZIG?

Wir hatten in der Breitgasse, also der Straße, in der wir bis Anfang 1940 wohnten, im gleichen Häuserblock drei kleine jüdische Läden mit einer jeweils vielleicht drei bis höchstens vier Meter breiten Frontfassade, einer neben dem anderen. Dort wurden Stoffe und Eisenwaren und wahrscheinlich auch noch anderen Sachen angeboten. In dem Eisenwarengeschäft habe ich einige Male etwas für mich eingekauft. Vielleicht ein paar Nägel, Schrauben oder Klebstoff. Auf jeden Fall müssen es Kleinigkeiten gewesen sein, schon allein wegen des geringen Taschengeldes, das mir zur Verfügung stand und das ich normalerweise eher für „Amerikaner“, Schokolade oder andere Süßigkeiten ausgab. Das Eisenwarengeschäft, vielleicht sollte ich es eher einen Trödelladen nennen, bestand praktisch aus einem langen schmalen Gang, an dem zu beiden Seiten Schubladen und Regale angebracht waren und alle möglichen Waren von der Decke hingen.

Obwohl ich von der Vielfalt des Angebots fasziniert war, stach der Laden von anderen mir bekannten ab. Auch war er mir etwas unheimlich. Es gab nur

spärliches Licht. Beim Betreten glaubte ich mich zunächst allein im Laden, bevor jemand im schwarzen Anzug, fast aus dem Nichts, auftauchte. Von meinen Eltern bin ich dort nicht hingeschickt worden, aber sie haben mir den Besuch sicher auch nicht verboten, sonst wäre ich dergleichen „Risiko“, so unmittelbar an unsrer eigenen Behausung gelegen, sicher nicht eingegangen. Zumal es unnötig gewesen wäre, denn es gab noch andere Eisenwarenläden in der Stadt. Auch kann ich mich nicht entsinnen, dass über Juden bei uns gesprochen wurde. Jedenfalls nicht vor uns Kindern.



Abb. 26. Große Synagoge

Eines Morgens auf dem Weg zum „Conradinum“ – ich glaube es war im Jahre 1937 – waren die Scheiben der kleinen Läden eingeschlagen und einige Sachen lagen zerstreut auf der Straße. Auf dem weiteren Schulweg gab es keine anderen Scherben mehr zu sehen und die Stadt schien ruhig, nicht anders als sonst. In der Schule wurde nichts erwähnt, meine Eltern haben mir abends nichts erzählt und ich selbst habe nicht weiter nachgefragt. Krawalle gab es bei den verschiedenen Kneipen in der Breitgasse öfters und so muß mir dieser Vorfall wohl als nichts Besonderes erschienen sein. Zeitung las ich damals noch nicht, zumindestens nicht den politischen Teil.

Die drei Geschäfte bestanden noch einige Zeit weiter. Noch ein- oder zweimal besuchte ich die Eisenwarenhandlung. Doch dann, als wir vom Sommeraufenthalt 1938 in Zoppot wieder nach Danzig ins Winterquartier gezogen waren, standen alle drei Läden leer. Ich hätte vielleicht nachfragen sollen. Doch warum hätte mich das interessieren sollen, ohne damals den Hintergrund gehabt zu haben, den ich heute habe? Was wäre wohl die Antwort meiner Eltern gewesen? Was wusste ich vom Schicksal der Danziger Juden? Ich weiß nicht, ob die Läden vor

Ausbruch des Krieges, also so lange wir noch in der Breitgasse wohnten, wieder bezogen wurden.

In meiner Klasse im Conradinum gab es einen Mitschüler, der **Leon Cohn** hieß. Es war kein besonders enger Freund von mir, aber wir besuchten uns hin und wieder. Er hatte als besondere Attraktion: ein Schuko-Auto das mit einem kleinen Lenkrad über einen Draht ferngesteuert werden konnte. So bekniete ich meine Mutter, schließlich mit Erfolg, auch so ein Auto zu bekommen, damit wir miteinander Rennen austragen könnten. Cohn war immer recht ruhig und etwas zurückgezogen, selten machte er bei Spielen während der Pausen auf dem Schulhof mit. Er war kein hervorragender Schüler, genauso wenig wie ich. Aber er war ein guter Geräteturner und wurde so respektiert. Gehänselt wurde er nicht, das geschah ja meistens nur mit den „Flaschen“, die sich nicht richtig wehren konnten.

Wir wussten, daß Cohn einen anderen Glauben als die meisten von uns hatte, denn er machte weder beim evangelischen noch beim katholischen Religionsunterricht mit. Aber sonst war er eben ein Mitschüler, nichts mehr und nichts weniger. Ich erinnere mich jetzt wieder, dass mich mein Vater einmal fragte, ob das denn der richtige Spielgefährte für mich wäre. Damals verstand ich die Frage nicht, und erwähnte lediglich das Spiel mit dem Fernlenkauto, ein Spiel, zu dem sich übrigens später noch zwei andere Klassenkameraden gesellten. Da mein Vater nichts weiter sagte, noch irgendeine Erklärung zu seiner Frage gab, besuchten wir uns weiter. Wahrscheinlich schon 1938 verließ uns Cohn. Er würde mit seinen Eltern nach England ziehen, sagte er uns. Es gab eine kleine Abschiedsfeier in der Klasse. Dann war er weg und wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.

Ulrich Sternfeld war ein anderer meiner Mitschüler im Conradinum. Ich weiß nicht, wann wir herausfanden, dass er Halbjude war. Sein Vater war ein bekannter Rechtsanwalt in Danzig und wahrscheinlich der jüdische Teil der Familie. Wenn Sternfeld jun. gewollt hätte, hätte er wahrscheinlich viele „Einzer“ schreiben können, doch er wollte selten. Bei Jungenstreichen war er immer mit dabei. Ein lustiger Schüler und gerne gesehen in der Klasse. Mit ihm zusammen machte ich meine letzte Segelfahrt im Danziger Revier in das Frische Haft, von der ich schon berichtet habe. Wäre das jüdische Problem für ihn brennend gewesen, hätte man annehmen dürfen, dass er es bei der Gelegenheit irgendwie angesprochen haben würde. Nichts. Sternfeld blieb in der Klasse, bis wir alle eingezogen wurden. Wir bedauerten ihn, dass er wegen seiner Abstammung nicht Flakhelfer¹³⁷ und dann Soldat werden konnte. Er blieb mit seinen Eltern in Danzig bis Kriegsende, kam irgendwie in den Westen und war, nach Werner Kulcke, einem anderen Klassenkameraden, bei den frühen Conradiner-Treffen nach 1945 öfter zugegen.

Am Städtischen Krankenhaus in Danzig-Langfuhr (an der Allee) praktizierte ein Arzt, ein gewisser **Prof. Dr. Klose**¹³⁸. Ich weiß nicht, ob meine Mutter bei

¹³⁷ Luftwaffenhelfer. Seit Februar 1943 waren 15–17 jährige Jungen im Rahmen des Kriegshilfsdienstes bei der Reichsverteidigung verpflichtet.

¹³⁸ Klose Heinrich (1879–1968), Chirurg, 1961 Habilitation. Er hatte große Verdienste für die Entwicklung der Medizinische Akademie in Danzig. Verfasser u.a. der Arbeit *Die Chirurgie der Basedowschen Krankheit* (1929).

ihm in Behandlung oder ob er unserer Familie nur bekannt war. Aber ich erinnere mich noch recht deutlich, dass sie auf die „Bonzen“ schimpfte, die veranlasst hätten, dass Dr. Klose und andere Ärzte ihre **Praxis** aufzugeben hätten und dass Dr. Klose nun beabsichtigte, Danzig ganz den Rücken zu kehren. Da das etwa ein Jahr vor dem Krieg gewesen sein muss, nehme ich an, dass es sich hier um jüdische Ärzte gehandelt hat. Damals war mir nicht klar, dass ein Zusammenhang bestand zwischen Berufsverbot und Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde. Und wenn ich mich in die damalige Atmosphäre versetze, hat meine Mutter diesen Zusammenhang auch nicht zum Ausdruck gebracht. Denn Eltern wussten nicht, was ihre Kinder über sie gewollt oder nicht gewollt an die Öffentlichkeit bringen würden und was dies für Folgen haben könnte.

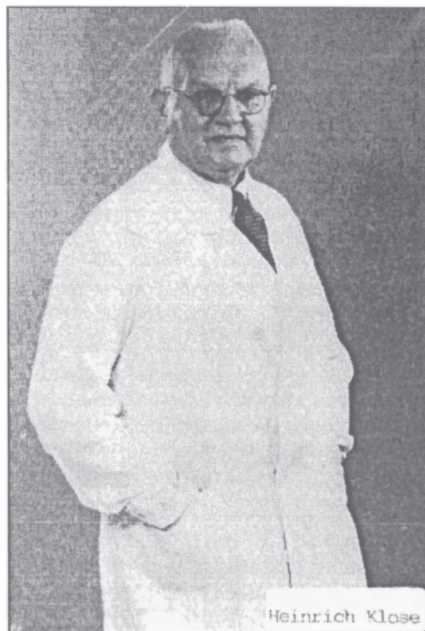


Abb. 24. Heinrich Klose

In meiner Erinnerung war es erst ein oder höchstens zwei Jahre vor Kriegesbeginn, dass hin und wieder Kreideschmierereien wie der Davidstern, „Jude“ oder „Deutsche kaufen nicht bei Juden“ an Danziger Geschäften auftauchten¹³⁹. Bei einem Einkauf mit meiner Mutter in der Stadt gingen wir einmal in ein derart beschmieretes Geschäft, vorbei an einem SA-Mann und einem Danziger Polizisten. Meine Mutter sprach kein Wort, nahm mich lediglich bei der Hand und zog mich in der Laden. Ob die zwei Posten Käufer abhalten oder den Geschäftsinhaber schützen sollten, kann ich nicht sagen; doch war wohl Ersteres Hauptzweck.

Irgendwann bemerkte ich das antisemitische Hetzblatt „Der Stürmer“¹⁴⁰ im Straßenbild. Am Kohlenmarkt¹⁴¹ gab es einen Schaukasten und natürlich schaute ich hin und wieder hin. Andere Zeitungen waren ja zunächst einmal Konkurrenz zur Zeitung meines Vaters. Was sie darstellten und vertraten konnte ich normalerweise kaum schon beurteilen. Beim „Stürmer“ war das anders, da genügte ein flüchtiger Blick, um die Richtung zu erkennen. Aber die Sprache und die Bilder waren so dick aufgetragen und verzerrt, dass sie mich mehr abstießen als mich neugierig machten. Als ich meinen Vater einmal fragte, was der „Stürmer“ bezwecke, sagte er nur, dass das keine Zeitung für mich zum Lesen sei. Doch da war ich schon selbst zur gleichen Einschätzung gekommen.

¹³⁹ Siehe: *Bei wem sollst Du kaufen? Bei Deinen Volksgenossen!*, Danzig 1937.

¹⁴⁰ Antisemitische Zeitschrift, von Julius Streicher 1923 gegründet.

¹⁴¹ Heute Targ Węglowy.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die nationalsozialistische Propaganda in der regulären **Hitlerjugend** kaum zum Vorschein kam. Auf jeden Fall war sie in meinem „Fähnlein“, einer Gruppe von etwa 20 Jungen, nicht gegen die Juden gerichtet. Es wurden auch keine antisemitischen Lieder gesungen oder zumindestens keine, die als solche zu erkennen waren. Hatten wir doch weder bei Juden, noch bei den Sozis oder Kommunisten direkt ansprechbare und reale „Feinde“. Vielleicht spielte auch eine Rolle, dass sich unsere HJ-Gruppe aus dem Bereich zwischen Breitgasse und Langem Markt rekrutierte. Das war eine sehr arme Gegend der Stadt mit Menschen, die nach der ersten Euphorie gegenüber den Nationalsozialisten zu Beginn der dreißiger Jahre wahrscheinlich weiterhin politisch eher links verblieben waren. Das könnte der Grund gewesen sein, warum man die „brauen“ Ideen etwas im Hintergrund beließ.

Vielleicht gab auch einfach die Erkenntnis den Ausschlag, dass wir für eine politische Schulung noch zu jung waren. Die Betonung lag vielmehr auf sportlicher Ertüchtigung, der Motivierung zu Kameradschaftsgeist und gegenseitiger Hilfestellung und darauf, widerliche Dinge, einschließlich Schmerz, ohne viel Aufhebens zu ertragen. Das war kaum anders als die sportliche Erziehung in der Schule. Beide ergänzten sich. Beide waren eine versteckte Form der Wehrrtütigung, wohl klar für die Urheber, aber kaum für uns. Auch später bei der Marine-HJ wurde das nicht anders. Da verband uns die gemeinsame Freude am Meer und am Wissen, wie man mit ihm in seiner wechselhaftigen und manchmal gefährlichen Laune richtig umzugehen hatte. Politische Schulung gab es auch da praktisch nicht.

Dann war da die **warnende Stimme** von Fr. Margarete, unserer Haushälterin, die sich zwar nicht mit einer spezifischen Menschengruppe wie den Juden befasste, sondern nur allgemein sagen wollte, dass da Dinge geschahen, die nicht geschehen dürften. Aber was sie sagte, war viel zu vage, um bei mir bewusst registriert zu werden und so tat ich sie als Schrulligkeit oder Hirngespinnste ab und vergaß sie schnell wieder. Wahrscheinlich hätte auch sie deutlichere Worte gefunden, wenn sie sich unserer Verschwiegenheit sicher gewesen wäre. So drang auch diese Stimme nicht weit¹⁴².

In jedem Leben gibt es Ereignisse, die so lebendig vor einem bleiben, als ob sie gerade erst geschehen wären. Dazu gehören unter anderem der auf mich zurollende russische Panzer am letzten Tag des Krieges und die SS-Kontrolle am **Wechselübergang** bei Nickelswalde 1940 oder 41. Von beiden habe ich anderswo berichtet. Das dass Erlebnis mit dem Panzer dazu gehört, ist verständlich, wohl weniger das am Wechselübergang. Und doch macht das letztere mir noch heute ganz intuitiv zum ersten Mal in meinem Leben die Unmenschlichkeit eines

¹⁴² Es soll hier betont werden, dass im Vergleich zu der politischen Entwicklung im Dritten Reich die Lage der Juden in der Freien Stadt bis zum Herbst 1938 relativ gut war. Es gab trotz verschiedener Schikanen noch in den Jahren 1933–1938 Bereiche des normalen Lebens und Zeichen der kulturellen und gesellschaftlichen Aktivität der Danziger Juden. Dann wurden sie, wie im Dritten Reich, deutlich als Bürger zweiter Kategorie behandelt und hatten z.B. „keinen Zutritt mehr zu kulturellen Veranstaltungen“. Siehe auch: *Bei wem sollst Du kaufen? Bei Deinen Volksgenossen*, Danzig 1937.).

Machtapparates deutlich, die, wenn auch in gezähmter Form, doch erschreckend offen zu Tage trat. Wäre ich meinem Instinkt gefolgt, hätte es schon damals alle meine Sinne öffnen müssen als Abwehr gegenüber diesem todbringenden Apparat. Doch das Erlebnis schwelte nur in mir und reichte offensichtlich noch nicht aus für den Aufbau eines zumindest geistigen Widerstandes. Im Panzergefecht hatte ich eine Waffe in der Hand, an der Weichel fühlte ich mich wehrlos, auch wenn ich nicht direkt betroffen war.

Es kamen eine Menge Dinge zusammen, die mithalfen, dass ich von dem Leidensweg des jüdischen Teils der Bevölkerung meiner Geburtsstadt praktisch nichts mitbekommen habe. Das ist **keine Entschuldigung**. Vielmehr erschreckt mich dieser Umstand, denn ähnliches kann auch heute passieren. Mein Alter hatte sicher damit auch zu tun. Mitte 1940, als in Danzig praktisch keine Juden mehr lebten oder zumindest aus dem Stadtbild verschwunden waren¹⁴³, war ich gerade erst 14 geworden. Ich hatte weder ein kritisches, zeitpolitisches noch geschichtliches Verständnis von dem, was um mich herum vorging. Meine Eltern hatten – absichtlich oder unabsichtlich – zur Entwicklung eines solchen Verständnisses nicht beigetragen, obwohl sie dazu in der Lage gewesen sein mussten. Im Elternhaus wurde, wie schon erwähnt, nicht über Politik gesprochen oder erst dann, als ich schon nicht mehr zu Hause war. Statt dessen hatten meine Eltern mich vom realen Leben und der Straße praktisch isoliert. Die Schule hat darin auch versagt, auch wenn es einige Lehrer vielleicht versucht haben mögen. Lehren aus dem Altertum in die Gegenwart zu projizieren; es ist ihnen nicht gelungen, sie in die reale Wirklichkeit zu setzen.

Ich, und meine Mitschüler nicht weniger, war euphorisch auf D e u t s c h l a n d f i x i e r t und nahm unvorbereitet und naiverweise an, was von dort kam, musste „per definitione“ gut und richtig sein. Die Atmosphäre in der Schule war auf akademisches Lernen und auf Sport ausgerichtet und nicht auf politische Meinungsbildung – im guten wie im schlechten Sinne. Zudem schien mir in dem Alter des Erwachsenwerdens alles positiv. Das Leben war schön, einfach, wohl behütet und versorgt und die Aussicht, sich für das Land im Krieg verdient zu machen, erstrebenswert. Den Wert der Schule für meine Zukunft noch nicht erkannt habend und so in ihr lediglich ein notwendiges Übel sehend, das zu absolvieren war, so entwickelten sich die Gemeinschaften in ihr und in der HJ gleichwohl zu positiven Erlebnissen.

Ein Großteil der deutschen **Propaganda** der Zeit glitt an mir ab weil, so glaubte ich, sie nicht auf mich oder meine Schulkameraden gemünzt war. Sie schien mir überzogen, oberflächlich, manchmal tölpelhaft und vulgär. Was für uns heranwachsende Jungen zählte war Deutschland und das in einem Grenzland. Das parteipolitische Getue schien hingegen suspekt, besonders, wenn vertreten von mittelmäßigen Partei-Bonzen zwecks Zusammenfassung aller in einer imaginären Volksgemeinschaft zur Erzeugung einer gebündelten Stärke. Aber die

¹⁴³ Siehe auch: E. Lichtenstein, *Die Juden der Freien Stadt Danzig unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, Tübingen 1973.

Propaganda hatte eben doch unbewußt ihren Einfluß auf uns junge Menschen. Und nicht zu vergessen, es gab nur eine offizielle Meinungsrichtung, keine Gegenstimme, kein anderes Argument, keine ausländische Presse, die einen vielleicht zum Nachdenken angeregt hätten. Wer dagegen zuwiderhandelte wurde verfolgt und mundtot gemacht. Somit fehlte ein vergleichender Maßstab. Dieser Maßstab wurde bei mir hauptsächlich durch das Elternhaus und so nicht durch Schule oder HJ gesetzt. Ethisch gab mir das Zuhause das notwendige Rüstzeug, politisch ließ es mich allein. Absichtlich oder nicht oder aus Angst, die Wahrheit den eigenen Kindern kundzutun? Ich weiß es immer noch nicht. Kaum jedoch aus Unwissen von Seiten meines Vaters, denn ich bin davon überzeugt, dass er zumindestens am Ende der 30er Jahre wusste, was für eine Diktatur in Deutschland und in Danzig seine Macht entfaltet hatte und was mit den Juden geschah und denen, die anderer Meinung waren; wahrscheinlich wusste er auch schon während des Krieges um ihr bitteres Ende.

Ich kann ehrlich sagen, dass ich nicht gewußt habe was **politisch** um mich herum in Danzig vorging, noch waren mir die anderen extremen Scheußlichkeiten bekannt, zu denen diese Diktatur fähig war. Ich kann diesen Umstand in der Hauptsache nur meiner Jugend und meiner jetzt nicht mehr verständlichen Naivität zuschreiben. Doch unabhängig davon, ob ich nun diese unmenschliche Entwicklung hätte beeinflussen können oder nicht, die Frage muß ich noch beantworten, inwieweit sich dieses Unwissen auf die gesamte deutsche Bevölkerung der Zeit übertragen läßt.

16. ZWEITER WELTKRIEG

Er gehört zu meinen stärksten Eindrücken. Das haben Kriege wohl an sich. Doch da er auch noch in die Jahr meines Erwachsenwerdens fiel, wurde seine Wirkung auf mich sicherlich noch verstärkt. Daß ich ihn heil überstand, verdanke ich einer Reihe glücklicher Umstände, über die ich relativ wenig Einfluß hatte, aber die sich auch ganz anders hätten entwickeln können.

Wie mein Vater bei unserem letzten Zusammentreffen im September 1944 erzählte, war es ihm schon zu dem Zeitpunkt, an dem die Danziger Frage zum ersten Mal im Frühjahr 1939 in der Öffentlichkeit aufkam, klar, dass ein Anschluß des Freistaats an das Reich Krieg bedeuten würde. Als Zeitungsverleger hatte er Zugang zu internationalen Quellen, die bis Herbst 1939 noch relativ frei nach Danzig flossen. Er wusste deswegen, dass die westlichen Demokratien die Danziger Frage nicht mehr in die gleiche Kategorie einstufen würden wie die Wiederbesetzung des Rheinlandes (1936), die Eingliederung Österreichs (1938) und die des Sudetenlandes (1938), d.h. als Ausdruck des Selbstbestimmungsrechts deutscher Volksgruppen und Korrektur von alliierten Fehlentscheidungen unter dem Versailler Friedensvertrag nach dem 1. Weltkrieg.

Ich selbst hatte derart Information und Perspektive natürlich nicht. Zwar war es schon im Sommer 39 ein offenes Geheimnis, dass die Polizei in Danzig durch

deutsche Verbände verstärkt worden war und deutsche Truppen an den Grenzen des Korridors¹⁴⁴ und Ostpreußens konzentriert worden waren. Doch wie der weit-aus größte Teil der Danziger Bevölkerung glaubte auch ich, dass der Anschluß ans Reich, wie im Falle Österreichs, friedlich erfolgen würde und begrüßte ihn. Erst als das Linienschiff „Schleswig Holstein“¹⁴⁵ Ende August in Danzig einlief und bei Weichselmünde gegenüber der Westerplatte festmachte, sagte mir mein Vater, dass ein Krieg nicht mehr zu vermeiden sei und ich zunächst einmal zuhause zu bleiben hätte. Doch da ich Krieg noch nicht zu spüren bekommen hatte, bedeutete mir das Wort wenig; es sei denn, ich verband damit eine idealisierte Vorstellung von Kampf, Heldentum und Sieg, wie sie damals Teil der Erziehung außerhalb des Elternhauses bildete.

Der 1. September 1939 brachte darin keine Änderung. Sicher konnte ich an jenem frühen Morgen das Grollen von Artillerie hören sowie das Bellen von leichten Waffen und sah vom Dach unserer Wohnung in der Breitgasse, wie deutsche Sturzkampfverbände die Westerplatte mit dem typischen Heulton, der solche Angriffe begleitete, bombardierten. Aber das war Erleben aus sicherer Entfernung. Gleiches galt für den Polenfeldzug. Nach den Wochenschauen zu urteilen, schien er mir nicht mehr zu sein als ein relativ einfacher Spaziergang. Noch hatte ich keine Verwundeten oder Gefallenen gesehen. Auch die, wie sich später herausstellte, verlustreichen und länger anhaltenden Kämpfe auf den Zoppoter Höhen und auf Hela bedeuteten für mich kaum mehr als die nachträgliche Besichtigung von verlassenen Schützenlöchern und das Suchen nach leerem Patronenhülsen. Der Krieg in diesen Tagen berührte mich nur über Ecken: ein Sanitätssoldat erzählte – drastischer als mir lieb war – wie er verstümmelte Leichen aus den zertrümmertem polnischen Bunkern auf der Westerplatte herauszutragen gehabt hatte.

17. HITLERS BESUCH IN DANZIG AM 19. SEPTEMBER 1939

Gegen Ende des Polenfeldzuges besuchte Hitler Danzig¹⁴⁶. Kein Zweifel, die Begeisterung war groß, zumal damals die Hoffnung bestand, dass nun – nachdem Danzig wieder Teil des Reiches geworden war – kein weiterer Konfliktstoff mehr bestünde und es deswegen möglich sein würde, mit Engländern und Franzosen Frieden zu schließen. Aus heutiger Sicht war das natürlich eine recht naive Auffassung, aber sie war – wie ich mich deutlich erinnere – in der Stadt weit verbreitet. Über die Schuld am Kriege machte ich mir mit meinen gerade erst 13 Jahren natürlich noch keine Gedanken.

¹⁴⁴ Diese, im Verständnis der Polen negative Bezeichnung wurde, wie leicht zu bemerken war, bei den Danziger Deutschen und im Reich allgemein benutzt.

¹⁴⁵ In der diesbezüglichen Literatur wird angesetzt, dass die Schüsse der „Schleswig Holstein“ um 4.48 Uhr der Beginn des Zweiten Weltkrieges waren.

¹⁴⁶ Dieser Besuch war sehr der gut propagandistisch vorbereitet. Das Joseph Goebbels Ministerium wollte zeigen, dass Unterstützung der Rückkehr Danzigs zum Deutschen Reich gleichbedeutend war mit der Unterstützung der NSDAP, was sogar damals nicht der Wahrheit entsprach.

Ich erinnere mich noch genau an dem 19. September 1939, an dem Hitler, der sogenannte „Führer“, zum ersten Mal Danzig besuchte¹⁴⁷. In der Stadt ging es zu wie in einem Bienenstock. Es war ein sonniger Nachmittag und ich stand auf der Langgasse, etwa auf halber Entfernung zwischen Stockturm und Rechtstädtischem Rathaus, in einer Menschenmenge, die vielleicht 12 bis 15 Reihen tief beide Seiten der Straße säumte. Meine Eltern wollten nicht, dass ich mich in das Getümmel stürzte, doch ich ging trotzdem. Immerhin war ich gerade 13 Jahre alt geworden. Ich fühlte mich fast schon erwachsen, nichtsahnend, wie ich war. Was wusste ich denn schon von dem Teil der Geschichte, der gerade begonnen hatte? Die Warterei erschien mir unheimlich lang. Doch gab sie mir Zeit, mich langsam nach vorne vorzuschieben, gleich hinter der Spalierkette von Polizei und SA. Diesen günstigen Platz verlor ich jedoch schnell, als die Fahrzeugkolonne endlich langsam heranrollte. Die Menge drängte nach vorne und schien sich über mir zu schließen, so dass ich fast keine Luft mehr bekam. Es muß nach sechs Uhr abends gewesen sein; die Sonne war schon hinter den Häusern verschwunden.

Vom Führer sah ich nichts. Ich sah lediglich Bruchteile von Wagen, die vorüberhuschten, und von Personen, die auf Fahrzeugen standen oder nebenher liefen. Das sollte alles sein? Um mich herum gab es lautstarkes Geschrei und Jubel. Ich selbst brachte keinen Ton heraus. Das hatte nichts mit dem Hauptverursacher dieses Lärms zu tun. Der Jubel, der sich schon aus der Entfernung ankündigte und die winkenden Hände über mir, dieser unglaubliche Gefühlsausbruch, stieß mich ab, machte mich mundtot. Dergleichen Reaktion hat sich bei mir nicht geändert. Noch heute läuft es mir bei ungezügelmtem Massengebrüll kalt über den Rücken, selbst auch beim rhythmischen Händeklatschen einer Menge als Ausdruck höchsten Beifalls¹⁴⁸.

Von der Rede selbst, die auf dem Langen Markt und der Langgasse über Lautsprecher übertragen wurde, hörte ich nur noch den Anfang. Ich musste nach Hause und eilte die fünf oder sechshundert Meter in die Breitgasse zurück. Vater war nicht da. Wahrscheinlich befand er sich in der Redaktion, um das obligatorische „Extrablatt“ der „Danziger Neueste Nachrichten“ mit der Rede Hitlers zu überwachen.

¹⁴⁷ Hitler war schon 1932 kurz auf dem Danziger Flugplatz. Jedoch fuhr er derzeit nicht in das Zentrum der Stadt. Er soll gesagt haben, dass er Danzig besuchen würde, wenn es zum Dritten Reich gehöre.

¹⁴⁸ Hans Fuchs war damit nicht allein. Hier bietet sich der Bericht eines Gleichaltrigen, Dieter W. Leitner, an: „Meine Eltern waren keine Parteigenossen, aber an diesem Tag wollten sie sich doch nicht entgehen lassen, den Mann zu sehen, der eine Zeit und damit Arbeit und Brot versprochen hatte und Danzig aus der Umklammerung von Polen befreit und es heim ins Reich geführt hatte. Dieser Ruf war nicht, „durch die Nationalsozialisten ausgelöst worden, sondern schon 1919 durch die gesamte Danziger Bevölkerung, die zu 70 000 und dann noch einmal zu 100 000 auf dem Heumarkt gegen das Versailler Diktat und die Abtrennung Danzigs von Deutschland protestierte“ (D.W. Leitner, Langfuhr, *Uphagenweg. Die letzten Wochen in Danzig vor dem Untergang*, „Unser Danzig“ 2006, Nr. 3, S. 11).

Doch blieb das erwartete Donnerwetter aus. Ob er damals wohl schon wußte, dass er die Zeitung binnen kurzem zu verlassen hatte?



Abb. 28. Einzug Hitlers in Danzig, 19. September 1939

Einige Tage später zeigte mir Vater kurz die Rede, ohne weiteren Kommentar. Ich erinnere mich an maschinengeschriebene Blätter mit übergroßen Buchstaben und einigen handschriftliche Notizen; den Inhalt habe ich in der Zwischenzeit vergessen. Ich gebe ihn in einer Anlage voll wieder. Der Text ist nicht untypisch für Hitlers Reden. Ein langsamer, relativ ruhig vorgetragener Anfang, sich mehr und mehr an Intensität steigernd. Einfache Sätze, manchmal wiederholt, oder rhetorische Fragen, um ein Argument ja nicht überhören zu lassen, harte und sarkastische Anschuldigungen abwechselnd mit moderateren Tönen. Populistisch gefärbt und Sätze, um gezielt Massenreaktionen zu erzeugen. Vom Redeaufbau her und seiner propagandistischen Absicht auch heute noch interessant und irgendwie spannend. Doch mit dem Wissen, das wir heute haben, war die Rede entweder unwahr, voll von Halbwahrheiten oder es wurden Einzelfälle zu Generalaussagen aufgebauscht. So war sie in ihrer Gesamtheit, ein verführerisches Gemisch. Es ist kaum anzunehmen, dass viele Leute in der Menge von dem Terror wussten, der sowohl in Danzig als auch in Polen bereits seit Tagen begonnen hatte.

Die Rede wurde vor geladenen Gästen im Artushof vorgetragen. Es hieß, Hitler traue sich nicht mehr auf einer Volkskundgebung aufzutreten, wo ein jeder Zutritt gehabt hätte. Sie war ein Versuch, seinen Einfall in Polen erneut (wie schon

in der Reichstagsrede vom 1. September 1939) zu rechtfertigen und gleichzeitig zu behaupten, der Feldzug in Polen sei bereits beendet und habe genau „18 Tage“ gedauert¹⁴⁹.

Natürlich glaubte ich die vorgetragene Rechtfertigung und will deswegen in einer anderen Anlage dazu noch Stellung nehmen. Auch konnte von einem Ende des Polenfeldzuges noch nicht die Rede sein. Weder war Warschau schon gefallen, noch war z.B. der polnische Widerstand auf der Halbinsel Hela (keine 40 km von uns entfernt im Norden der Danziger Bucht) gebrochen. Hitler bestand auch später auf diesem „18 Tage Feldzug“, wohl weil er den Eindruck nicht aufkommen lassen wollte, dass die Russen, die ja zwei Tage vorher (am 17. September) im Osten Polens einmarschiert waren, nennenswert zu dessen Niederlage beigetragen hatten.

Die Rede war auch zugleich ein Appell an England nunmehr – nach der „Lösung“ des polnischen Problems – mit ihm Frieden zu schließen, denn er habe weder gegen England noch gegen Frankreich irgendein Kriegsziel“. Es war der Auftakt einer neuen, recht eigenartigen, Friedenskampagne, die mit der Reichstagsrede vom 6. Oktober ihren Höhepunkt erreichen sollte.

Aber das Faß war übergelaufen. Nach der Besetzung der Tschechoslowakei 1938 und nun Polens, glaubten ihm, außer einem Großteil seiner deutschen „Volksgenossen“, die Westmächte nicht mehr. So nahm die griechische Tragödie ihren Lauf.

Auch in den nächsten zwei Jahren hatte der Krieg keinen tiefergehenden Einfluß auf mein tägliches Leben. Außer Onkel Kurt war von unserer Familie niemand an der Front. Zwar gab es mehr und mehr Restriktionen; Lebensmittel und Waren wurden rationiert, Ersatzstoffe kamen auf den Markt, Eintopfessen wurden gefordert, unser Privatwagen (AutoUnion) musste gleich zu Beginn des Krieges aufgebockt werden und wurde bald zur Verwendung durch die Wehrmacht abgeholt. Man musste sich irgendwie behelfen durch mehr Reparaturen und andere Massnahmen. Und einige Produkte aus Übersee, wie Südfrüchte und Bohnenkaffee, gab es bald überhaupt nicht mehr.

Doch das alles erschien uns jungen Leuten keine besondere Bürde, denn noch gab es genug zu essen und anzuziehen. Das Marktangebot war ja auch schon vor dem Krieg wesentlich eingeschränkter und aufs Essentielle ausgerichtet gewesen als es heute der Fall ist, und die Einschränkungen erschienen so weniger drastisch als sie heutzutage auf ein vergleichbares Niveau verspürt werden würden. Darüber hinaus erzählten uns meine Eltern, dass die Versorgungssituation der Bevölkerung wesentlich besser sei als im 1. Weltkrieg. Daß ein solcher relativ komfortabler Zustand nur dadurch aufrecht erhalten werden konnte, weil die von uns besetzten Länder ausgeplündert wurden, machten wir uns Kinder natürlich nicht klar.

¹⁴⁹ Die Lage der polnischen Streitkräfte war schon am 17. September 1939 sehr schwer. Die Besetzung der östlichen Gebiete, das Fehlen erwähnenswerter militärischer Hilfe vonseiten Großbritanniens und Frankreichs ließen die Situation fast aussichtslos werden. Trotzdem wurden die Kämpfe erst in den ersten Tagen des Oktober 1939 eingestellt.

Auch die verschiedensten Sammlungen von Kleidern, warmen Sachen, nicht mehr gebrauchten Textilien oder von Schiern und Edelmetallen, erschienen nur verständlich in einem Krieg.



Abb. 29. Hitler in der Langgasse begrüßt von Gauleiter Albert Forster, 19. September 1939

Anzeigen erschienen in der Zeitung, dass Danziger gefallen waren für „Führer, Volk und Vaterland“. Aber noch waren sie relativ selten und betrafen niemand aus unserem Bekanntenkreis. Klar wurde, dass die Regierung nicht mit sich spaßen ließ. Dunkelrote Plakate häuften sich an Litfasssäulen, wonach jemand für relativ gering erscheinende Delikte z.B. wegen Diebstahls von Post oder Fälschung von Lebensmittelkarten zum Tode verurteilt und, wohl um die abschreckende Wirkung noch zu verstärken, das Urteil bereits vollstreckt worden war. Oft standen da polnisch-klingende Namen und obwohl ich glaubte,

dass eine Bestrafung angebracht war, regte sich in mir schon damals ein unwohl-
es Gefühl, weil mir das Strafmaß überzogen schien.



Abb. 30. Eine der letzten Abendgesellschaften im Hause Fuchs Breitgasse 90/94
Ende 1939/Anfang 1940 („Herrenzimmer“, 2. Stock): Von links: Tante Edith,
Marion u. Werner Modrow; Frau Becker; Oma (Clara); Onkel Kurt; meine Mutter;
Herr u. Frau Löwens. Vermutlich von meinem Vater aufgenommen

Man wurde vorsichtiger mit dem, was man sagte. In der Klasse wussten Mitschüler zu berichten, dass jemand ins Gefängnis oder Konzentrationslager (KZ) gekommen sei, weil er über die Regierung geschimpft oder falsche Nachrichten verbreitet habe. Doch selten wurde ein konkreter Fall oder spezifischer Name vorgebracht. Es waren meistens Gerüchte, die im Halbdunkel blieben. Aber all das nahmen wir Schüler nicht so ernst, teilweise weil die eigene Propaganda Witze über Nazigrößen – Hitler ausgenommen – verbreitete, zweifellos als Ventil für aufkommenden Unmut gegen die Regierung. Dachau wurde als KZ-Lager öfters erwähnt, der Münchener Komiker Weisspferd sprach offen darüber, und man erzählte sich, dass die Behandlung dort nicht sehr gut sei, aber nichts weiter.

Man sprach eher über Korruption und Machtüberheblichkeit kleiner und mittlerer Nazi-Bonzen. Doch Kritik sparte gewöhnlich den „Führer“ aus. Es hieß dann, dass Hitler von diesem oder jenem Missstand nicht gewusst haben könne, sonst hätte er ihn bestimmt schon abgestellt. Die einseitige Ausrichtung und propagandistische Ausschichtung von Nachrichten wurde im Krieg, man muß schon sagen, zu hoher Kunst entwickelt, so dass weite Teile der Bevölkerung

– und ich eingeschlossen – gar nicht merkten, dass wir ihr verfallen waren. Die polarisierte Zielausrichtung der Propaganda auf praktisch allen Gebieten und die fast totale Abhängigkeit der Bevölkerung davon, ist heute einfach nicht mehr vorstellbar.

Was ich sagen will ist folgendes: Für mich, in dem jungen Alter, in dem ich war, legte der Krieg bis ich gegen Ende 1942 zu den Luftwaffenhelfern kam, keine besonderen Beschränkungen auf oder zumindestens keine, die ich nicht als umstandsbedingt und deswegen als tragbar angesehen hätte. Und wie wir schon weiter oben gehört haben, waren meine Aktivitäten auch kaum eingeschränkt worden. Zudem kamen Einschränkungen nicht über Nacht, sondern langsam, fast unmerklich. Es sei auch daran erinnert, dass die Proklamation des „Totalen Krieges“ durch Goebbels, den Reichspropagandaminister, erst 1944 erfolgte. Und schließlich hatten wir in Danzig bis Ende 1942 noch keine Luftangriffe¹⁵⁰. Für die Alliierten waren die Flugentfernungen noch zu groß und wahrscheinlich gab es anderswo lohnendere Ziele.

Als wir dann 1942 als Luftwaffenhelfer eingezogen wurden, um Dienst bei einer Flak-Batterie in der Nähe Danzigs (zunächst bei einer schweren 8,8 cm Flak-Batterie in Glettkau und dann einer leichten 3,7 cm Vierlings-Flak Batterie in Brösen) zu tun, war es mit dem Lernen bald vollends vorbei. Zu manchen Fächern kamen unsere Lehrer zwar noch in die Stellung, aber auch diese Besuche wurden seltener, da die militärische Ausbildung, Wache schieben, und fehlende Räumlichkeiten einem ordentlichen Unterricht im Weg standen. Diese Hindernisse hätten sich mit gutem Willen überwinden lassen, aber der war bald nicht mehr vorhanden, weder beim Batteriechef, noch bei den Lehrern oder bei uns Schülern. Ein „Notabitur“ war uns versprochen worden, ohne besondere Prüfung, sondern nur auf Grundlage der letzten Noten. Ich habe es nie gesehen. Vielleicht wurde es mir in die Ostseestraße zugeschickt. Seinen Weg nach Westen hat es auf jeden Fall nie gefunden.

18. LETZTER URLAUB

Es war September 44 geworden und vor meinem nächsten Kommando hatte ich nochmals vier Tage Urlaub. Danzig war gespenstisch still geworden. Die Ruhe vor dem Sturm. Der Strom der Flüchtlinge aus Ostpreußen und aus dem Warthegau hatte noch nicht begonnen. Doch „unser Theater“ am Kohlenmarkt war schon

¹⁵⁰ Auch die Luftangriffe auf Danzig und Gdinger sind noch weiterhin der Tat „weiße Flecke“. Jedoch die ersten alliierten Bomber flogen schon im April und August 1942 in der Tat über diese Hafenstädte. Im Vergleich mit den Gebieten westlich der Oder-Neiße Linie kamen die britischen und amerikanischen Flugzeuge verhältnismäßig selten hierher, was vermutlich mit der weiteren Entfernung begründet ist. Im Buch *Kronika Gdańska 997–1945* (Danziger Chronik), Bd. 1. von Miroslaw Gliński und Jerzy Kukliński findet man folgende Information. 11.12. Juli 1942. Der erste alliierte Luftangriff auf Danzig. Am 18/19. August 1942. ein folgender Luftangriff, der aber keine nennenswerten Schäden verursacht (S. 240).

geschlossen. In der „Danziger Neueste Nachrichten“, nach ihrer gerade stattgefundenen Zwangsfusionierung¹⁵¹ mit dem „Vorposten“ wurde nicht mehr gedruckt. Zwei der Dinge, mit denen ich aufgewachsen war, bestanden nicht mehr. Am Theater waren noch Aufnahmen von den letzten Vorführungen angeschlagen, aber hinein konnte ich schon nicht mehr.

Eine Nebentür der „Neuesten“ war offen und einige Personen packten noch Sachen zusammen. Die meisten Türen standen offen. Ich strich durch den Betrieb; er war tatsächlich gestorben. So wanderte ich einige Stunden durch die Straßen. Am „Tobis Palast“ war der Farbfilm „Kolberg“¹⁵² angezeigt, ein Propagandafilm, der die erfolgreiche Verteidigung der Stadt gegen Napoleon 1807 beschreibt. Die Russen standen schon an der östlichen Grenze Ostpreußens und über die bange Frage, ob sich August 1914 wiederholen könnte, tuschelte man mancherorts in der Stadt. Obwohl sich das Straßenbild nicht geändert hatte und die Menschen ihren täglichen Aufgaben wie gewöhnlich nachzugehen schienen, lag doch eine gedrückte Stimmung in der Luft. Aus Nostalgie wollte ich abends nochmals in mein kleines Kino an der Speicherinsel gehen. Doch das hatte ich lieber bleiben lassen sollen, oder zumindestens nicht in Uniform, die wir gehalten waren, auch im Urlaub zu tragen. Noch bevor ich das Kino erreichte, wurde ich von einigen Jugendlichen in eine Seitenstraße abgedrängt und bezog kräftig Dresche. Nichts mit Nostalgie also.

Die Schlagzeile auf Seite 1 des „Danziger Vorpostens“ vom 1. September 1944 versprach zwar:

„An der Schwelle des sechsten Kriegsjahres“
„Unser Glaube an den Sieg ist grenzenlos“
„Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster über den
ungebrochenen Kampfwillen unseres Volkes“

doch solchen Aussagen konnten viele nicht mehr glauben, Ich selbst auch kaum mehr, obwohl ich die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hatte. Vielleicht würde es doch noch ein Wunder geben... In meiner Naivität dachte ich, die Führung müsste doch die Lage besser übersehen können als ich, und würde kaum vom Sieg reden, wenn es nicht doch noch eine Möglichkeit geben würde, man hatte es ja auch noch geschafft, als der 7-jährige Krieg gegen Österreich, Frankreich und Russland 1763 für ihn schon verloren gegeben worden war. Aber wegen solcher Siegesparolen, gab es auch keinerlei offizielle Verbreitungen für eine eventuelle Evakuierung der Stadt und wenn derlei Vorbereitungen von Einzelnen publik wurden, wurden diese bestraft. Auch bei uns zuhause bestanden dafür keinerlei Pläne, lediglich die Absprache, dass wir uns in Heilbronn treffen würden, wenn die Russen Danzig einnehmen sollten.

Das Wichtigste dieser letzten vier Tage in Danzig waren die Gespräche mit meinem Vater. Heute darüber nachdenkend hätte ich versuchen sollen, sie noch

¹⁵¹ 1. September 1944.

¹⁵² Der letzte, von Veit Harlan (1899–1964) im Dritten Reich gedrehte Farbfilm hatte ein großes Budget: 8,5 Mill. Reichsmark und seine Premiere fand im Januar 1945 statt.

auszudehnen, doch es kam mir nicht in den Sinn, dass ich ihn nicht mehr sehen würde. Auch gab es bei ihm keinerlei Anzeichen von einem sich entwickelnden ernstem Leiden. Wie schon angedeutet, erzählte er mir über unsere Vorfahren. Offensichtlich hatten ihm seine eingehenden Nachforschungen Freude gemacht. An einem anderen Abend zeigte er mir Fotoalben, die er besonders mit mir unbekanntem Bildern meiner Mutter vor ihrer Hochzeit und während der ersten Ehejahre zusammengestellt hatte. Sie war wirklich eine schöne junge Dame gewesen. Nochmals betonte er, dass die Wahl der richtigen Frau und des richtigen Berufs zwei der wichtigsten Entscheidungen in meinem Leben werden müssten. Wenn ich dann noch gesund bliebe, wären auch schwierige Situationen zu meistern.

Dann sprach er davon, dass er Deutschland geglaubt und mit jugendlicher Begeisterung am ersten Weltkrieg teilgenommen habe. Er habe versucht, die liberale und die das Deutschtum unterstützende Tätigkeit seines Vaters mittels der Zeitung fortzuführen. Das sei ja nun schon einige Jahre vorbei. Lange vor dem Krieg, und mit Sicherheit nach der Besetzung der Rest-Tschechoslowakei sei ihm klar geworden, dass Deutschland einen Konflikt provoziere und es zum Krieg kommen musste. Als er dann aufgefordert worden sei, jegliche Beeinflussung des politischen Teils der „Danziger Neueste Nachrichten“ an Berlin abzutreten, hätte er das nicht mitmachen können. Und wenn ihm der Entschluß damals auch schwer gefallen wäre, wisse er, dass er richtig gewesen war.

Praktisch von Anfang an, aber mit Sicherheit nach Beginn des Russlandfeldzuges und erst recht nach Amerikas Eintritt in den Krieg, hätte es keine Möglichkeit mehr gegeben, den Konflikt noch zu gewinnen. Dazu wäre die Wirtschaftsmacht in der USA einfach zu groß. Jeder, der sich mit dem Land, wenn auch nur oberflächlich beschäftigt hätte, hätte das wissen müssen. Außerdem hatte Russland eine zu große Landmasse und eine viel zu zielstrebige und durchsetzungsfähige Regierung, um nachhaltig besiegt werden zu können. Das hätte um so mehr gegolten, je länger der Krieg dauerte und besonders nachdem es der Sowjetunion gelungen sei, trotz vorhergegangenen Terrors die Bevölkerung zur Verteidigung des Landes hinter sich zu bringen und wichtige Teile seiner Rüstungsindustrie näher an oder hinter den Ural zu verlagern. Besonders die Ukraine hätte unsere Truppen als ihre Befreier von sowjetischer Macht begrüßt. Erst wir hätten sie uns durch unsere Benehmen zu Feinden gemacht.

In Polen und der Sowjetunion seien Dinge passiert, die bislang undenkbar gewesen wären und unbeschreiblich bleiben würden. Ich würde davon recht bald erfahren. Wenn unsere Feinde Gleiches mit uns vorhätten, dann gnade uns Gott. Und, da Deutschland dieses Mal (im Gegensatz zu 1. Weltkrieg) mit einer totalen Besetzung zu rechnen hätte, würden wir lange brauchen, wirtschaftlich wieder auf die Beine zu kommen und neues Vertrauen aufzubauen. Auch sei der Krieg nicht wegen Danzig begonnen worden, sondern weil Hitler eine direkte Grenze mit der Sowjetunion gesucht hätte, um dort eine breitere Ernährungsbasis für das deutsche Volk zu finden. Schon zu Beginn des Krieges sei es klar gewesen, dass die Vereinigten Staaten früher oder später gegen uns kämpfen würden, aber deren

Rüstungspotential hätte die deutsche Führung vollkommen ignoriert. Er habe lange gezögert, ob er mit mir drüber sprechen solle und wann der richtige Zeitpunkt dafür gekommen sei. Aber jetzt ginge es ums Überleben und da müsse ich wissen, was auf mich zukommen wird.

Im Herbst 1942 wurden wir geschlossen als Luftwaffenhelfer eingezogen. Als Benjamin der Klasse sollte ich zunächst nicht mit dabei sein. Dagegen sträubte ich mich mit Händen und Füßen und durfte so schließlich doch gleich mit. Wir wurden einer Flakbatterie mit vier 8,8 cm-Geschützen zugeteilt, die bei Glettkau (also in der Nähe Danzigs) in Stellung lag. Wir waren in einer Holzbaracke untergebracht, gewaschen wurde sich in einem separaten Trakt. Unsere Uniform war graublau, von gleicher Farbe wie die der regulären Flak-Soldaten. Anstatt der „Knobelbecher“ (Schaftstiefel) trugen wir hohe Schnürschuhe über die die Hose, in Form einer „Pumphose“ übergestülpt wurde. Mit dem Hoheitsadler auf der Uniform fühlten wir uns schon wie richtige Soldaten. Vereidigt wurden wir nicht, unterstanden aber den gleichen Disziplinarregeln wie die restliche Batterie.

Wir waren einem jungen Leutnant unterstellt, der uns ordentlich behandelte und so klein war, dass manche von uns ihn schon überragten. Der eigentliche Ausbilder war ein Unteroffizier, der uns kräftig durch die sandige Gegend jagte und einen besondere Spaß daran hatte, uns von seinen nächtlichen Abenteuern zu erzählen. Wir konnten nur so stauen. Zunächst ging es darum, die Geschütze bei Alarm so schnell wie möglich gefechtsklar zu machen. Die theoretische Unterbauung kam später. Neben den regulären Soldaten gehörten russische Gefangene zur Geschützbedienung – HIWIS oder Hilfwillige wie sie hießen – die für das Heranschaffen der Munition verantwortlich waren. Es müssen etwa 20 gewesen sein. Sie waren in einer separaten Baracke untergebracht, zu der für uns der Zutritt strengstens verboten war.

Sie trugen saubere dunkelgrüne Drillichuniformen, ohne Rangabzeichen oder andere Insignien und waren offensichtlich gut gepflegt. Abends konnte man sie wehleidige Lieder singen hören. Schwierigkeiten gab es mit ihnen nie und warum auch, sie schienen sich wohl zu fühlen und Heimat und Front waren noch weit. Wer weiß, wie es ihnen ergangen sein mag. Wenn sie den Krieg überlebt haben, mussten sie wieder in die Sowjetunion zurück. Wie man hört, wurden sie dort entweder gleich als Deserteure erschossen oder in Gulags (KZs der Sowjetunion) gesteckt, wo die Überlebenschancen gering waren. Als wir sie zum ersten Mal sahen, hatten wir alle die gleiche Reaktion: steckten unter diesen offenen und freundlich drein schauenden Gesichtern wirklich Russen? Sie waren so vollkommen anders als die, die uns in den Wochenschauen gezeigt wurden.

Wie schon erwähnt, „fisselte“ der Schulunterricht in der Batterie langsam aus. Bald schoben wir auch nachts Wache, erst zusammen mit einem regulären Soldaten, manche von denen kaum älter als wir, und dann allein. Je besser wir uns an den Geschützen auskannten, um so mehr Positionen wurden von uns übernommen, ausgenommen die auf dem Befehlsleitstand, der auch weiterhin nur von regulären Soldaten besetzt war. Urlaub gab es zunächst überhaupt nicht und nach drei

Monaten nur selten und höchstens einen Tag. Fliegeralarm hatten wir drei oder viermal. Nur einmal wurde kurz geschossen, ohne sichtbare Resultate.

Anfang Sommer 1943 wurde unsere Gemeinschaft gesprengt und ich kam zusammen mit anderen LWH meiner Klasse zu einer 3,7 cm-Vierlings-Flak Batterie nach Brösen, direkt an den Strand. Hier kam es besonders auf Schnelligkeit in der Zielauffassung und in der Handhabung der Geschütze an. Diese Dinge wurden wieder und wieder gedrillt, bis wir Luftwaffenhelfer, außer dem Geschützführern und dem Leitstandspersonal, praktisch alle Positionen übernommen hatten. Die Munitionskästen und Patronenmagazine waren immer noch schwer genug, aber selbst bei länger andauerndem Exerzieren kamen wir damit zurecht. Der Schulbetrieb war vollends eingestellt worden.

Während dieser Zeit gab es immer noch relativ wenig Alarm. Feindflugzeuge, meistens nachts und mit nur wenigen Maschinen, blieben rar und für unsere leichte Flak zu hoch. Wir mussten natürlich trotzdem an die Geschütze. Was von solchen Alarmen blieb, war der beizende Geruch der Vernebelung der Danziger Werfanlagen, der bei entsprechender Windrichtung erst mit Verzögerung bei uns eintraf. Scharf geschossen haben wir nur einmal. Das war auf eine Gruppe von drei britischen Maschinen, die an einem Nachmittag mit der Sonne im Rücken von Westen her einflogen. Sie bewegten sich – besonders mit heutigen Geschwindigkeiten vor Augen – erstaunlich langsam und fast schon am Ende unserer Reichweite; getroffen haben wir keine. Doch wir hatten zumindestens gezeigt, dass wir die Geschütze beherrschten; das Lob des Batteriechefs machte uns schon ein wenig stolz.

Tatsächlich war dieser Einflug nichts mehr als eine gewöhnliche Übung, denn die Feindflugzeuge schossen nicht zurück und Begleitschutz, der das hätte tun können, gab es (wegen zu großer Entfernung vom alliierten Startflugplatz) noch nicht. Zwar warfen die Maschinen einige Bomben ab, aber ihr Hauptanliegen war wohl auch diesmal, Stellungen und Stärke der Flakabwehr auszukundschaften. Das potentiell wichtigste militärische Objekt waren ohne Zweifel die Werftanlagen, auf denen U-Boote, (auch später die vom ehemaligen alliierten Radar kaum ausmachbaren Walther-Boote) und kleine Minenräumboote unter Hochdruck gebaut wurden. Die Batterie soll im Frühjahr 1945 von russischen Panzern zusammengeschossen worden sein, mit nur wenigen Überlebenden. Aber das war lange nachdem ich sie verlassen hatte.

19. MEINE SCHWESTER THEA: DIE LETZTEN MONATE IN DANZIG UND EVAKUIERUNG

Das Folgende ist ein Ausschnitt aus den Aufzeichnungen meiner Schwester Dorothea Sprandel, geb. Fuchs, über ihre Zeit in Danzig von ihrem Abitur im Frühjahr 1943 bis zur Evakuierung aus Danzig Ende Januar 1945 sowie dem Erleben des Kriegsendes und der folgenden drei Monate. Sie hat mir diesen Abschnitt freundlicherweise zur Verfügung gestellt und ich hoffe, dass sie auch die anderen

Abschnitte ihres Lebens – der Beginn ist nun bereits gemacht – zu Papier bringen wird. Was immer ich dazu beitragen kann, würde ich gerne tun.

[...] Zum Abitur (8. März 1943) schenkte mir Vati eine Reise nach Dresden. Im Rheinland und Hamburg fielen zwar schon viele Bomben, aber dass die Flugzeuge bis in den Osten Deutschlands kommen könnten, nahm mein Vater zum Glück damals nicht an. Ich wohnte bei einer Namenstante Lilo Ilgner, konnte aber gehen und fahren, wohin ich wollte: die erste Reise ganz allein! Es war Frühling, die Weiden zeigten gerade das erste Grün in Dresden, in Meißen, in Pillnitz und im Elbsandsteingebirge. Ich war in der Oper, im Theater; ich setzte mich nachmittags alleine ins Cafe und war weit weg von allem. Aber es war Krieg und zu lange Ferien durfte man nicht machen.

Ich konnte wählen zwischen Luftnachrichtenhelferin und Arbeitsdienst. Da eine gute Freundin gute Beziehungen zum Fliegerhorst in Danzig und für drei Mädchen eine feste Platzzusage hatte, wählte ich das erste, insbesondere, da ich nicht von zu Hause weg wollte. Vati war nach dem Tod von Mutti sehr traurig. Wenn er von seiner Dienststelle zurückkam – er war ja seit Anfang des Krieges als Hauptmann beider Abwehr eingesetzt, da er wegen seiner schweren Bauchoperation aus dem Jahr 1934 nicht mehr an die Front geschickt wurde – aß er kurz zum Abendbrot, was Fräulein Margarete herbeigezaubert hatte und setzte sich dann ans Klavier.

Ich habe es damals nicht gewürdigt, unter welchen Schwierigkeiten Frl. Margarete für uns Essen herbeigeschafft hat. Aber sie hatte uns auch recht fest in der Hand. Einmal – das war das erste und das letzte Mal, dass ich etwas in „ihrer“ Küche gemacht habe – buk ich an einem Sonntag, als sie Ausgang hatte, mit einer Freundin einen Kuchen. Wir hatten zwar alles aufgeräumt, aber ein paar Kuchenreste waren wohl noch übrig geblieben. Da kann sie dann am nächsten Tag zu Vati und sagte: „Wenn die Thea nun alles in der Küche macht, dann kann ich ja gehen“, und Vati beschwor mich, nie wieder etwas in der Küche zu machen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wurde sie ja „Morgengröte“ genannt.

Ich wußte nichts von ihr, habe mich allerdings auch nicht besonders darum gekümmert. Sie war politisch, aus welche Quelle weiß ich nicht, gut informiert. Sie war es, die mir sagte, als ich von meiner Reise zurückkam: „Thea, in Stutthof¹⁵³ geschehen furchtbare Dinge, da werden Leute verbrannt, alle Juden werden umgebracht“. Ich habe mir das damals nicht vorstellen können und als „Spökenkikerei“ von ihr abgetan. Sie wusste auch immer, was an der Front in Russland, in Afrika los war, was in den Wehrmachtsberichten nicht bekannt gegeben wurde, denn Vati sprach mit mir nicht über Politik. Sie deckte mich auch gegenüber Vati, denn er wollte auf keinen Fall, dass „fremde Männer“ ins Haus kamen. Ich hatte bei einer Abiturfete einer Freundin meinen ersten, etwas interessierten Freund kennengelernt, der mich ab und zu von zu Hause abholte. Abends dürften sich junge Mädchen sowieso nicht auf der „Straße herumtreiben“. Ich wagte es nicht

¹⁵³ Konzentrationslager ca. 50 km östlich von Danzig. Es wurde im September 1939 gegründet. Anfänglich war Stutthof SS-Sonderlager und seit Januar 1942 Konzentrationslager. Von den 120 Tausend Inhaftierten wurde die Mehrheit, 85 Tausend bis Mai 1945 ermordet.

aufzubegehren und nicht zu Hause zu sein, wenn Vati heimkam. Diese Freundschaft dauerte nicht allzu lange, denn er – ein Fähnrich der Marine- kam von seinem ersten U-Booteinsatz nicht zurück.

Anfang April 1943 fing meine Arbeit beim Fliegerhorst in Danzig an. Ich konnte mit der Straßenbahn hinfahren. Die Arbeit war kinderleicht. Dort wurden Piloten für Jagdflugzeuge ausgebildet und wir hatten nur mit der Hand die An- und Abflugzeiten der einzelnen Schüler aufzuschreiben und ein paar kurze Schichtzeiten waren: kurz vor Sonnenaufgang bis 14 Uhr und von 14 Uhr bis Sonnenuntergang: bei Nebel hatten wir nichts zu tun. Wenn ich auch von der „Morgenröte“ hörte, dass Afrika verloren sei, dass Italien kapituliert habe und die Wehrmachtsberichte von Frontbegräbnissen sprachen, waren die Fliegeroffiziere doch so überzeugt, dass der Krieg noch gewonnen werden könnte, dass ich mich gerne wieder davon überzeugen ließ.

Erkundigungen ergaben, dass die Tätigkeit beim Fliegerhorst für eine Weiterbildung, z.B. Studium, nicht berechnete und da ich zu dieser Zeit – Ende Sommer 1943 – überzeugt war, dass der Krieg noch lange andauern würde, meldete ich mich „freiwillig“ in den Arbeitsdienst, denn das war der Grundvoraussetzung für ein Weiterkommen. Wieder hatte ich Glück in die Nähe von Danzig „eingezogen“ zu sein. Das Lager war ein altes Schloß, wir waren 100 Mädchen, sechs Kameradschaftsälteste (KÄ), d.h. RAD-Führerinnenwärterinnen, eine Mädchenoberführerin (MOF) und eine Wirtschaftsleiterin. Ich war die einzige Abiturientin in dem Lager und da gerade der Lehrer vom Nachbarort Klein Schlaus eingezogen worden war (mein Schutzengel), fragte mich die MOF, ob ich Schulhelferin werden möchte. Ich sagte freudig ja und wurde in eine einklassige Schule mit 103 Kindern geschickt, von denen ein Teil „eingedeutscht“ war. Diese Kinder konnten nur bruchstückhaft Deutsch.

Die Lehrersfrau hatte drei Kinder und half mir nach Kräften. Es gab immerhin Wochenpläne und Schulbücher. Die anderen Mädchen mussten bei Bauern harte Arbeit verrichten und wenn es abendpolitische Schulung, Küchendienst oder Putz- und Flickstunde gab, hatte ich immer einen großen Packen Hefte dabei, die ich in einem Extrazimmer korrigieren konnte. Wir waren so mit uns beschäftigt, dass wir ohne Zeitung oder Radio kaum mitbekamen, was draußen in der Welt passierte. Alle vier Wochen hatten wir frei. Die übrigen Mädchen waren größtenteils aus Sachsen und die KÄs aus dem Rheinland. Die gingen dann in Danzig „aus“ und ich konnte nach Hause fahren. Da ich denen Lokale und Cafes in Danzig sagen konnte, wurde mir meine Sonderstellung nicht geneidet, im Gegenteil.

Schon bald trat die MOF an mich heran, ich wäre sehr geeignet für eine RAD-Führerin und sie möchte mich gerne nach Abschluß der vorgeschriebenen 6-monatigen RAD Zeit als KÄ behalten. Also das wollte ich auf gar keinen Fall. In den Weihnachtsfeiern hatten wir zwar nicht die Feiertage, aber ein ganzes Wochenende frei. Ich ging die Langgasse in Danzig entlang und traf zufällig (Schutzengel) eine Mitschülerin, der ich meine Misere erzählte, denn es war ja nicht ganz ungefährlich, eine solche „Ehre“ zur RAD-Führerin vorgeschlagen zu werden, abzuschlagen. Nach dem allgemeinen RAD mussten wir Mädchen noch ein halbes

Jahr Kriegsdienst ableisten. Mir wurde von dieser Mitschülerin vorgeschlagen zur Torpedoversuchsanstalt (TVA) nach Gotenhafen zu gehen und vorsichtig „reinen Wein“ einzuschenken. Das tat ich und mir wurde zugesagt, daß ich meinen „Einberufungsbefehl“ Anfang März bekommen würde. Ich fuhr beruhigt nach Subkau¹⁵⁴ und erzählte nichts von meinen Unternehmungen und tat außerordentlich erstaunt, als ich den Befehl Ende Februar bekam. Der ging allem vor, und die MOF musste mich ziehen lassen.

Die TVA hatte einen Torpedo entwickelt, der auf Motorengeräusche ansprach und unsere Abteilung musste die Isobaren ausrechnen und zeichnen – die „Torpedorörchen“ wie wir sie nannten. Was fünf Mädchen mühsam mit Formel und Rechenschieber für verschiedene Situation in einer Woche ausrechneten, würde heute ein Computer sicher in einer Minute schaffen. Der Kriegshilfsdienst (KHD) verlangte es, dass wir nach der Abitur ins Barackenlager zurückkamen. Dort gab es Küchendienste, politische Schulungen, Putz- und Flickstunden. Mittwochs und das ganze Wochenende (Arbeitsende war um 15 Uhr) durften wir ausgehen. Zum Essen gab es übrigens sowohl im RAD wie in der TVA und im KHD reichlich, und dass die Familien mit Lebensmittelmarken mühsam jonglieren mussten, davon merkten wir nichts.

War ich im RAD fern von der Politik und dem Kriegsgeschehen und dem Gedanken, dass der Krieg verloren gehen könnte, wurde hier in der TVA unter vorgehaltener Hand schon ein offenes Wort gesprochen. Wir müssen arbeiten, was wir nur können, vielleicht geschieht doch noch ein Wunder, versuchten wir uns zu beruhigen. Irgendwie klammerten wir uns gemeinsam an die „Wunderwaffe“ V-2, die in der Entwicklung sei, aber noch nicht einsatzfähig. Das geschah wider besseren Wissens, denn der Wehrmachtsbericht gab „Frontbegradigungen“ zu. TVA-Urlauber, die in den Westen Deutschlands gefahren waren, erzählten von den entsetzlichen Luftangriffen. Aber wir hatten in Danzig ja noch Frieden.

Der eigentliche Moment, wo uns die Angst beschlich und nicht mehr losließ, war der 20. Juli 1944, das Hitlerattentat. Hitler hatte ja alles in der Hand, waren die deutschen Offiziere nicht mehr glaubwürdig, was war mit den Soldaten an der Front, war vielleicht der Krieg bald zu Ende und würde ganz Deutschland wie ein großes KZ werden? Die Stimmung in der TVA war umgeschlagen, die zaghaft offenen Reden der Einzelnen waren wie abgeschnitten, selbst unser „Kleinchef“, der spätere Mathematikprofessor Fritz Weidenhammer, redete fast nur noch über die Arbeit. Ein höherer Offizier von uns war von der Gestapo abgeholt worden, weil er wohl nur gesagt hatte: „Der Krieg ist verloren“.

Im September 1944 traf ich auf dem Seesteg in Zoppot, auf dem man abends immer noch flanieren ging, eine Mitschülerin die im KHD in der Nähe von Memel war und vor den Russen geflohen war: die Russen waren bereits in Ostpreußen. Aus den Wehrmachtsberichten ging das keinesfalls hervor. Daß die Alliierten im Sommer bereits in der Normandie gelandet waren, hatte mich nicht

¹⁵⁴ Heute Subkowy.

so berührt – wie naiv- es war ja weit weg. Zum Oktober 1944 wurde der totale Krieg ausgerufen. Die „Danziger Neueste Nachrichten“ musste ihr Erscheinen einstellen, in Danzig existierte nur noch der „Danziger Vorposten“ von Gauleiter Albert Forster¹⁵⁵. Hatte Vati die Abgabe seiner Lebensaufgabe uns gegenüber schweigend hingenommen, so sprach er jetzt noch viel weniger und klagte öfters in dieser wenigen Zeit, die ich jetzt zu Hause war, über Kopfschmerzen. Unis, Theater und was sonst noch irgendwie ging, wurde geschlossen, die frei werdenden Männer wurden nach kurzer Ausbildung an die Front geschickt. Himmler¹⁵⁶ hob den Volkssturm aus, d.h. Kinder (ich glaube ab 15 Jahren) alte und vorher kriegsuntaugliche Männer wurden an die Front geschickt, ebenfalls nur nach einer kurzen Ausbildung, z.B. in der Handhabung der Panzerfaust.



Abb. 31. Der Seesteg in Zoppot

Mein KHD war Ende September 1944 offiziell zu Ende, aber da ich sowieso schon in einem kriegswichtigen Betrieb arbeitete, brauchte ich in keine andere Munitionsfabrik. Ich wohnte wieder in Danzig-Langfuhr, verließ morgens um 5.50 Uhr das Haus (Fußweg-Straßenbahn-Zug-Fußweg 1 ½ – 2 Stunden) und war um 21 Uhr wieder zu Hause. Mein Leben spielte sich eigentlich nur zwischen TVA-Oxhöft und Langfuhr ab. Vati spielte lange Klavier und ich hörte zu oder manchmal lag er oben im Schlafzimmer auf dem Divan und klagte über ihn so mitgenommen. Nachdem es ja bei uns nicht allzu üblich war, über

¹⁵⁵ Forster Albert (geb. 1902). Danziger Gauleiter. Vermutlich wurde er 1952 in Warschau hingerichtet.

¹⁵⁶ Himmler Heinrich (1900–1945), Reichsinnenminister

Gefühle zu reden, konnte ich natürlich auch mit niemandem über meine eigene unterschwellige Angst reden.

So kam Weihnachten 1944. Die Russen waren über die Weichsel und die Alliierten weit in Frankreich, doch jetzt herrschte Ruhe vor dem Sturm, die Stadt Danzig lag unversehrt von Bombenangriffen in stillem Frieden da. Vati spielte, wie üblich zu Weihnachten, den 2. Satz aus der Beethoven Sonate „Pathetique“. Plötzlich hörte er auf zu spielen und fing an zu sprechen: „Ja, komm Lani (Abkürzung von „Melanie“, dem Vornamen meiner Mutter) setz dich nur her, wo warst du denn solange“. Ich war so erschüttert, dass ich nicht mehr weiß, was er noch zu Mutti gesagt hat. Jedenfalls sprang er auf, rannte auf den Locus und übergab sich. Dann legte er sich auf den Divan im Schlafzimmer und zuckte jedes Mal zusammen, wenn ein keuchender Dampfzug draußen vorbeirattete. Da dachte ich zum ersten Mal, dass er sich noch einmal in meinem Beisein übergeben müsse.

Am nächsten Tag stand er wieder auf, wir unterhielten uns und der Vorfall vom Tag zuvor wurde mit keinem Wort erwähnt. Tante Edith kam, und die beiden machten die Steuer oder sonst etwas. Am übernächsten Tag fuhr ich wieder nach Oxhöft zur TVA. Ich stellte meine Pflicht zur Arbeit zu gehen so hoch, dass ich es nie gewagt hätte, wegen meines Vaters oder einer sonst vorgespilten Tatsache zu Hause zu bleiben. Tante Edith hatte ich nur von den Kopfschmerzen erzählt. Sie hat sich um einen Arzt gekümmert, der ihm Medikamente verschrieb. In den nächsten Tagen merkte ich in den kurzen Zeiten, die ich zu Hause war, keine Verschlimmerung, nur dass er sich noch einmal in meinem Beisein übergeben musste.

Dann kam der 14. Januar 1945. Es war bitterkalt. Schnee lag so hoch wie ich ihn zum letzten Mal als kleines Kind gesehen hatte. Mir gegenüber saßen in der Straßenbahn zwei Frauen, die zwar warm angezogen waren, aber sonst nichts hatten, als jeweils ein kleines Kind in eine Decke gewickelt und eine Milchflasche im Arm. Sie erzählten mir unter Tränen, dass das das Einzige wäre, was sie gerettet hätten, sie wären aus Ostpreußen geflohen, die Russen wären zum Angriff übergegangen. Spät am nächsten Abend rief mich eine Freundin an, sie können es kaum mehr aushalten. Sie war als Rote-Kreuz-Helferin im Hauptbahnhof eingesetzt, da kämen Güterwagen mit Flüchtlingen an, von denen einzelne einfach erfroren seien, und sie musste diese Toten mit ausladen. Ich konnte ihr nicht beistehen, denn ich musste täglich zum Dienst.

Auf Bahnhöfen und Straßenbahnen sah ich viele verhärmte Menschen, denen der große Schrecken im Gesicht stand, die vielleicht Kinder an der Hand und einen Koffer hatten oder auch gar nichts mehr besaßen. Das Schlimme war, daß die Kreisleiter den Leuten erst die Einwilligung zum Fliehen gaben, wenn die Russen praktisch vor der Haustür standen. Sehr schnell sprach sich herum, dass die Russen die Frauen vergewaltigten, raubten und brandschatzten, wenn sie noch Leuten habhaft werden konnten. An meinem Geburtstag, dem 16. 1. 45, sprach Vati zum ersten und zum letzten Mal mit mir offen über die Katastrophe, dass der Krieg verloren sei, Danzig sicher den Polen zugesprochen werden würde und wir uns in Heilbronn in der Jägerhausstraße bei Onkel Rudolf und Tante Emma

treffen sollten. Er gab mir Geld, damit ich fürs Erste etwas hätte. Er sprach über die „Danziger Neueste Nachrichten“ und über unsere Familie.

In den nächsten Tagen kam er in die Winnsche Klinik¹⁵⁷. Tante Edith hatte das in die Wege geleitet. Die Tage dazwischen spielte er nicht mehr oder nur sehr wenig Klavier und war oft schon in seinem Schlafzimmer, wenn ich heimkam. Obwohl in der TVA jeder wusste, dass unsere Arbeit sinnlos war, kam keiner von uns auf die Idee, wegzulaufen, bzw. mit einem der vielleicht letzten Züge sich in den Westen abzusetzen. So arbeiteten wir immer weiter, verdrängten, dass die Schlinge um uns sich immer weiter zusammenzog. An einem Sonntag, an einem ganz klaren Wintertag, ging ich mit Vatis Fernglas auf die Königshöhe. Ich konnte die Marienburg¹⁵⁸ erkennen und sah, dass irgend etwas davon in die Luft flog, so weit waren sie also schon. Aus dem Wehrmachtsbericht war immer noch nicht zu hören, dass die Russen zur großen Offensive angetreten waren.

Am 23. Januar 1945 besuchte ich Vati das letzte Mal in der Klinik. Als ich ihn nachts verließ und ich mich noch einmal an der Tür umdrehte, grüßte er mich mit der selben Handbewegung, wie es Mutti bei ihrem letzten Male getan hatte. Tante Edith, Ulrich und Peter waren dabei, wie er in einen der letzten Sanitätszüge gebracht wurde, die Danzig überhaupt verlassen haben. Die Russen hatten bei Rheda¹⁵⁹ einen Durchbruch erzielt und so Ost- und Westpreußen vom übrigen Reich abgeschnitten.

In dieser Nacht ging ich verlassen nach Hause. Als ich durch die Allee ging, beschien Vollmond die friedliche Straße. Ich schlief bald ein und wurde durch Fräulein Margarete aus dem Schlaf gerissen. „Thea, steh auf, die Russen sind da“. Der Morgen dämmerte schon, ich machte die Verdunklung hoch und sah, dass der Himmel ganz rot war. Es war der erste Luftangriff der Russen auf Danzig¹⁶⁰. Vor allen Dingen das Schützenhaus¹⁶¹, in dem wohl viel Holz eingebaut war, brannte lichterloh. Ich zitterte so, dass es mir erst nach einiger Zeit gelangt, mich anzuziehen. Fräulein Korsch half mir einen Rucksack zu packen – für jeden von uns Dreien ein komplette Anzugsgarnitur, Paß und Geld, ein paar Fotos, ein Buch. Wo die sonstigen Papiere aufbewahrt wurden, wusste ich nicht einmal. So mussten Bruder Hans und ich in unserem weiteren Leben ohne Geburtsurkunde zurecht kommen.

Ich mußte ja in den Dienst. Ich ging zur Straßenbahn, da kam keine, auch die Züge gingen nicht. Von Panik getrieben, machte ich mich auf den Weg und ging die 20 km zu Fuß. Wenigstens ging ein Schiff nach Oxhöft. Diejenigen, die in Danzig wohnten, kamen ähnlich wie ich zu spät, allerdings nicht in der Vorstellung, dass

¹⁵⁷ Winnsche Klinik – eine chirurgische Privatklinik, die vermutlich Ende des dreißiger Jahre Paul Ehmke übernahm. Sie befand sich auf halber Höhe der Sandgrube (heute ulica księdza Rogaczewskiego befand) (H. Ehmke, *op. cit.*, S. 299).

¹⁵⁸ Heute Malbork.

¹⁵⁹ Heute Reda.

¹⁶⁰ Ob das der erste Luftangriff sowjetischer Luftkräfte war, erscheint mir fraglich. Jedenfalls soll man diese Frage weiterhin forschen. Vgl. M. Bakun, *Lotnictwo na ziemi gdańskiej 1910–1945*, Toruń 2012.

¹⁶¹ Dom Strzelecki.

die Russen schon da seien (sie besetzten Danzig erst Ende März), sondern dass es nur ein Luftangriff gewesen sei. Da es für Leute aus Danzig zu mühsam geworden war, hin und her zu fahren, richtete man uns einen Gemeinschaftsschlafräum auf dem Werksgelände ein. Es wurde davon gesprochen, daß wir mit dem Schiff jeden Tag verlagert werden könnten. Nach Langfuhr kam ich nicht mehr, aber ein Vorgesetzter hatte dienstlich in Danzig zu tun und brachte mir noch einen Koffer mit, den die „Morgenröte“ nach einem Telefonanruf gepackt hatte. Die Züge gingen zwar wieder, aber ich hatte keinen Mut, die Fahrt auf mich zu nehmen, und mehr würde ich sowieso nicht schleppen können. Fräulein Korsch wollte treu das Haus bewachen und Tante Edith hatte Karten für die „Gustloff“, für die viele Danziger Karten ergattert hatten.

Am 30. Januar 1945 hielt Hitler noch eine Rede, in der viel von Endsieg gesprochen wurde. Wir waren alle beordert, dieser Rede in einem Riesensaal beizuwohnen. Viele Flüchtlinge waren darunter, die gerade ihr Hab und Gut verloren hatten. Hitler übte aber noch eine solche Faszination auf die Menschen aus, dass viele von denen sagten, ja, wir müssen noch aushalten, bald ist wieder alles vorbei und wir können in unsere Heimat zurück. Dass das immer noch einige glaubten, hat mich damals ungeheuer tief beeindruckt. Viele hatten schon Tage versucht ein Schiff zu finden, mit dem sie in den Westen könnten, denn auf die „Gustloff“, die breit vor uns lag, kam keiner mehr rauf, der nicht eine Karte hatte.

Wieder in der TVA zurück, fingen wir an, unsere Bürosachen in Kisten zu packen. Am nächsten Tag drang die Kunde durch, dass die „Gustloff“ untergegangen sei, nun fühlte ich mich noch mehr verlassen, denn ich dachte ja Tante Edith, Ulrich und Peter seien auch auf dem Schiff gewesen. Am nächsten Tag wurde die „Hugo Zeye“, ein Zerstörer, mit unseren Sachen beladen. Ich war wie versteinert. Am Ufer standen ein Haufen Flüchtlinge und die mussten mit ansehen wie auf wertvollem Schiffsraum alte Schreibtusche und sonstiger Kram verladen wurde. Immerhin einige Flüchtlinge wurden doch mitgenommen. Die Fahrt nach Glücksburg¹⁶² dauert drei Tage. Wir fuhren noch mit anderen Schiffen zusammen, immer ein Stück, dann blieben wir wieder stehen, änderten die Richtung.

Wir saßen eng gedrängt im Unterdeck, schlafen konnte man nur, indem man sich halb auf den anderen legte. Es gab für jeden etwas zu essen und zu trinken. Die meisten waren apathische, wie sollte es weitergehen? Ab und zu konnte man ja auch an Deck gehen. Beim Gespräch erfuhr ich, dass einer von der Besatzung sogar meinen Bruder kannte – ich weiß nicht mehr, ob sie auf dem gleichen Schiff gewesen waren¹⁶³. In Glücksburg angekommen, fühlten wir uns wie gerettet, es gab viel zu essen und zu trinken und man konnte sich waschen. Doch das Ausruhen dauerte nicht lange, unsere Abteilung sollte in Saßnitz auf Rügen weiterarbeiten. Wir fuhren über Hamburg und ich sah zum ersten Mal im Mondschein die Fens-

¹⁶² Stadt in Schleswig-Holstein.

¹⁶³ Hans Fuchs ist der Ansicht, dass „wir uns woanders begegnet seien müssen, da ich nie auf der „Zeye“ gefahren bin“.

terhöhlen einer zerbombten Stadt. Wir übernachteten bei unserem „Kleinchef“, dessen Elternhaus noch stand. Am nächsten Morgen ging es weiter.

Bald hielt der Zug an, alle unter die Wagen, es war ein Tieffliegerangriff. Mein Schutzengel stand wieder da, ich kam – im Gegensatz zu anderen – ohne Verwundung davon. Im Saßnitz hatten wir ein paar Tage frei, bis unsere Sachen ankamen. Es gab dort auch genügend zu essen, aber kein Salz, weder im Brot noch sonst irgendwo drin. Tatsächlich, die Sachen kamen und wir haben wieder gearbeitet, allerdings nur mit halber Kraft. Am 8. März war auch dort ein Fliegerangriff, unser Bürohaus mit Schießstand wurde, zum Glück, zerstört und wir wurden an die Hauptstelle der TVA nach Eckernförde beordert.

Die Züge waren voll, aber sie fuhren. Man fand wieder einen Arbeitsplatz für uns und wir mussten Rechnungen für eine neue Torpedoentwicklung durchführen. Meine Freundin Anchen Schultz und ich waren in Baracken am Moor untergebracht. Wir waren schon von Öxhöft gewohnt, daß Mäuse während der Nacht über unser Gesicht liefen, aber hier waren es Ratten und deswegen schiefen wir lieben auf unseren Schreibtischen im Werk. Es gelang unserem Chef, für uns alle eine andere Lösung zu finden. Es gab von der TVA noch eine Zweigstelle in Surendorf, ein Nest auf der Landspitze von der Kieler und Eckernförder Förde gelegen. Es war Mitte April, der entsetzlichen Angriff auf Dresden hatte stattgefunden, die Russen waren in Sachsen einmarschiert, die Kapitulation konnte bei all dem Grauen wirklich nicht mehr lange dauern. Da war ein kleines Nest sicher besser als eine Stadt wie Eckernförde, obwohl die noch keine starken Bombenangriffe erlebt hatte.

Also zogen wir mit einem Schiffchen nach Surendorf und hier wurde wirklich nur noch sehr wenig getan. Ende April „fiel“ der Führer, d.h. er beging Selbstmord und am nächsten Wochenende, am 5. Mai war für uns der Krieg zu Ende. Die wenigen, die auf unserer Außenstelle waren, waren ausgeschwärmt, um Lebensmittel zu hamstern. Ich war allein zurückgeblieben um Wäsche zu waschen. Das Wasser wurde auf einem Widerstand erwärmt. Da rief plötzlich ganz aufgeregt der Hausmeister an, hier unten sei ein Wagon mit Engländern vorgefahren. In einem Jeep saßen vier „Tommys“. Einer stieg aus und fragte mich ganz höflich, ob er den Chef sprechen könne. Ich nahm meine Englischkenntnisse zusammen und sagte ihm, dass der Chef wohl erst am Abend wiederkommen würde. Dann meinte er, er würde am Montag wiederkommen, fliehen könnten wir nicht, die einzige Straße sei abgeriegelt und wenn alles in die Luft gesprengt würde, würde es uns schlecht ergehen. Damit verließ er das Werksgelände.

Am folgenden Sonntag wurde das Werk zwar nicht in die Luft gesprengt aber in hastiger Arbeit – gemäß Befehl – alle vorhandenen Unterladen in den Reißwolf gesteckt. Am Montag kamen die Engländer wieder, sahen die Bescherung und verlangten von uns, alle Unterlagen wieder herzustellen, wenn das nicht geschehen würde, oder maßgebliche Leute sich absetzen würden, würden sie die anderen in ein Gefangenlager stecken. Im Augenblick konnte uns nichts Besseres passieren und wir alle blieben da. Zwei oder drei Tage später war dann die offizielle Kapitulation – wir waren noch einmal davongekommen. Eine kleine Gruppe von

Engländern unter einem Major Hill war in der Nähe einquartiert. Unser Abteilungsleiter musste ab und zu bei ihm Bericht erstatten, doch sonst wurden wir vollkommen in Ruhe gelassen.

Wir ließen die Arbeit langsam anlaufen und ließen uns auch sonst viel Zeit. Wir bekamen zwar kein Geld, aber Unterkunft und reichlich Verpflegung: Brot, Marmelade, Kartoffeln, Mohrrüben und Kohl. Wenn ich daran denke, was die Deutschen auf ihre Karten bekamen, war unsere Verpflegung einfach üppig zu nennen. Irgendjemand hatte zwei Herrenfahrräder aufgetrieben, so dass wir auch am Wochenende die Gegend erkunden konnten. Ich hatte mich mit einem Physiker, Wilhelm von Anlock, angefreundet, so dass mein Leben nicht mehr so traurig war, obwohl ich von meiner Familie überhaupt nicht wusste, ob sie noch am Leben war.

Anfang August bekam ich eine Karte von Bruder Hans, dass er im Musterlager in der Lüneburger Heide sei und sie ihn nach Heilbronn entlassen ließen. Die Karte war adressiert mit Thea Fuchs, TVA Eckernförde. Diese Karte muß wohl vom Roten Kreuz abgeschickt worden sein, da ich weder den Namen der Torpedoversuchungsanstalt noch Eckernförde als ihren Standort kannte. Zwar war sie durch viel Hände gegangen aber sie kam an. Sofort ging ich zu Major Hill, um mir Urlaub zu holen. Der gab mir einen Schrieb, dass ich mich frei bewegen dürfte. Aber es fehlten mir sonstige Papiere. Ich hatte keinen Werksausweis, geschweige denn Lebensmittelmarken oder einen Passierschein für die amerikanische Zone. Zu dem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass so ein Schein notwendig war. Frohgemut tigerte ich los¹⁶⁴. Ein Schiffchen nach Eckernförde¹⁶⁵ gab es nicht, also zu Fuß nach Gettorf, ca. 20 km, wo ich hoffte, irgendein Transportmittel zu finden. Am nächsten Morgen sollte um 6 Uhr ein Zug nach Hamburg gehen, der fuhr auch mit einer Stunde Verspätung los, blieb aber bald wieder stehen und man hörte, wie die Lokomotive abgehängt und ohne uns weiterfuhr. Nun wartete man geduldig, ein paar Stunden später ging es weiter und wir kamen tatsächlich in Hamburg an.

Die nächste Station sollte Frankfurt sein. Es war toll in der Zeit, wie man viele Leute fragen konnte, jeder wusste ein bisschen was, und man bekam schließlich das heraus, was man wünschte. Also es gab einen Zug von Bremerhaven nach Frankfurt und nach Bremen gab es einen Güterzug mit Kohlen auf einem bestimmten Abstellgleis. Auf meinem Wagen war ein Mann mit Schifferklavier und es ging lustig zu. In Bremen: Zug nur mit Zulassungskarte, aber ein Bahnbeamter verriet mir, dass der Zug von Bremen oft keine Einfahrt hätte. Ich konnte in den fast leeren Zug an der bezeichneten Stelle einsteigen und in Bremen stiegen so viele Leute in den Zug durch Fenster und Türen, dass man sich als „kleiner Mensch“ ohne Fahrkarte vor dem Schaffner leicht verstecken könnte. Unterwegs erfuhr ich von dem Problem, dass man einen Passierschein bräuchte, um in die amerikanische

¹⁶⁴ Wie sich Hans Fuchs erinnert: „In dieser Zeit als junges Mädchen allein durch deutsche Lande zu „tigern“ gehörte viel Mut und im Rückblick hätte meine Schwester dieses Risiko natürlich nicht auf sich nehmen sollen“.

¹⁶⁵ Miasto portowe na zachodnim Bałtyku

Zone zu kommen. An der Grenze, als der Zug schon stand, sah ich einen Menschen weglaufen, auf den von amerikanischen Soldaten geschossen wurde, der Mann entkam aber offensichtlich. Alle mußten den Wagen verlassen. Es gelang mir jedoch, hinter einen „Ami“ in den schon kontrollierten Wagen zu schlüpfen und so konnte ich weiter bis Frankfurt fahren.

Darmstadt, Mannheim, Heidelberg schaffte ich mit Bummelzügen, so dass ich schon am frühen Nachmittag an der Ausgangsstraße nach Heilbronn stand. Ich war die lange Reise leid. Endlich hielt ein LKW, die Tür wurde aufgerissen und ein Schwarzer lachte mich an. Ich wollte schnell weglaufen, aber eine deutsche Stimme rief mir zu, ich solle keine Angst haben, sie würden mir bestimmt nichts tun. Tollkühn wie ich war, stieg ich zu den drei Leuten und es stellte sich heraus, dass der mittlere aus Fischerbacke bei Danzig war und mit seinen Eltern 1937 ausgewandert war. Leider fuhren sie nur bis Sinsheim. Da noch Sperrstunde war, musste ich ins städtische Übernachtungsheim, wie sich herausstellte, ein großer mit Stroh ausgelegter Kellerraum, wo sich das gesamte Nachleben der Stadt abspielte.

Nach Heilbronn kam ich am nächsten Morgen schnell mit einem deutschen PKW. Das Haus in der Jägerhausstraße stand, ich wähnte mich am Ziel. Auf mein Klingeln öffnete mir ein englisch sprechendes Mädchen und auf der Treppe oben erschien ein Mann in seidig glänzenden Morgenrock. Ich floh zum Nachbarn Kölle und hörte, dass meine Verwandten in Bönningheim seien, ca. 4 km von hier – es waren aber runde 20 km – und ein Wagen nahm mich mit. In Bönningheim fragte ich zunächst nach den Ammans: „Ja die sind alle tot“. Familie Fuchs kannte keiner. Mir wurde ganz flau, wenn die Kölles sich womöglich getäuscht hätten. Gott sei Dank war noch jemand auf dem Bürgermeisteramt und so fand ich den Weg zu Tante Emma und Onkel Rudolf und später auch zum Bruder Hans und Onkel Kurt war auch schon da (meine ich).

Nach acht wundervollen Tagen trat ich, versehen mit Passierschein und Lebensmittelmarken, wieder die Rückfahrt an. Diesmal ging es über Bietigheim und von dort war es einfacher mit diversen Bummelzügen bis nach Frankfurt zu kommen. Es dauerte via Köln auch ein paar Tage, aber ich kam glücklich wieder in Surendorf an.

IV. SCHLUSSBETRACHTUNG

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verstand es Hans Fuchs, sich der neuen nachkrieglichen Wirklichkeit anzupassen. So wie auch viele Menschen seiner Generation wollte er den Alptraum des Krieges hinter sich lassen und stürzte sich in die Arbeit. Im April 1951 schloss er in Stuttgart sein Studium an der Hochschule für Technik ab. Schon während des Studiums arbeitete er bei der Firma Stahlbau Vogel in Schweinfurt. 1953 ging Hans Fuchs in die USA. Er schrieb sich als Student an der Columbia-Universität ein. Er nahm sehr verschiedenartige Tätigkeiten an, z.B. gab er Tennis- und Segelunterricht. Im Jahr 1956 wurde er Mitarbeiter der Weltbank in Washington.

Im November 1956 heiratete Hans Fuchs Barbara Vogel und Schweinfurt wurde zu seinem zweiten Zuhause. Er machte eine rasche berufliche Karriere und wurde dabei von seiner Ehefrau sehr unterstützt. Noch in Washington wurden seine Kinder Ina Katherine, Hans-Christoph und Monika Susanne geboren. Sein Sohn Hans-Christoph Fuchs führt die Familientradition fort und ist in Asien im Bankwesen tätig. Die älteste Tochter lebt in der Schweiz, die jüngere in Schweinfurt.

Zahlreiche deutsche Danziger machten nach 1945 berufliche Karriere in Deutschland. Als Beispiele möchte ich hier anführen: der Schriftsteller Günter Grass, der Minister Horst Horst Ehmke, der Botschafter Ulrich Sahn, der Verleger Erich Brost. Und auch Hans Fuchs gehört zu ihnen, zu den Danzigern, die stolz auf ihre Danziger Wurzeln sind.



Abb. 32. Barbara und Hans Fuchs mit ihren drei Kindern



Abb. 33. Die große Familie Fuchs, Kindern, Enkel

V. ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AP	Archiwum Państwowe
BDM	Bund Deutscher Mädels (Mädchen und junge Frauen von 14 bis 21 Jahren)
DNN	„Danziger Neueste Nachrichten“
HJ	Hitlerjugend
KHD	Kriegshilfsdienst
LWH	Luftwaffenhelfer
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
PAAA	Politische Abteilung des Auswärtigen Amtes
PAN	Polska Akademia Nauk (Akademie der Polnischen Wissenschaften)
RAD	Reichsarbeitsdienst
S.	Seite
SA	Sturmabteilung
SBPN	Słownik biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego

VI. BIBLIOGRAPHIE

1. Archivalien, unveröffentlichte Manuskripte

Archiwum Państwowe w Gdańsku.

Akten des Rechtsanwaltes Bruno Kurowski in Danzig 1921–1937, Nr. 7

Senat der Freien Stadt Danzig, Nr. 2997.

Bundesarchiv Koblenz.

Hauptarchiv der NSDAP NS 26/vorl 994.

R 43 I7374, fol. 1.

Fuchs Hans, *Ein Leben auf zwei Kontinenten*. Bd. 1– Haupttext, Schweinfurt 2000.

Bd. 2 – Anlagen, (Manuskript), Schweinfurt 1999.

Wilpert Friedrich von, *Danzig. Eine Erinnerung* (Manuskript) 1946.

2. Gedruckte Quellensammlungen, Schriftliche Mitteilungen, Lexika

Andrzejewski Marek, *Działalność Pressestelle gdańskiego Senatu od października 1936 r. do 31. sierpnia 1939. Materiały*, „Dzieje Najnowsze“ 1984, Nr. 3–4.

Andrzejewski Marek, *Wolne Miasto Gdańsk (1920–1939) Leksykon biograficzny*, Gdańsk 2009.

Bei wem sollst Du kaufen? Bei Deinen Volksgenossen!, Danzig 1937.

Danziger Statisches Taschenbuch für 1930/31, Danzig 1930/31.

Gliński Mirosław, *Ludzie dziesiętnastowiecznego Gdańska. Informator biograficzny*, Gdańsk 1994.

Handbuch der deutschen Tagespresse, Leipzig 1944.

Handbuch der deutschen Tagespresse, Frankfurt a. M. 1937.

Handbuch Deutscher Zeitungen 1917. Bearbeitet im Kriegsamt von Rittmeister a.D. Oskar Michel, Berlin 1917.

3. Erinnerungen, Briefe

Barendt Lisa, *Danziger Jahre. Aus dem Leben eine jungen Frau bis 1945/46*, Oldenburg 1994.

Bechtle Oscar, *In Danzig von 1928 bis 1945*, „Unser Danzig“ 2005, Nr. 1, S. 15–16, 22, 25; Nr. 2, S. 19–23; Nr. 3, S. 30–33.

Brausewetter Artur, *Von Gutsherren und Künstlern. Eine ostdeutsche Biographie*, Frankfurt am Main 1980.

- Dworetzki Gertrud, *Heimatort Freie Stadt Danzig*. Thomas Omansen, *Gdańsk – Danzig. Gdańsk – Rückblicke*, Düsseldorf 1985.
- Erich Brost, *Wider den brauen Terror. Briefe und Aufsätze aus dem Exil*. Bearbeitet von Marek Andrzejewski und Patrik von zur Mühlen, Bonn 2004.
- Grüning Christiane, *Die Nixe im Kirchbaum. Eine Kindheit in Danzig*, Frankfurt a.M.-Berlin 1989.
- Gülzow Gerhard Martin, *Kirchenkampf in Danzig 1934–1945. Persönliche Erinnerungen* (1968).
- Leitner Dieter W., Langfuhr, *Uphagenweg Die letzten Wochen in Danzig vor dem Untergang*, „Unser Danzig“ 2006, Nr. 3.
- Lichtenstein Erwin, *Die Juden der Freien Stadt Danzig unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, Tübingen 1973.
- Pförtner Stephan F., *Nicht ohne Hoffnung. Erlebte Geschichte 1922 bis 1945*, Stuttgart 2001.
- Ehmke Horst, *Mein Elternhaus*, in: *Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum*, Würzburg 1993.
- Ratzke Jansson Vera, *Często myślę o Gdańsku*, Gdańsk 2005.
- Siegler Hans-Georg, *Danzig. Chronik eines Jahrtausends*, Düsseldorf 1990.
- Siegmund Harry, *Rückblick. Erinnerungen eines Staatsdieners in bewegter Zeit*, Raidorf 1999.
- Warmiński Sigmund, *Danzig-Heimatland. Lustige und wehmütige Erinnerungen eines Wanderers zwischen dem alten Europa und der Neuen Welt*, Frankfurt am Main 2000.
- Wilpert Friedrich von, *Einer in fünf Zeitaltern. Meilenstein an einem wechselvollen Lebenswege*, Bonn 1977.
- Ziehm Ernst, *Aus meiner politischen Arbeit in Danzig 1914–1939*, Marburg/Lahn 1957.
- Zwarra Brunon, *Wspomnienia gdańskiego bówki*, Gdańsk 1984.

4. Darstellungen

- Andrzejewski Marek, *Abriß der Geschichte der „Danziger Neueste Nachrichten“ (1894–1944)*, in: *Danzig vom 15. bis 20. Jahrhundert*. Herausgegeben von Bernhard Jähnig, Marburg 2006.
- Andrzejewski Marek, *Alltagsleben in der Freien Stadt Danzig*, in *Beiträge zum Alltagsleben. Danzig, Bremen und die Antike. Materialien des wissenschaftlichen Kolloquiums vom 23. und 24. April 1999 an der Universität Gdańsk (Danzig)*. Wiss. Redakteur: Marek Andrzejewski, Gdańsk 2000
- Andrzejewski Marek, *Die Bibliotheken in der Freien Stadt Danzig*, Gdańsk 2006.
- Andrzejewski Marek, *Zur deutschsprachigen Emigration in Polen 1933 bis 1939*, „Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch“, Bd. 18, 2000, Exile im 20. Jahrhundert.

- Andrzejewski Marek, *Die Elbinger Presse vor 1945*, „Beiträge zur Geschichte Westpreußens“ 2002, Nr. 18.
- Andrzejewski Marek, *Erich Brost. Życie i działalność gdańskiego socjaldemokraty*, Gdańsk 2003
- Andrzejewski Marek, *Zur Geschichte der Presse in Westpreußen und in der Freien Stadt Danzig. Neuere Forschungen und Forschungsdesiderate*, in *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einleitung und kulturelle Traditionen*, hrsg. Jörg Riecke und Britt-Marie Schuster unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.
- Andrzejewski Marek, *Hermann Rauschnig. Biographische Skizze*, in *Deutsch-polnische Begegnung zu Wissenschaft und Kultur*. hrsg. von Gilbert H. Gorning, „Schriftenreihe der Danziger Naturforschende Gesellschaft“, Bd. 5, Travemünde-Lübeck 2001.
- Andrzejewski Marek, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, Bonn 1994.
- Andrzejewski Marek, *Organ gdańskiej socjaldemokracji „Volkswacht“ (1910–1919)*, „Rocznik Gdański“ 1980, Nr 2.
- Andrzejewski Marek, *Die Presse in der Freien Stadt Danzig*, Sechste deutsch-polnische Begegnung zu Wissenschaft und Kultur im zusammenwachsenden Europa, „Schriftenreihe der Danziger Naturforschenden Gesellschaft“, Bd. 6, 2004.
- Andrzejewski Marek, *Rozgłośnia Radiowa w Wolnym Mieście Gdańsku*, „Studia i Materiały do Dziejów Wielkopolski i Pomorza“, tom 16, z. 2 (32), 1987, s. 147–156.
- Andrzejewski Marek, *Szkic dziejów największej gazety w Wolnym Mieście Gdańsku „Danziger Neueste Nachrichten“*, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“ Nr. 25.
- Andrzejewski Marek, *Z dziejów kina w Gdańsku 1896–1045*, Gdańsk 2013.
- Andrzejewski Marek, *Zarys dziejów „Danziger Volksstimme“ (1920–1936)*, „Rocznik Historii Czasopiśmiennictwa Polskiego“ 1975, Nr. 2/ 3.
- Andrzejewski Marek, *Zjawisko przemytu w Wolnym Mieście Gdańsku*, in: *Na rozstajach dróg. Gdańsk między Niemcami a Polską (1920–1939)*. Zbiór studiów pod redakcją Mariana Mroczy, Gdańsk 1998,
- Andrzejewski Marek, Rinklake Hubert, *„Man muß doch informiert sein, um leben zu können“*. *Erich Brost Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“*. Mit einem Vorwort von Holger Börner, Bonn 1997.
- Bahr Rudi, *Das Conradinum. Eine Stiftung des Freiherrn von Conradianne, vom und nach 1945*, „Unser Danzig“ 1999, Nr. 2.
- Bakun Maciej, *Lotnictwo na ziemi gdańskiej 1910–1945*, Toruń 2012.
- Banach Jacek, *Banach, Prasa polska Prus Zachodnich w latach 1848–1914*, Gdańsk 1999.
- Chodubski Andrzej, *Nauka, kultura i sztuka w Wolnym Mieście Gdańsku*, Toruń 2000.
- Ciesielski Zenon, *Niemieckie teatry Wolnego Miasta Gdańska i ich stosunek do społeczeństwa polskiego*, „Rocznik Gdański“ 1969, Bd. 28.

- Cieślak Tadeusz *Na marginesie dziejów „Danziger Vorposten“*, „Komunikaty Instytutu Bałtyckiego“ 1972, H. 16.
- Dudzińska Anna, „*Ostdeutsche Monatshefte*“- *miesięcznik kultury i sztuki w Wolnym Mieście Gdańsku*, in *Prasa gdańska na przestrzeni wieków*
- Eichhorn Günter, *Geschichte des Zeitungswesens im deutschen Ostraum zwischen Frankfurt a. O. und Danzig*, Dresden 1939.
- Keyser Erich, *Danzigs Geschichte*, Danzig 1928.
- Koszyk Kurt, *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse*, Berlin 1966.
- Kowalak Tadeusz, *Zagraniczna prasa niemiecka w województwie pomorskim 1920–1923*, „Rocznik Historii Czasopiśmiennictwa Polskiego” 1967, Bd. 6, Nr. 4.
- Loew Peter Oliver, *Danzig. Biographie einer Stadt*. München 2011.
- Loew Peter Oliver, *Danzig und seine Presse (1858–1918). Zeitung und Gesellschaft*, in: *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einleitung und kulturelle Traditionen*, hrsg. Jörg Riecke und Britt-Marie Schuster unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.
- Loew Peter Oliver, *Die Danziger Presse im 19. und 20. Jahrhundert*, „Beiträge zur Geschichte Westpreußens. Zeitschrift der Copernicus Vereinigung für Geschichte und Landeskunde Westpreußens e.V.“ 2002, Nr. 18.
- Loew Peter Oliver, *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen*, Osnabrück 2003.
- Meyer Friedrich-Albert, *Aus der Theatergeschichte Westpreußens* „Westpreußen Jahrbuch“ 1950.
- Meyer Hans Bernhard, *Fritz Jaenicke. Zu seinem 70. Geburtstag und 10. Todestag*, „Westpreußen Jahrbuch 1955, Bd. 5.
- Mikos Stanisław, *Wolne Miasto Gdańsk w dziennikach, pamiętnikach i wspomnieniach*, „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne“ 1975, Nr. 22,
- Oberdörfer Lutz, *Die deutschsprachigen Zeitungen Westpreußens im Vorfeld des Ersten Weltkrieges*, in: *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einleitung und kulturelle Traditionen*, hrsg. Jörg Riecke und Britt-Marie Schuster unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.
- Pallaske Christoph, *Die Hitlerjugend der Freien Stadt Danzig 1926–1939*, Münster 1999.
- Posack Albert, *Aus der Geschichte der katholischen Presse in Danzig*, „Heimatbrief der Danziger Katholiken“, 15. August 1963.
- Ruhnau Rüdiger, *85 Jahre Zoppoter Waldoper*. „Reichswichtige Festspielstätte“ „Unser Danzig“ 1994, Nr. 8
- Schulz Fritz, *Die politische Tagespresse Westpreußens*, Deutsche Krone 1913.
- Sikora Jan, *Thematische Schwerpunkte in der deutschsprachigen Presse Danzigs vor 1945*, in: *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einleitung und kulturelle Traditionen*, hrsg. Jörg Riecke und Britt-Marie Schuster, unter Mitarbeit von Natallia Savitskaya, Berlin 2005.

Sprenger Heinrich, *Heinrich Sahn. Kommunalpolitiker und Staatsmann*, Köln 1969.
Woltnig Stephan, *Bretter, die Kulturkulissen markierten. Das Danziger Theater am Kohlenmarkt, die Zoppoter Waldoper und andere Theaterinstitutionen im Danziger Kulturkosmos zur Zeit der Freien Stadt und in den Jahren des Zweiten Weltkrieges*, Wrocław 2003.

VII. PERSONENREGISTER

- Abel Carl 79
Abel F.W. 79, 81
Allmendinger Guido 44
Andrzejewski Marek 7–9, 14, 22, 27,
30, 32, 34–37, 45, 46, 49–51, 57,
59–62, 109, 117, 138
Anlock Wilhlem von 176
- Bädecker 81
Bahr R. 125
Banach Jacek 26
Barendt Lisa 16
Bechtle Oscar 15, 17, 31, 56, 77,
88, 89, 92, 95, 97, 110, 111, 113,
140, 143
Becker 162
Beethoven Ludwig van 97
Berlinger Götz 82
Bismarck Otto von 35
Boehre Paul 44
Börmel Ernst 135
Brausewetter Artur 97
Brecht Bertold 88
Brödersdorff Albert 38, 44, 56, 74, 76
Brost Erich 10, 21, 24, 30, 57, 178
Buhle Max 44
Burckhardt Carl Jakob 13
- Charlotte 116
Chodubski Andrzej 10, 28
Chopin Frédéric 97
Chojnacka Małgorzata 27
Ciesielski Zenon 88
Cieślak Tadeusz 55
Clasen 146
Cohn Leon 152
Coy Clemens 83
Craerzer Helmut 56
- Cutsche Erich 50
Czelusta 56
- Daniluk Jan 141
Dirksen Herbert von 112
Dix Otto 86
Dominik Hans 119
Donat Hans 88
Dostojewski Fjedor 121
Drost Willy 77
Dudzińska Anna 62
Dworetzki, Schwester, Familie 108, 110
- Ehmke Hedwig 97
Ehmke Horst 99, 106, 107, 118, 173
Ehmke Paul 106, 107, 178
Eichhorn Günter 40, 137
- Fischer Edwin 114
Fleischer Felix 90
Fontane Theodor 120
Forster Albert 31, 53, 55, 58, 82, 161, 171
Forster Lothar 112
Freitag Gustav 121
Fuchs, Familie 7, 16, 105, 114, 115, 177
Fuchs 11, 95
Fuchs 81
Fuchs Angela 13
Fuchs Albert 84
Fuchs Carl 79
Fuchs Carl Dorius Johannes 11
Fuchs Clara geb. Roell 86, 92, 95, 105,
110, 162
Fuchs Dorothea verh. Sprandel 15, 22, 95,
97, 100, 119, 133, 138, 167, 168, 173
Fuchs Emma 84, 172, 177
Fuchs Gustav Adolf 9, 10, 12, 13, 32,
33, 35, 37–40, 42, 44, 46, 47, 60,

66, 70, 74–76, 78, 80, 82–86, 89, 92, 95, 96
 Fuchs Hans 10, 16, 33, 39, 40, 42, 44, 56, 60, 77, 94–97, 103, 113, 121, 140
 Fuchs Hans, Junior 12, 14–16, 21–24, 38–40, 72, 75, 99, 108, 118, 121, 158, 174, 176–178
 Fuchs Hans-Christoph 178
 Fuchs Hermann 83–84
 Fuchs Ina Katherina 378
 Fuchs Louise 83
 Fuchs Martha 90
 Fuchs Melanie geb. Schaper 96, 162, 172
 Fuchs Monika Suanne 178
 Fuchs Rudolf 83–84, 172, 177
 Fuchs Rudolf Gustav (Rolf) 82–84
 Fuchs Professor 11, 95

 Gierszewski Stanisław 9
 Gliński Mirosław 9, 163
 Goebbels Joseph 55, 163
 Goethe Johann Wolfgang 87, 120, 133
 Gogol Nikolai 120
 Goul 123
 Grass Günter 108, 120, 122, 127, 138
 Greiser Arthur 138
 Grüning Christiane 118, 125
 Gülzow Gerhard Martin 133

 Hajduk Bolesław 10
 Harlan Veit 164
 Hauptmann Gerhard 120
 Hedin Sven 17, 121
 Heinrich 72
 Hensel Jurgen 30
 Herder Johann Gottfried 120
 Herta 115–116
 Hertellan Kurt 44, 76
 Hill 176
 Himmler Heinrich 171
 Hitler Adolf 10, 15, 53, 58, 142, 157–159, 161, 162, 174
 Hoffmanm-Onegin Sigrid 113
 Hoffinger 53, 135

 Horney Brigitte 117
 Horstmann Else 79
 Horstmann Georg 79, 80

 Ibsen Henryk 120

 Jähmig Bernhard 7
 Jaenicke Fritz 10, 37, 38, 43, 44, 46, 56, 76, 77
 Janson Martin von 112

 Kafemann Wilhelm 32
 Kalina Ignatz 50
 Kempff Wilhelm 114
 Keller Gottfried 120
 Keyser Erich 40, 134
 Kohnke Karl 56
 Kirchner 56
 Klatt 136
 Kloose Heinrich 152, 153
 Koch 79, 81
 Korsch 173
 Kosiński Paweł 140
 Koszyk Kurt 34
 Kowalak Tadeusz 51, 52, 62
 Kukliński Jerzy 163
 Kurowski Bruno 53, 54, 135

 Lauer 85
 Leitner Dieter W. 158
 Lenz Arthur 39, 77
 Lessing Gotthold Ephraim 121
 Levine Herbert S. 21
 Lichtenstein Erwin 155
 Lietz Edith 144, 162, 172–174
 Lietz Franz 111, 112
 Lietz Kurt 144, 145, 160, 162, 177
 Lietz Peter 111, 112, 144, 174
 Lietz Ulrich 111, 112, 144, 174
 Liszt Franz 97
 Loew Peter Oliver 10, 28, 33, 34, 38, 43, 139, 140
 Löwens 162
 Loops Ernst 10, 49

Lorentz Friedrich 27, 52
 Lubianski 36
 Luckwald Erich von 112

 Madsack August 79
 Maibohm Curt von (Meibo ?) 44, 56, 77
 Mann Thomas 120, 121
 Margarete 119, 168
 May Karl 119
 Memling Hans 133
 Meyer Friedrich Albert 91
 Merz Hermann 89, 91
 Meyer Hans Bernhard 37, 44, 77
 Michel Oskar 45
 Mikos Stanisław 12
 Modrow Marion 162
 Modrow Werner 162
 Mroczko Marian 14

 Noé Ludwig 86
 Nordblom Pia 30

 Oberdörfer Lutz 27, 28
 Ortmann Erich 88

 Pallaske Ch, 131
 Pepliński Wiktor 27, 52
 Perrucker 129
 Petere Albrecht 109
 Petter Walter 77
 Pfitzner Hans 114
 Pfürtner Stephan 55–56
 Piel Harry 116
 Posack Albert 48
 Prove Ferdinand 32

 Radowitz Otto von 112
 Rauschnig Hermann 10, 30, 31, 53
 Raynolds 88
 Reger Maax 97
 Revetlov Rolf 30
 Rhode Erich 56
 Rhode Käthe 44, 72
 Rickert Heinrich 32

 Riecke Jörg 10, 27, 28, 41
 Rinklake Hubert 57
 Rode Heinz 77
 Romanow Andrzej 27, 50, 61
 Ruhнау Rüdigar

 Sahm Heinrich 13, 36, 86
 Sahm Ulrich 18, 178
 Sander Robert 44, 76
 Savitskaya Natalia 10, 27, 28, 41
 Schaber Will 30
 Schaper Melanie 39, 91, 99
 Schaper Rudolf 15, 39, 86–89, 99
 Schiller Friedrich von 133
 Schillings Max von 89
 Schmann Robert 97
 Schubert Franz 97
 Schultz Anchen 175
 Schulz Fritz 34, 44
 Schuster Britt-Marie 10, 27, 28, 41
 Sellke Herbert 77
 Semków P 58–59
 Shakespeare William 120
 Shaw Bernard 88
 Siegmund H 11
 Sikora Jan 16, 28, 41
 Socnik H. 97
 Soot 90
 Sparwasser Else 33
 Spee Maximilian Reichsgraf 86
 Steinbrück Karl 22
 Sternfeld Ulrich 147, 148
 Strassburger Henryk 69
 Streicher Julius 153

 Teclav Richard 30, 57
 Thermann Edmund Freiherr von 53,
 112, 113
 Tolstoi Lew 121
 Tschchow Anton 121
 Turgieniew Iwan 120

 Ullstein 66

Vogel Barbara verh. Fuchs 178
Volkmann Ernst 134
Voltaire François 120

Wagner Richard, Compositeur, 89–91
Wagner Richard 28, 36, 49
Wagner Richard, Musiker
Wallace Edgar 120
Wallenrads 127, 128, 130
Warminski Sigmund 13, 43
Weber Fritz 10, 49
Weidenhammer Fritz 170
Weisspferd 162
Wilhelm I. 135

Wilpert Friedrich von 10, 12, 13, 24,
44, 47, 52, 56, 64, 77
Winkler 55, 140 ?
Wilson Thomas Woodrow 46
Wodzicki Roman 13, 17, 52
Wolting Stefan 41, 88

Zalewski 69
Zarath Leander (Stina) 116
Zarske Wilhelm 138
Ziehm Ernst 13, 42, 53
Zwarra Brunon 12
Zweig Arnold 87

VIII. VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN UND TABELLEN

Abbildungen

1. Marienkirche	8
2. Jophengasse	11
3. Danzig aus Vogelperspetive. Oben das Gebäude der „Danziger Neueste Nachrichten“	12
4. Danziger Machandel	14
5. Milchkannen (Heute Stągiewna)	19
6. Gustav Fuchs	85
7. Clara Fuchs	86
8. Rudolf Schaper	87
9. Theater am Kohlenmarkt (Heute Targ Węglowy)	89
10. Blick auf die Bühne der Zopoter Waldoper während einer Parsifal-Aufführung	90
11. Meta M. Schaper	91
12. Waldoper Zoppot 1936	92
13. Hans Fuchs als 6-jähriger Junge mit seinen Eltern	94
14. Hans Fuchs als Einjährig-Freiwilliger bei Ausbruch des 1. Weltkrieges	95
15. Hans Fuchs ca. 50 Jahre alt	97
16. Holzmarkt (Heute Targ Drzewny)	100
17. Die Eltern	101
18. Breitgasse	104
19. Paul Ehmke	107
20. Edmund Freiherr von Thermann	113
21. Kaufhaus „Sternfeld“ an der Ecke Langgasse/Große Wollererbergasse (Heute róg ulic Długiej i Tkackiej)	122
22. Conradinum	126
23. Breitgasse. Das englische Haus	136
24. Blick auf die Lage Brücke	137
25. Artushof	139
26. Große Synagoge	151
24. Heinrich Klose	153
28. Einzug Hitlers in Danzig, 19. September 1939	159
29. Hitler in der Langgasse begrüßt von Gauleiter Albert Forster, 19. Septemer 1939	161
30. Eine der letzten Abendgesellschaften im Hause Fuchs Breitgasse 90/94 Ende 1939/Anfang 1940	162
31. Der Seesteg in Zoppot.	171
32. Barbara und Hans Fuchs mit ihren drei Kindern	179
33. Die große Familie Fuchs, Kindern, Enkel	179

Tabellen

1. Von den insgesamt erwähnten Zeitungen entfallen auf das Gebiet der Freien Stadt Danzig	29
2. Der Personalstand der DNN in den Jahren 1894–1934 war eindrucksvoll	42

